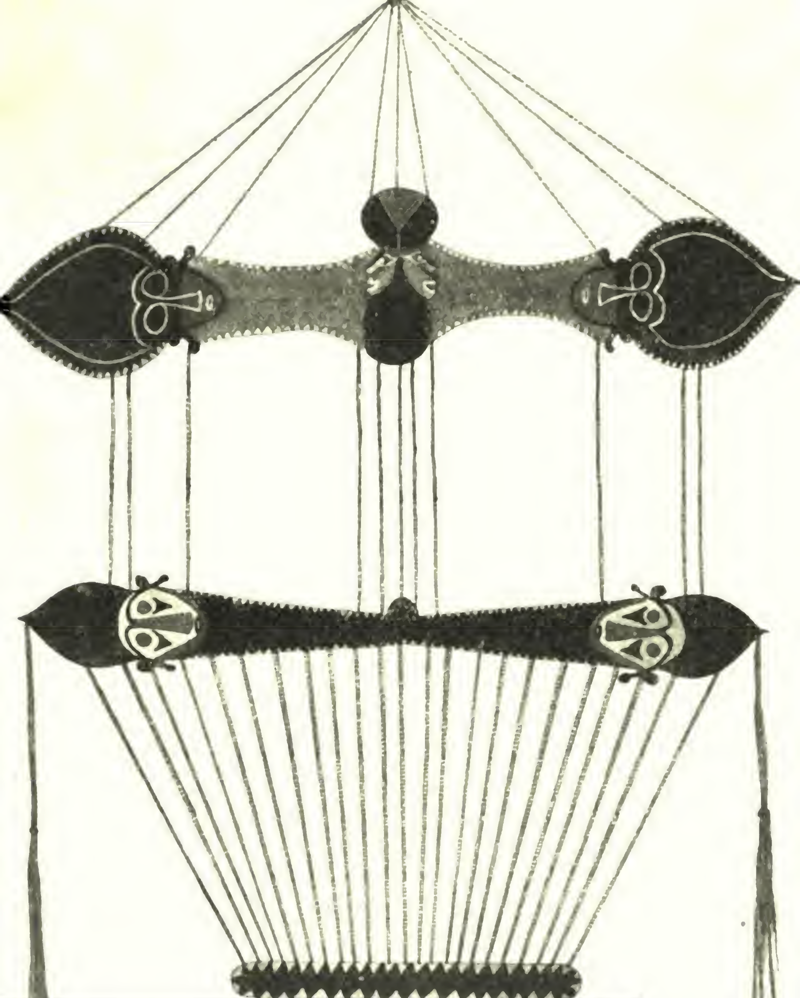
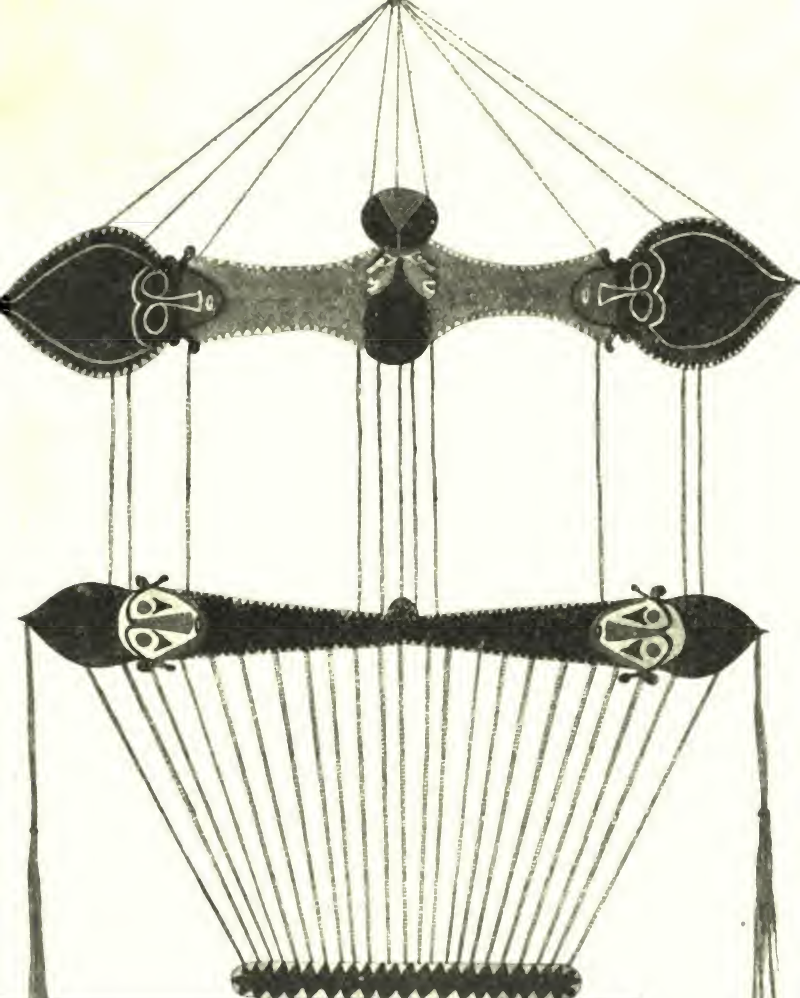


# Zwei jahre unter den kannibalen der Salomo-inseln

Carl Ribbe, Heinrich Kalbfus



# Zwei jahre unter den kannibalen der Salomo-inseln

Carl Ribbe, Heinrich Kalbfus







Tafel 1. Handelsstation auf Munia.

# Zwei Jahre
# unter den Kannibalen
der
# Salomo-Inseln.

Reiseerlebnisse und Schilderungen von Land und Leuten.

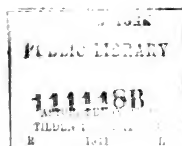
Von

Carl Ribbe.

Unter Mitwirkung von Heinrich Kalbfus.

Mit zahlreichen Abbildungen im Text,
14 Tafeln, 10 lithographischen Beilagen und 3 Karten.

Dresden-Blasewitz.
Druck und Verlag der Elbgau-Buchdruckerei, Hermann Beyer.
1903.



# VORWORT.

Nachdem ich in den Jahren 1880 und 1881 Andalusien und 1882—86 Holländisch-Indien und West-Neu-Guinea zum Sammeln von zoologischen und ethnographischen Gegenständen bereist hatte, bot sich 1893 eine günstige Gelegenheit, nach dem Schutzgebiete der Neu-Guinea-Kompagnie zu gehen. Mein Aufenthalt in der Süd-See währte 4 Jahre; während dieser Zeit sammelte ich in Kinigunang bei Herbertshöhe in Neu-Pommern, auf Neu-Lauenburg, in Nusa im Norden von Neu-Mecklenburg sowie auf den Salomo-Inseln, hauptsächlich in den damals noch deutschen Gebieten in der Bougainville-Strasse.

Über meinen Aufenthalt in Spanien habe ich nur wenig veröffentlicht, während über die Reisen im Malayischen Archipel und den Papuanischen Inseln ausser zahlreichen kleineren, fachwissenschaftlichen Arbeiten mehrere geschlossene lepidopterologische und ethnographische Abhandlungen erschienen sind. Von entomologischen Veröffentlichungen mögen hier genannt sein:

Beiträge zur Kenntnis der Lepidopteren-Fauna der Aru-Inseln, Dresden 1886, Correspondenzblatt des Vereins „Iris“ pag. 73—90,

Beiträge zur Lepidopteren-Fauna von Gross-Ceram, 1889 l. c. pag. 187—265,

Ein Sammeltag am Wasserfall von Maros, Leipzig 1893, Entomolog. Jahrbuch von Dr. O. Krancher, pag. 170 ff.

Aus der Anzahl der ethnographisch-geographischen Arbeiten seien erwähnt:

Die Aru-Inseln, Dresden 1888, Festschrift des Vereins für Erdkunde zu Dresden, pag. 153—201,

Ein Aufenthalt auf Gross-Seram, Dresden 1892, XXII. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden, pag. 129—214.

Von speziellen Süd-See-Arbeiten sind ausser der vorliegenden die folgenden veröffentlicht:

Einige noch nicht bekannte Raupen und Puppen von Schmetterlingen aus dem deutschen Schutzgebiete in der Süd-See, Dresden 1895, Deutsche Entomologische Gesellschaft, Lepidopt. Hefte, Verein „Iris", pag. 105—115,

Noch nicht bekannte Raupen und Puppen von Schmetterlingen aus dem Schutzgebiete der Neu-Guinea-Kompagnie in der Süd-See, Dresden 1897 l. c.,

Ein entomologischer Sammelaufenthalt in Mioko, Leipzig 1897, Insekten-Börse,

Beitrag zur Lepidopteren-Fauna des Bismarck- und Salomo-Archipels in der Süd-See, Dresden 1898 und 1899 (Forts.), Deutsche Entomologische Gesellschaft, Lepidopt. Hefte, Verein „Iris", pag. 34—133 und (Forts. 1899) pag. 219—260.

Ferner dienten meine lepidopterologischen Sammlungen Herrn Geh. Sanitätsrat Prof. Dr. A. Pagenstecher hauptsächlich als Unterlage für sein Werk „Die Lepidopteren-Fauna des Bismarck-Archipels", Zoologica, herausgegeben von Prof. Dr. C. Chun, Leipzig 1899, Heft 27.

---

Die Möglichkeit, nach der Süd-See zu gehen, wurde mir in erster Linie durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Herrn Landesgerichtsrat Wolf von Schönberg in Naumburg geboten, welchem ich an dieser Stelle besonders danke. Ausserdem wurde mein Eintritt in das Schutzgebiet erleichtert durch Empfehlungen der Herren Geh. Hofrat Prof. Dr. Bastian, Landesgerichtspräsident Witte, Major Richelmann, Geh. Hofrat Prof. Dr. Ruge und Prof. Dr. O. Schneider. Für die mir so gewährte Unterstützung bewahre ich stets lebhafte Dankbarkeit. Trotz allem hätte ich aber sicher nicht so bedeutende Sammlungen erzielen können, wenn ich nicht durch die Herren im Schutzgebiete die weitgehendste Förderung erfahren hätte. In dankbarer Erinnerung nenne ich die Herren A. Schulz, damals erster Leiter der Stationen der Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Süd-See in Mioko, Stationsvorsteher Kolbe, Thiel, Chef der Firma Hernsheim & Co.

in Matupi, Kaiserl. Richter Hauptmann Brandeis, Landeshauptmann Schmiele, S. Ehrwürd. Bischof Couppé, Plantagenbesitzer Mouton, Händler Tindal und Kapitän E. Pratt.

Bei der Sichtung des Materials und der Bearbeitung meiner Tagebücher, Photographien, Skizzen und Sammlungen wurde ich wesentlich unterstützt von Herrn Prof. Dr. O. Schneider, meinem verstorbenen Vater H. Ribbe sowie meinen Schwestern Katharina und Gertrud, welchen hier noch aufrichtig gedankt sei. Die Beteiligung des Herrn cand. ing. H. Kalbfus an den Vorarbeiten und der Drucklegung würdige ich durch entsprechenden Vermerk auf dem Titelblatte.

Dass sich das Erscheinen des vorliegenden Werkes verzögerte, ist durch Krankheit, Überhäufung mit geschäftlichen Arbeiten und durch die schwierigen und sehr zeitraubenden Vorarbeiten verursacht worden. Den Leser bitte ich aus diesen Gründen, etwaige sich herausstellende Mängel zu entschuldigen.

Radebeul b. Dresden, November 1903.

C. Ribbe.

# Verzeichnis der Abbildungen.

## Beilagen am Ende des Buches.

7 Handzeichnungen, 8 Gesichts-, Hand- und Fusskonturen sowie 3 Karten.

## Druckfehler-Verzeichnis.

Seite 3, Zeile 16 lies 1893 statt 1894.
„ 11, „ 25 „ Guppy statt Goppy.
„ 43, „ 2 von unten lies Godeffroy statt Godefroy.
„ 55, Anmerkung lies In einzelnen Teilen von Rubiana statt in Rubiana.
„ 68, Zeile 20 lies Praecipitat-Salbe statt Paecipital-Salbe.
„ 185, Zeile 3 von unten lies in statt im.
„ 196—212 Zeile 13 lies Humboldt-Bai statt Humboldbai.
Karte 1 lies Kap Giraud statt Kap Girand.

# EINLEITUNG.

In der Zeit, welche meinem Aufenthalte in dem deutschen Schutzgebiete der Südsee vorausging, verkehrten nur höchst selten Schiffe von Neu-Pommern nach den Salomonen und dann auch nur nach den nördlichst gelegenen Inseln und nach Buka, wo die amerikanische Firma Forsayth Handels-Stationen hatte. Es war mir darum sehr erwünscht, als nach kaum halbjährigem Verweilen meinerseits im Bismarck-Archipel sich der damalige Landeshauptmann Schmiele entschloss, mit dem Dampfer Isabell eine Rundtour durch die gesamten deutschen Salomonen zu unternehmen, und ich folgte freudig der Einladung, diese günstige Gelegenheit zu benutzen, um nach den so wenig bekannten Salomonen zu kommen.

Zugleich mit mir hatte sich der in Holländisch-Indien und Neu-Guinea auf das beste bewährte Sammler Wahnes, ein 63jähriger Herr aus Naumburg an der Saale, entschlossen, mit nach diesem am wenigsten bekannten Teile unserer Südsee-Kolonie zu fahren.

Nachdem wir uns in Eile mit Proviant, Kochgerät, Bettzeug und anderen nötigen Dingen versehen hatten, schifften wir uns am 16. August 1894 auf dem Dampfer Isabell ein. Bald danach wurde der Anker aufgewunden, und wir gingen mit Volldampf von der Rhede von Herbertshöhe ab.

Dicht entlang an der Küste, vorbei am Berara-Kap einerseits und Mioko anderseits, gelangten wir in den zwischen Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern befindlichen Sanct Georgs-Kanal. Weiter und weiter ging es nach Süden, mehr und mehr entschwand das Land im Hintergrunde, und nur schwach konnten wir gegen Abend Mioko, von wo uns am Nachmittage für lange Zeit zum letzten Male die deutsche Flagge gegrüsst hatte, erkennen.

Am nächsten Morgen hatten wir die südlichste Spitze von Neu-Mecklenburg, Kap Sanct Georg, weit hinter uns gelassen und befanden uns auf offner See. Das Wetter war böig und unruhig, sodass der Landeshauptmann wie auch mein Reisegefährte sich in ihre Kabinen zurückziehen mussten. Ich selbst, der Seekrankheit nie gekannt hat, war, gehüllt in meinen Ölrock, beinahe den ganzen Tag mit auf der Brücke und liess mir dort von dem Kapitän Dahlmann dasjenige erzählen,

was er von den Salomonen wusste. Viel war es nicht, denn obgleich der Kapitän einer der ersten war, der von der Neu-Guinea-Compagnie nach dem Schutzgebiete geschickt worden war, so hatte er die Salomonen doch nur ein oder zwei mal besucht und dann auch nur vom Schiffe aus gesehen. Erfreulich war mir, dass er bestätigte, dass schon seit Jahren in der Bougainville-Strasse auf einer der vielen Inseln Amerikaner sich als Händler angesiedelt hatten.

Im Laufe des Nachmittages bekamen wir die ersten Berge der Salomonen in Sicht, und zwar waren es diejenigen, die sich auf Buka befinden. In der Nacht näherten wir uns mehr und mehr der Küste von Bougainville, sodass wir bei ganz ausgezeichnetem Wetter am nächsten Morgen diese in ihrer ganzen Schönheit vor uns hatten.

Scheinbar schmale Strand-Ebenen gehen bald in bergiges Gelände über, das in dem Balbi (vergl. Tafel 10) die stattliche Höhe von ca. 3070 m erreicht. Der Gebirgsstock, dessen höchste Spitze dieser Berg ist, bildet eine kompakte Masse, die sich aus dem mittleren Berglande erhebt. Von Norden in einen kammartigen Höhenzug langsam ansteigend, fällt das Balbi-Gebirge nach Süden ziemlich schroff ab.

Leider konnten wir nicht so dicht an die Küste der schönen Insel herangehen, dass wir die Strandgegenden genauer zu erkennen vermochten; ich musste mich auf spätere Gelegenheit vertrösten.

Am 18. August passierten wir die unter englischer Schutzherrschaft stehenden Treasury-Inseln, um alsdann in die Bougainville-Strasse hinein zu gehen. Rechts und links und voraus erschienen eine grosse Anzahl von kleinen Inseln, die, alle mit tropischer Vegetation bedeckt, uns hoffen liessen, dass unsere Erfolge recht gute werden könnten. Gegen Abend langten wir vor der Insel Munia an und gingen dort vor Anker. Die wehende amerikanische Flagge zeigte uns, dass wir damit unser erstes Ziel auf den Salomonen erreicht hatten, dass wir bei der Station der Händler angelangt waren.

Man sagt, dass der erste Eindruck, den ein Reisender von einer Gegend bekommt, der massgebende sei; ich muss sagen, dass daran viel Wahres ist. Sowohl auf Herrn Wahnes wie auf mich hatte gerade die Insel Munia einen recht düsteren, unfreundlichen Eindruck gemacht. Der dichte dunkle Wald, welcher bis an den Meeresstrand geht, die gleichmässige Gestalt der Insel, das Nichtvorhandensein von Eingeborenen-Ansiedlungen trugen dazu bei, den oben erwähnten Eindruck hervorzurufen. Der Landeshauptmann war bald nach unserer Ankunft an Land gegangen, um zu erfahren, ob die Händler anwesend waren. Wir hatten währenddessen Gelegenheit, die Ansiedlerstation (s. Titelbild) zu betrachten. Sehr einladend sah das Ganze nicht aus; einige niedrige Hütten, aus sogenanntem Buschmaterial gebaut, war alles, was wir auf der kleinen,

dicht am Strande liegenden Lichtung wahrnehmen konnten. Im Vordergrunde standen eine Anzahl Kokospalmen, während der Hintergrund von dichtem, üppigen Walde eingenommen wurde. Am Strande lagen halb im Wasser mehrere europäische Boote, die bis auf die wehende Stations-Flagge das Einzige waren, was daran gemahnte, dass wir eine europäische Niederlassung vor uns hatten. Von Eingeborenen sahen wir nur einige nackte Männer faul am Strande liegen. Mein Reisegenosse, der noch nicht auf einem soweit vorgeschobenen Aussenposten der Händler gewesen war, fasste schon damals einen Widerwillen gegen das Leben in den Salomonen und hat es in der Tat auch nicht allzulange dort ausgehalten; nach 6 Monaten kehrte er nach Neu-Pommern und Neu-Guinea zurück. Auch ich glaubte nicht, dass ich zwei Jahre lang auf diesen beinahe von allen Verkehrs-Strassen abgelegenen Inseln verweilen würde. Ich war es jedoch von meinen früheren Reisen gewöhnt, mich auch in den am wenigsten verlockend erscheinenden Gegenden schnell heimisch und bis zu einem bestimmten Grade wohl zu fühlen, und tröstete mich mit dem Bewusstsein, dass ich schon öfters unter noch weniger günstigen Bedingungen das Schiff, und damit die Zivilisation, hinter mir gelassen hatte, um ganz zwischen Wilden unter tropischer Sonne zu leben.

Wohlgemut verpackten wir unsere Sachen, erstanden von dem liebenswürdigen Kapitän Dahlmann noch soviel Proviant, als er abgeben konnte, und erwarteten die Dinge, die da kommen sollten.

Es war schon beinahe dunkel, als der Landeshauptmann wieder an Bord kam; in seiner Begleitung befand sich ein junger Amerikaner. Der Jüngling, der sicher seinen besten Anzug anhatte, machte einen wenig Vertrauen erweckenden Eindruck. Ein alter, von Wind und Wetter arg zerzauster Filz auf dem Kopfe, Beinkleider und Wollhemd von unbestimmbarer Farbe, umgeschnallter grosser Revolver gaben ihm ein Aussehen, das dem eines Seeräubers glich. Das Aussehen täuschte hier jedoch gewaltig, denn bald wurden wir gewahr, dass wir es mit einem alle Zeit liebenswürdigen und gastfreien, echten Südsee-Trader zu tun hatten. Bereitwilligst bot er uns sein Haus an und bat uns, seine Gäste zu sein, bemerkte jedoch, dass er wenig zu bieten hätte, da er seit beinahe zwei Monaten kein Schiff, weder von Sydney noch von Neu-Pommern, gesehen hätte.

Erst am nächsten Morgen schifften wir uns aus und fanden, dass das vorerwähnte Haus von innen einen besseren Eindruck machte als von aussen. Freudig überrascht wurden wir, als wir bei unserem Eintritt in die Hütte von einem jungen weissen Mädchen begrüsst wurden, der Schwester unseres Wirtes, Clara Macdonald; auch sie wiederholte die freundliche Einladung und wies uns einen grossen Raum als Wohnzimmer an. Freilich war in demselben garnichts vorhanden, ja selbst die Tür- und Fensteröffnungen waren nicht zum Verschliessen eingerichtet.

Gegen Mittag kehrten wir nochmals an Bord der Isabell zurück, um uns von dem Landeshauptmanne und Kapitän Dahlmann zu verabschieden; bei schäumendem Sekt wünschten uns beide viel Erfolg zu unserem Vorhaben und sprachen die Hoffnung aus, uns bei Beendigung ihrer Rundtour in 14—20 Tagen schon in voller Sammeltätigkeit zu finden.

Die ersten Tage unseres Aufenthaltes wurden reichlich mit Einrichten unseres neuen Heimes ausgefüllt. Aus Kisten und Kasten wurden Tisch, Stühle, Fensterladen, Türen, Betten etc. zusammengezimmert. Vorgefundene kleine Glasfenster wurden in die Öffnungen gesetzt, kurz alles dasjenige geschaffen, um unserem Wohnraume ein nettes und menschenwürdiges Aussehen zu geben. Sehr vorteilhaft war für uns beide, dass wir sogenannte Faulenzerstühle und Matratzen nebst Moskito-Netzen mitgebracht hatten, denn dadurch war die Frage betreffs unserer Schlafstellen bald erledigt. Als alles fertig war, fühlte ich diejenige Befriedigung, die nur der kennt und zu schätzen weiss, der unter ähnlichen Verhältnissen in von aller Zivilisation abgelegenen Gegenden gelebt hat. Man ist stolz auf sein selbstgeschaffenes Werk und geht alsdann mit umso grösserem Mute und umso lebhafterer Freude an die Arbeit und das Erforschen des unbekannten Gebietes.

Ein Übelstand, den wir sehr bedauerten, war, dass wir keine Diener von Neu-Pommern oder von Singapore mitgebracht hatten. Man muss hierbei berücksichtigen, dass man seine ganze Zeit dem Erforschen der Gegend widmen und nicht durch alle möglichen häuslichen Arbeiten geplagt werden soll, wenn man von seinen Exkursionen aus dem Busche zurückkehrt. Bedauerlicherweise war es mir in Herbertshöhe nicht gelungen, von dem Stationsvorsteher die Erlaubnis zu erlangen, 2 Neu-Pommern-Leute für meine Salomonen-Expedition anzuwerben; wir mussten uns in den ersten 6 Monaten ohne Diener behelfen.

Wir befanden uns in einem Gebiete, welches so gut wie noch garnicht von wirklichen Sammlern besucht worden war; zwar hatte der englische Reisende Woodford kurze Zeit auf der unweit von Munia gelegenen, grösseren Insel Fauro gewohnt und gesammelt, wohl hatten gelegentlich englische Kriegsschiffs-Offiziere einige naturhistorische Gegenstände mitgenommen, jedoch zum wirklichen, energischen Sammeln, vor allem von Insekten und ethnographischen Sachen, waren sie alle nicht gekommen.

Die Bougainville-Strasse, durch welche früher ein lebhafter Schiffsverkehr ging, als noch die Wale im stillen Ocean recht häufig waren, wird durch die beiden grossen Salomo-Inseln Choiseul und Bougainville gebildet. Eine stattliche Zahl von kleinen Inseln sind diesen grösseren teils vorgelagert, teils sind sie mitten in der Strasse verstreut. Zwei grössere, Alu und Fauro, sind bergig. Letztere hat steil ansteigende

Höhen bis zu 590 m, die übrigen Inseln sind meist flache Eilande, die nur wenig hohe Berge aufweisen. Fauro hat in seiner Gestalt Ähnlichkeit mit Celebes und bietet, da es bedeutend kleiner ist, an verschiedenen Stellen ganz vorzügliche Häfen. Der beste derselben ist auf der Ostseite die Sinasore-Bai. Doch auch zwischen den kleineren Inseln sind durch Buchten und Kanäle ganz günstige Bedingungen für Ankerplätze vorhanden. Die Ufer der grösseren Inseln bieten abwechselnd weissen Korallensand-Strand oder ausgedehnte Mangrove-Sümpfe. Frischwasserläufe sind zwar auf den Admiralitätskarten verschiedentlich angegeben, befinden sich jedoch nur auf Fauro und in dem nach Bougainville zu gelegenen Teile von Alu. Selbstverständlich bilden sich während der häufig auftretenden, heftigen Regenperioden in allen Tälern und Einsenkungen kleine Bäche; dieselben sind jedoch nicht von Bestand und versiegen, nachdem die Sonne einige Tage ununterbrochen eingewirkt hat, ebenso schnell, wie sie entstanden sind.

Die kleineren Inseln, teilweise auch die grösseren, sind korallinisch; bis hoch auf die Hügel findet man diese Formationen. Auf einigen Inseln, vor allem auf Fauro und Tauna, treten jedoch kompakte, rote, granitartige Felsmassen zu Tage. Ich glaube, man kommt der Wahrheit nahe, wenn man annimmt, dass einige der Inseln abgetrennte Teile der grösseren sind, d. h., dass z. B. Fauro, Tauna und Owau früher mit Bougainville zusammengehangen haben. Wahrscheinlich sind sie älteren Ursprunges, da die Abtrennung vor sehr langer Zeit stattgefunden haben mag. Die kleineren Inseln, die sich kaum einige Meter über den Meeresspiegel erheben, sind so, wie sie sich heute zeigen, jüngeren Ursprunges. Sie sind durch die fleissige Arbeit der Korallentierchen und durch zeitweiliges Heben entstanden. Ein Beweis hierfür mag sein, dass auf den kleinen Atollen die Flora und auch die Fauna eine wesentlich ärmere als auf den grösseren ist.

Weit ausgedehnte Riffe verbinden teilweise die Inseln der Bougainville-Strasse, zum Teil sind sie denselben vorgelagert. Merkwürdigerweise sind es nun die Ost- und Südseite der gesamten Inselgruppe (die ich kurz die Shortlands-Inseln nennen möchte, s. Karte 2), welche die bei weitem ausgedehntesten Riffe aufweisen. Auch dies könnte ein Beweis dafür sein, dass in früherer Zeit die grosse Insel Bougainville, Fauro und Alu in sich schliessend, sich weiter nach dem Süd-Osten ausgedehnt hat. Unmittelbar an den Rändern der Riffe bei Fauro, Munia, Alu und Paramatta ist auf 200 m kein Meeresboden zu finden, da jene steil und jäh abfallen. Hingegen in der Strasse selbst und nach Bougainville, also auch nach Norden und Nord-Osten zu, findet man überall auf höchstens 50 m den Boden. Die Bildung der kleinen Inseln findet in der Bougainville-Strasse noch heutigen Tages statt; auf den Riffen, die nach Süd-Osten

liegen, werden durch Wind und Wellen grosse Baumstämme angetrieben, sie verfangen sich in dem Korallenboden, nachkommendes Holz verstärkt diesen und in ganz kurzer Zeit haben die Strömung und die nie rastenden Wogen Sand und andere Gegenstände angeschwemmt. Nach und nach werden die Stämme vergraben, angeschwemmter Samen und die fruchtbare tropische Sonne sorgen für ein schnelles Bewachsen der Sandbank resp. der Insel. Es kann so ganz leicht geschehen, dass an Stellen, wo früher die See wogte, nach verhältnismässig wenigen Jahren eine mehrere Hektar grosse, mit leichtem Baumwuchse bestandene Insel zu finden ist.

Auch bei Munia befand sich eine solche kleine, keine 4—5 Jahre alte Insel, welche, als mein Wirt nach Munia kam, noch nicht vorhanden war und während meines zweijährigen Aufenthaltes in den Salomonen mehr und mehr zugenommen hat.

Man hat von Munia einen weit ausgedehnten Rundblick. Nach Norden und Nord-Osten erstreckt sich derselbe bis nach Bougainville; die himmelanstrebenden Berge dieser Insel begrenzen den Horizont. Nach Osten zu tauchen bei klarem Wetter die blauen Berge von Choiseul aus den Wellen des stillen Ozeans, und so wird dem bewundernden Auge ein Gesamtbild der Tropen in all seiner Pracht und Schönheit geboten.

Wir blieben gegen 6 Wochen auf der Insel Munia und sammelten daselbst ganz intensiv. Kreuz und quer führten uns unsere Ausflüge durch die ganz und gar mit dichtem Wald bestandene Insel. Mancher gute, seltene Schmetterling, manches andere interessante Insekt und eine Anzahl seltener Vögel wurden unsere Beute. Ich unterlasse es jetzt, darauf näher einzugehen, da ich vorerst nur den Lauf meiner Reise in dem damaligen deutschen Teile der Salomonen kurz anführen will; später komme ich bei der Beschreibung der Gesamt-Salomonen noch näher darauf zu sprechen.

Von Munia wandten wir uns nach der östlich von Fauro gelegenen Insel Tauna. Auch hier hatten wir, obgleich die Insel eigentlich nur aus einem einzigen Bergkegel, wahrscheinlich einem erloschenen Vulkane, mit wenigem flachen Strandland besteht, sehr gute Erfolge zu verzeichnen. Verschiedene Male war ich gezwungen, von Tauna in einem kleinen, schmalen Kanu nach Munia zu fahren. Es waren recht wenig angenehme Fahrten, denn 5—6 Stunden ruhig auf ein und demselben Flecke zu sitzen und dabei der glühenden tropischen Sonne ausgesetzt zu sein, ängstlich nach den aufsteigenden Wolken schauend, ob nicht ein Gewitter herannaht, sind Mühseligkeiten, deren Grösse nur derjenige ermessen kann, der selbst auf seinen Reisen in ähnlichen Lagen gewesen ist.

Nachdem wir gegen 2 Monate auf Tauna gesammelt hatten, gingen wir nach der südwestlich von Fauro gelegenen, kleinen Insel Faisi. Hier schlugen wir resp. ich für die Folge unser Standquartier auf, und ich unternahm von dort aus die verschiedensten Touren nach Bougain-

ville, Choiseul, Treasury und den übrigen Salomonen. Zweimal musste ich nach Neu-Pommern gehen, um meine gesammelten naturhistorischen und ethnographischen Gegenstände nach Europa versenden zu können. Beinahe 2 Jahre lang dehnte sich mein Aufenthalt hier auf dieser Insel aus, während mein Reisegefährte, wie schon gesagt, bereits nach 6 Monaten die mehr zivilisierten Gegenden unseres Schutzgebietes aufsuchte.

Bevor ich die Schilderung meiner Reise fortsetze, will ich einige geographische und historische Notizen über die gesamten Salomonen voraussenden.

Alvaro Mendaña de Neyra, welcher von dem Vizekönige von Peru Ende 1567 ausgesandt worden war, das grosse Südland zu erreichen, entdeckte, nachdem er am 15. Januar 1568 zuerst eine kleine Koralleninsel, die er Jesu taufte, berührt hatte, am 7. Februar desselben Jahres die mittlere Salomo-Insel, die man Santa Isabell nannte. Da einige Goldfunde die Spanier in ihrer Meinung, das Ophir des Königs Salomo gefunden zu haben, bestärkte, wurde später die ganze Gruppe Salomo-Inseln getauft. Man hielt das entdeckte Gebiet zuerst für einen Teil des Südlandes, musste sich jedoch, nachdem Pedro de Ortega die Insel umschifft hatte, überzeugen, dass man nur eine Insel vor sich hatte. Man machte dann später verschiedene Fahrten durch die südlichen Salomo-Inseln und entdeckte dieselben bis Sant Christobal. Mehrere Tagebücher*) über diese Reisen sind uns erhalten geblieben, so dasjenige des Spaniers Hernando Gallego, Hauptlotsen der Expedition, ferner ein Tagebuch von Pedro Sarmiento, dem zweiten Kommandanten der bei der Expedition befindlichen Soldaten. Ein drittes Tagebuch, und sicher das umfangreichste, ist das von Gomez Catoira, Hauptzahlmeister resp. Proviantmeister der Expedition. Letzteres hauptsächlich ist von dem englischen Reisenden Woodford benutzt worden, um an Ort und Stelle die Fahrten der Spanier in den Salomonen zu verfolgen, (vergl. Proceid. of the Royal Geogr. Society, London, Vol. XII, 1890, pag. 401). Es ist gewiss sehr interessant zu finden, dass Woodford eine Anzahl Wörter der Eingeborenen, die in den oben erwähnten Journalen angegeben sind, noch heute bei den Bewohnern der Estrella-Bai auf Isabell in Gebrauch fand. Ferner kann man aus den Schilderungen der Spanier erkennen, dass die Salomonier schon damals nicht besser in ihrer Gesinnung gegen die Europäer waren als heute, denn bei einer Expedition, die am 4. März 1568 unter Pedro de Ortega in das Innere unternommen wurde, waren die Spanier beständigen Angriffen der Eingeborenen ausgesetzt. Bogen und Pfeile waren bereits zur damaligen Zeit Hauptwaffen der Wilden, auch dass die

*) Diese Tagebücher sind in Übersetzung in den Veröffentlichungen der Hakluyt Society 1901, Vol. I und II, erschienen.

Schwarzen Kannibalen waren, konnten die Spanier feststellen, denn Mitte März erschienen eine Anzahl von Kanus, die Geschenke brachten, unter anderen auch einen Oberteil (Schulter und Arm) eines Knaben. Auch Betelnuss wurde damals schon auf diesen Inseln gekaut.

Die am 7. April unter Ortega und Gallego mit 30 Mann unternommene Entdeckungstour in einer offenen Brigantine brachte viel Neues und Interessantes. Man entdeckte Malayta, von den Eingeborenen Mala genannt; als die Spanier das Land sahen und den Eingeborenen, der mit ihnen war, fragten, was dieses für eine Insel sei, sagte derselbe Mala ita = dort ist Mala. Desgleichen wurde Gela (Florida), Sawu und Guadalcanal entdeckt; von dieser Insel aus kehrte man nach den Schiffen zurück, und zwar ging die Fahrt nun an der Süd-Küste von Isabell entlang, und man sah bei dieser Gelegenheit westlich Neu-Georgien und später Choiseul (St. Marcos). Man ging nicht durch die Manning-Strasse, sondern durch den Praslin-Hafen dicht bei dem jetzigen Dorfe Wulegar vorbei nach der anderen Seite von Isabell und erreichte die Schiffe am 5. Mai. Am 12. desselben Monats gingen die Schiffe, die Capitana und die Almiranta mit der Brigantine, nach Guadalcanal. Wenige Tage später, am 19. Mai, unternahmen Fernando Henriquez und Gallego eine weitere Entdeckungsfahrt mit der Brigantine. Man fuhr an der Küste von Guadalcanal entlang, berührte Aola und Marauw-Sund und ging von diesem letzteren Orte nach Malayta (Catoira nennt diese Insel Mala, wie sie noch heute bei den Eingeborenen heisst). Nachdem man das äusserste Ende von Malayta erreicht hatte, ging man nach Ulawa (bei den Spaniern Uraba). Von Ulawa weiter vordringend, berührte man die Drei-Schwestern (Las Tres Marias) und Jugi (Ugi) und gelangte so nach St. Christobal (Bauro der Inländer), wo man von den Eingeborenen feindlich empfangen wurde, und da ein Landen nicht möglich war, ging man nach Jugi zurück. Nachdem am folgenden Tage auf St. Christobal die Landung erzwungen worden war, trat man die Rückreise nach den Schiffen an, indem man nach Guadalcanal hinüberging und dort an der Küste entlang bis zu dem Ankerplatze der Schiffe fuhr.

Von den Schiffen aus hatte man unterdessen mehrere Expeditionen nach dem Innern des Landes gemacht und bei dieser Gelegenheit durch die Angriffe der Eingeborenen eine Anzahl Leute verloren. Am 13. Juni verliessen die Schiffe und die Brigantine ihren Hafen und gingen längs Guadalcanal nach St. Christobal hinüber. Nachdem die Brigantine noch eine dritte Entdeckungsreise gemacht und St. Anna und St. Catalina entdeckt hatte, wurden am 11. August die Salomonen von den Spaniern verlassen, die nach Peru zurückkehrten.

Da Mendana aus verschiedenen Gründen die neu entdeckten Inseln für sehr goldreich hielt, glaubte er, wie schon erwähnt, das Ophir des

Königs Salomo entdeckt zu haben. Viele der späteren Südsee-Fahrten von Abenteurern und auch von Entdeckern wurden zum Auffinden des wieder verloren gegangenen Archipels unternommen, aber alle blieben vorerst erfolglos. Selbst Mendaña fand ihn auf seiner zweiten Reise 1595 nicht wieder. Lange zweifelte man an der Existenz dieses Archipels; selbst Byron und Charteret gehörten zu diesen Zweiflern. Erst 1768, also 200 Jahre später, gelang es Bougainville, die Inselgruppe aufs neue zu entdecken; er durchfuhr die nach ihm benannte Bougainville-Strasse, steuerte an der Küste von Choiseul nach Süden entlang und legte sich in Port Praslin, am nördlichen Ende von Isabell, längere Zeit vor Anker. 1769 besuchte Surville die Ostküsten des Archipels und nannte dieselben Arsaciden. Man hatte damals keine Ahnung, dass man es mit den schon von Mendaña entdeckten Salomonen zu tun hatte; erst die beiden Geographen Buache und Fleurien erbrachten den Beweis für diese Tatsache. 1788 wurden die westlichen Inseln des Archipels von Shortland besucht und teilweise erforscht. Er gelangte nach Rubiana und nannte diesen Teil der Salomonen Neu-Georgien.

1838 berührte d'Urvilles den Salomo-Archipel, und durch seine Aufnahmen, vor allem der südlichen Inseln, haben wir etwas genauere Kenntnis der ganzen Gruppe erhalten. Später waren es Missionäre, Anwerbungsschiffe und Kriegsschiffe, durch deren Aufnahmen und Berichte die Kenntnis über die Lage der verschiedenen Inseln, über Land und Leute etwas verbessert wurde. In unserer Zeit sind es dann mehrere unter englischer Flagge segelnde Kriegsschiffe, so der Lark, und die englischen Reisenden Woodford und Dr. Goppy, die zur Erweiterung unseres Wissens über die Inseln wesentlich beitrugen.

Immerhin ist jedoch unsere Gesamtkenntnis des ganzen Archipels eine sehr mangelhafte; grosse, weite Gebiete sind noch unerforscht, viele nur zum Teil bekannt. Die Karten, selbst die der englischen Marine, sind bei weitem nicht genau; nur einige wenige Häfen und Strassen sind sicher festgelegt. Häufig fand ich auf meinen Kreuz- und Querfahrten, dass da, wo Riffe angegeben waren, sich keine vorfanden, dass da, wo Land sein sollte, Wasser wogte, dass Inseln sich weiter ausdehnten, als die Karten es zeigten, dass Passagen entdeckt wurden, die nirgends eingezeichnet waren; ferner konnte ich vielfache Verwechslungen bei Anführungen von inländischen Namen feststellen. Kurz, es ist in jeder Beziehung noch sehr viel in den Salomonen zu erforschen und es wäre deshalb mit Freude zu begrüssen, wenn beide Regierungen, sowohl die deutsche als auch die englische, ihre Aufmerksamkeit mehr diesen schönen, zukunftsreichen Inseln zuwenden würden.

Die Salomonen, östlich von Neu-Guinea und nordöstlich von Australien gelegen, erstrecken sich vom 5. bis zum 11. Grad südlicher Breite und

zwar in einer Linie, die von Nord-West nach Süd-Ost zwischen 154. und 163. Grad östlicher Länge sich hinzieht.

Um diese Linie gruppieren sich zwei Reihen von Inseln, eine nordöstliche und eine südwestliche. Die erstere besteht aus den grösseren Inseln Buka, Bougainville, Choiseul, Isabell, Malayta mit unzähligen kleineren, die grösseren umlagernden Inseln; die letztere wird von den Inselgruppen Wella-La-Wella, Neu-Georgien, Guadalcanal, St. Christobal und ebenfalls einer ganzen Anzahl von kleinen Inseln gebildet. Hat man die Karte vor Augen, so wird man finden, dass sich auf den nordöstlichen Inseln, von Buka beginnend über Bougainville, Fauro, Choiseul, Isabell bis zum Süd-West-Ende von Malayta, durch die verschiedenen Meeresstrassen getrennt, eine Gebirgskette hinzieht, die zu ganz bedeutenden Höhen ansteigt. Kompakte Gebirgsmassen finden sich in Bougainville, so das Balbi- und Kronprinzen-Gebirge; beide erheben sich mit ihren höchsten Spitzen bis gegen 3070 m (wenn nicht mehr) über den Meeresspiegel. Choiseul erreicht dagegen im Tauro Pik und Isabell im Marescot Pik kaum 600 bezw. 1000 m Höhe. Auch Malayta weist in seinen höchsten Erhebungen kaum 1300 m auf.

Die südwestlichen Inseln Wella-La-Wella, Neu-Georgien, Guadalcanal und St. Christobal haben keine von Nord-West nach Süd-Ost durchlaufenden Gebirgszüge, sondern auf jeder einzelnen Inselgruppe sind gesonderte Gebirgsformationen, teils zentral, teils Küstengebirge. Auf Guadalcanal und St. Christobal erreichen diese Berge ihre höchsten Erhebungen, so auf der ersteren im Lammas gegen 2500 m, auf St. Christobal gegen 1500 m.

Auf beiden Inselgruppen sind Vulkane zu finden. Der höchste Berg der Salomonen, der auf Bougainville liegende Balbi (vergl. Tafel 10), ist ein Vulkan, der sich zwar nicht mehr in voller Tätigkeit befindet, den ich jedoch zu verschiedenen Malen leichte Rauchwolken habe ausstossen sehen. Zwei weitere tätige Vulkane auf der eben erwähnten Insel finden sich im Kronprinzen-Gebirge, von denen der eine der von der Süd-West-Küste aus sehr gut sichtbare Bagama ist, der ununterbrochen Dampf, Rauch und Lavamassen ausstösst. Zumal des Nachts kann man häufig, wenn man an der Küste der grossen Insel entlang fährt, diese Ausbrüche, die sehr heftig sein müssen, gut beobachten. Der zweite noch tätige Vulkan liegt im südöstlichen Teile des Kronprinzen-Gebirges; man kann ihn jedoch nur von der Ostseite von Bougainville deutlich erkennen.

Auf den zwischen Bougainville und Choiseul in der Bougainville-Strasse liegenden Inseln scheint mir auf Tauna ein erloschner Vulkan zu sein. In Choiseul, dicht an der Manning-Strasse, zeigt der Tauro Pik durch seine Gestalt an, dass er früher ein tätiger Vulkan war. Ob auf Isabell und Malayta tätige Vulkane sich befinden, konnte ich nicht fest-

stellen, da ich diese Inseln garnicht oder nur flüchtig besuchte. Die südwestlichen Inseln zeigen auf Wella-La-Wella vulkanische Gebilde; Schwefellager, heisse schwefelhaltige Quellen und aus der Erde aufsteigende Dämpfe weisen darauf hin, dass daselbst das unterirdische Feuer nur von einer dünnen Erdrinde bedeckt ist. Die Inseln Kulambangra, Gizo und Rendova charakterisieren sich durch ihre kegelförmigen Berge deutlich als erloschene Vulkane. Auf der kleinen Insel Sawu, nördlich von Guadalcanal, befindet sich ebenfalls ein tätiger Vulkan. Ob auf Guadalcanal und auf St. Christobal Vulkane vorhanden sind, weiss ich nicht, da ich auch diese Inseln nicht besuchte, doch glaube ich, dass, wenn schon keine tätigen Feuerberge dort zu finden sind, sicher vielfach vulkanische Gebilde anzutreffen sein werden.

Erdbeben sind wohl recht häufig, doch nicht sehr heftig; ich habe nur einmal eines miterlebt, wo wir uns ins Freie flüchten mussten, da unser grosses Wohnhaus ganz bedenklich schwankte; 10 bis 12 Stösse an einem Tage habe ich verschiedene Male in meinem Tagebuche verzeichnet.

Vor ca. 20 Jahren jedoch muss ein besonders starkes Erdbeben auf den nördlichen Salomonen stattgefunden haben, sodass die Eingeborenen glaubten, die Welt gehe unter. Der Boden soll wie auf einem in starkem Wellengang befindlichen Schooner geschwankt, die Erde sich an vielen Stellen geöffnet haben, neue Inseln sollen erschienen, Berge in sich zusammengefallen sein, und das Meer meterhoch das flache Land überschwemmt haben. Dicht bei der Station Faisi, wo ich meinen Hauptaufenthalt genommen hatte, zeigte man mir eine Stelle, die einen versunkenen Berg darstellen sollte; tiefe Klüfte und Riffe, deren Grund ich mit Senkblei nicht erreichen konnte, unterstützten die Wahrscheinlichkeit, dass die Aussagen der Eingeborenen auf Tatsachen beruhten.

Wahrscheinlich fällt die Katastrophe auf den Salomonen mit der in der Sunda-Strasse zusammen; beklagenswert ist es, dass die auf den Salomonen weilenden Europäer für alle diese Vorgänge in der Natur keinen Sinn hatten, sonst hätte sich das Jahr und der Zeitpunkt genau feststellen lassen. Überhaupt ist es zu bedauern, dass auf den Salomonen, vor allem auf den deutschen, keine Beobachtungsstation der meteorologischen Vorgänge, wie z. B. in Neu-Pommern und Neu-Guinea angelegt worden ist; ich selbst konnte in dieser Beziehung nur sehr wenig feststellen, da mir beinahe alle dazu nötigen Instrumente fehlten.

Mit wenigen Ausnahmen sind die Küsten sämtlicher Salomo-Inseln, vor allem der grösseren, wenig eingebuchtet und gegliedert; es ist dies auch ein Grund, dass gute Häfen verhältnismässig selten vorhanden

sind. Zwischen den verschiedenen kleineren Inseln in den Meeresstrassen und in von Riffen geschützten Buchten giebt es jedoch überall genügend Gelegenheit für Schiffe sicher zu ankern.

Die Berge der grossen Inseln senden viele, meist ganz wasserreiche Bäche und Flüsse zur See. Alle Inseln sind bis zu den höchsten Bergen mit dichtem tropischen Urwalde bedeckt, der natürlich auf den grösseren Inseln seine höchste Üppigkeit erlangt. Die Flora hat die meiste Ähnlichkeit mit der in Neu-Guinea, wenngleich viele Pflanzen durch ihr alleiniges Vorkommen auf den Salomonen derselben ein besonderes Gepräge verleihen. Die Reichhaltigkeit der Arten ist geringer als in Neu-Guinea, dafür erlangen aber einzelne Pflanzen auf den Inseln eine Grösse und Üppigkeit, wie dieselben sie in dem vorerwähnten Gebiete nicht erreichen.

Von der Gesamt-Fauna der Salomonen lässt sich leider, da nur an einigen Stellen an den Küsten gesammelt worden ist, nur recht wenig sagen. Nimmt man Neu-Guinea als ein Faunen-Zentrum an, so sind auch die Salomonen zu denjenigen Inseln zu rechnen, die sich mit ihrer Fauna ganz eng an dieses anschliessen. Die bei weitem meisten Tierarten stimmen mit solchen, die auf der grossen Papua-Insel vorkommen, überein oder sind doch nur leichte, geographische Abarten. Von Säugetieren sind das Schwein, mehrere Cuscusarten, Hunde, Ratten und eine grosse Anzahl von Fledermäusen bekannt. Die Vogelwelt weist viele schöngefiederte Tauben und Papageien, eine den Inseln eigentümliche Art Grossfusshuhn (Megapodius brenchleyi) und eine grosse Anzahl anderer mehr oder minder farbenprächtiger Arten auf.

Auffallend ist es, dass man bis jetzt noch keine Paradiesvögel auf den Salomonen gefunden hat; ich zweifele nicht, dass in den hohen Bergen von Bougainville solche vorkommen. Der Hauptgrund, dass man keine Kenntnis von dem Vorhandensein dieser prächtigen Tiere erlangt hat, ist sicher darin zu suchen, dass die Eingeborenen vorläufig noch nicht wissen, einen wie guten Handelsartikel getrocknete Vogelbälge bilden.

Von Reptilien kennt man eine Anzahl Eidechsen, Schlangen und Frösche. Unter ersteren ist im ganzen Archipel eine Krokodil-Art nicht selten. Es fiel mir auf, dass ich auch nicht eine giftige Schlange fand oder von den Eingeborenen erhielt; trotzdem glaube ich, dass auf den Salomonen giftige Schlangen heimisch sind, denn sonst könnte man sich die Furcht der Eingeborenen bei dem Anblicke eines solchen Tieres nicht erklären. Recht gut sind auf den grösseren Inseln die Landschnecken vertreten. Von Bougainville erhielt ich durch Eingeborene eine ganze Anzahl in europäischen Sammlungen selten vertretene Helix-Arten, die in ihrer Heimat recht gemein sind. Ich nenne hier Helix bougainvillei, xanto-

cheila, mendaña, aemella, adonis, hargravesi und hermione. Am besten von allen Tiergattungen sind entschieden die Insekten und von diesen wieder die Schmetterlinge und Käfer bekannt. Da mein Hauptzweck in der Südsee das Studium dieser beiden Familien, insbesondere das der Schmetterlinge war, will ich auf diese auch etwas näher eingehen. Die gesamte Käfer- und Schmetterlings-Fauna schliesst sich ganz eng an die von Neu-Guinea an; es giebt nur sehr wenige Arten, die dem Salomo-Archipel eigentümlich sind oder die nicht nahe Vertreter auf der Papua-Insel haben. Bei den Schmetterlingen ist mir eigentlich nur eine Form als für die Salomonen spezifisch bekannt; es ist dieses die schöne, grosse Ornithoptera victoriae. Weder Ornithoptera tithonus noch paradisea können hier in Frage kommen, da sie beide ganz andere, ganz verschiedene Geschöpfe sind. Eine ganze Anzahl von Formen, die als gute Arten gelten, haben jedoch ihre ganz nahen Verwandten in Neu-Guinea und bieten darum kein neues Glied in der salomonischen Fauna. Papilio woodfordi, bridgei, mendaña, Ornithoptera urvilliana, Cynthia sapor, Mynes woodfordi, hercyna und noch eine ganze Reihe anderer Tiere sind zwar sehr interessante Schmetterlinge, lassen jedoch den Zusammenhang der in Frage kommenden Fauna mit der von Neu-Guinea sehr gut erkennen; es sind eben keine eigentümlichen, extremen salomonischen Formen. Auffallend für die ganze Inselgruppe ist die Verschiedenheit einzelner Schmetterlingsformen. Die ormenusähnlichen Papilio, schöne, grosse, schwarz und weiss gefärbte Tiere, haben beinahe auf jeder Insel eine oder zwei ausgeprägte verschiedene Lokalformen. Die Grösse der Entfernung der betreffenden Inseln scheint von wenig Bedeutung, denn es ist nicht selten, dass auf zwei räumlich nicht weit getrennten Inseln doch zwei verschiedene Formen sich finden.

Wenn auf den Molukken sich die neuguinensischen Schmetterlingsformen zu den grössten und schönsten ausgebildet haben, so scheinen sie auf den Salomonen durch ihre Mannigfaltigkeit von Lokalformen sich auszuzeichnen. Gewiss ist es höchst merkwürdig, dass auf den Satellit-Inseln die Tiere scheinbar bessere und günstigere Bedingungen zu ihrem Fortkommen gefunden haben.

Im ganzen erbeutete ich gegen 160 Tagschmetterlings- und gegen 460 Nachtschmetterlingsarten. Wennschon diese Anzahl bei weitem nicht, vorzüglich bei den Nachtschmetterlingen, die wirklich vorkommende Anzahl der Arten anzeigt, so hat man doch einen ungefähren Überblick über die Gesamt-Fauna der Lepidopteren erhalten, und wird, wer das nachstehende Verzeichnis durchsieht, das, was ich in Betreff der Verwandtschaft mit Neu-Guinea sagte, voll und ganz bestätigt finden. Als viel geringer erweist sich die Verwandtschaft mit Australien und mit den weiter nach Osten gelegenen Inseln, es scheint bis zu einem bestimmten

Grade, als wenn der Salomo-Archipel das papuanische Grenzgebiet nach Osten zu bildet. Die Ornithopteren reichen mit der blauen urvilliana und der grüngoldenen victoriae nur noch bis hierher; diese grosse Familie scheint sich an der Grenze nochmals zu einer Kraftprobe aufgerafft und die wunderbare victoriae geschaffen zu haben. Verschiedene Papilioformen, wie euchenor, rhesus (pharon), die noch in Neu-Pommern zu finden sind, haben den Salomo-Archipel nicht mehr erreichen können; das Gleiche gilt von einer ganzen Anzahl anderer Gattungen; ich nenne hier nur noch Cethosia, Elymnias und Lybithea.

Es liegt Wahrheit in der Ansicht von Dr. Pagenstecher (Zoologica I, Heft 27, 1899, p. 9.), dass die Fauna nach Osten zu immer ärmer wird, denn noch in Neu-Pommern kommen mehr Schmetterlingsarten als auf den Salomonen vor. Man muss hierbei jedoch den Umstand, dass bis jetzt nur an wenigen Stellen und ausschliesslich am Strande gesammelt wurde, nicht vergessen. Sicher wird die Zukunft uns noch manche überraschende Neuigkeit aus den hohen Bergen der verschiedenen Inseln bringen, und wird mit der Zeit die Artenzahl durch so manches Tier vergrössert werden; an dem Gesamtbilde der Schmetterlings-Fauna wird jedoch kaum etwas geändert werden.

Für mich als Sammler war die grosse Armut an Individuen auffallend. Oftmals waren der Wald und die mit niederem Grase bewachsenen Stellen tagelang wie ausgestorben; wochenlang hatte man keinen einzigen erfolgreichen Tag. Solche Massen von Schmetterlingen, wie ich sie in Celebes und Ceram gesehen hatte, konnte ich nur ein einziges Mal auf den Salomonen beobachten, und da waren es nur zwei Arten von hässlichen, schwarzen Euploen, die durch besondere Umstände äusserst günstige Lebensbedingungen gefunden hatten und zu tausenden auf den niederen Bäumen sassen.

Sicher werden auf den grösseren Inseln, vor allem auf Bougainville, Choiseul, Isabell, Neu-Georgien, Guadalcanal und Malayta, die Verhältnisse sich besser gestalten, denn diese mit ihren hohen Bergen und zahlreichen Flüssen bieten den Schmetterlingen wie allen anderen Tieren ganz andere, vorteilhaftere Lebensbedingungen. Glücklich der Sammler, der als erster in diese Gebiete eindringen darf!

Um zu zeigen, wie sehr die Schmetterlinge von den Salomonen mit denen vom Bismarck-Archipel und Neu-Guinea in Verwandtschaft stehen, gebe ich eine Aufzählung der Tagschmetterlinge, die ich gefangen habe, und füge vergleichsweise die von Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel hinzu. Neu-Pommern = N. P.; Neu-Mecklenburg = N. M; Neu-Guinea = N. G.; Neu-Hannover = N. H.; Neu-Lauenburg = N. L. Unterstrichene Arten waren neu und mussten beschrieben werden.

| Salomo-Inseln | Bismarck-Archipel Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg, Neu-Hannover, Neu-Lauenburg | Neu-Guinea |
|---|---|---|
| Ornithoptera victoriae regis | | |
| „ urvilliana | Ornithoptera urvilliana N. M. | |
| „ „ ab. flovomaculata | „ var. miokensis N. L. | |
| | „ var. bornemanni N. P. | |
| | | Ornithoptera pegasus |
| Papilio woodfordi | | |
| „ var. ochraceus | | |
| „ laarchus | | |
| „ bridgei | | |
| „ var. nobilior | Papilio websteri N. P. | Papilio ormenus |
| „ var. fischeri | „ oritas N. M. | |
| „ var. tryoni | | |
| „ ab. gorei | | |
| „ prospero | | |
| „ hecateus | | |
| „ fuscus var. xenophilus | „ cilix N. P.; N. M. | |
| „ polydorus var. polydaemon | „ polydorus var. novobrittanicus N. P. | „ polydorus var. godartianus |
| „ phestus var. parkinsoni | „ phestus N. P. | „ ambracia |
| „ „ ab. minusculus | „ „ ab. minor N. P. | |
| „ ulysses var. nigerrimus | „ ulysses var. ambiguus N. P.; N. M. | „ ulysses var. autolycus |
| „ mendana var. acous | | |
| „ pisidice | „ segonax N. P. | „ medon |
| „ isander | | |
| „ sarpedon var. shortlandica | „ sarpedon var. imparilis N. P. | „ sarpedon v. choredon |
| „ agamemnon var. salomonis | „ agamemnon var. neopommeranus N. P. | „ agamemnon v. ligatus |
| „ wallacei var. hicetaon | „ wallacei v. browni N P. | „ wallacei |
| Elodina argypeus | Elodina primularis N. P. | Elodina angulipennis? |
| Eurema hecabe | Eurema hecabe N. P.; N. M; N. L. | Eurema hecabe |
| „ salomonis | | |
| Pieris quadricolor | Pieris quadricolor N. P.; N. L. | Pieris hartei |
| Delias schoenbergi | | |
| Tachyris ada var. florentina | Tachyris ada var. N. P. | Tachyris ada var. papuana |
| „ macdonaldi | | |
| Danais schenkii | | |
| „ australis | Danais australis N. P.; N. M. | Danais australis |
| „ sobrinoides | „ sobrinoides N. P.; N. M. | „ sobrina |
| „ (var.) purpurata | „ (var.) purpurata N. P. | „ purpurata |
| „ plexippus | „ plexippus N.P.; N.M.; N.L. | „ plexippus |
| „ biseriata | „ biseriata N.P.; N.M.; N.L. | „ biseriata |
| Hamadryas hiero (salomonis Ribbe) | Hamadryas aequicinctus N. P. | Hamadryas zoilus |

| Salomo-Inseln | Bismarck-Archipel<br>Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg, Neu-Hannover, Neu-Lauenburg | Neu-Guinea |
|---|---|---|
| Euploea nechos | | |
| " faisina | | |
| " fraudulenta | | |
| " heurippa | Euploea heurippa var. majuma N. M.<br>" var. unibrunea N. P.<br>" var. browni N. P. | |
| " treitschkei var. salomonis | " treitschkei var. coerulescens N. P.; N. M. | Euploea treitschkei |
| " var. aenea | treitschkei | |
| " var. erimas | " var. erimas | " var. erimas |
| " asyllus | | |
| " pyres | | |
| " polymela | " perdita N. P. | " perdita |
| " pumila | " pumila N. P. | " pumila |
| Melanites leda | Melanitis leda N. P.; N. M. | Melanitis leda |
| " constantia | " constantia N. P.; N. M. | " constantia |
| Mycalesis mineus | Mycalesis mineus N. P.; N. M. | Mycalesis mineus |
| " medus | " medus N. P.; N. M. | " medus |
| " sara<br>" splendens | | " mucia |
| Argyronympha pulchra | | |
| Tenaris anableps<br>" atesta | Tenaris uranus N. P. | Tenaris phorcas |
| Acraea fumigata | Acraea fumigata N. P. | Acraea meyeri |
| Messaras melichrysos | Messaras miokensis N. L. | Messaras turneri |
| " tredecia | | |
| " woodfordi | | |
| Cynthia sapor | Cynthia arsinoe var. insularis N. P. | Cynthia arsinoe |
| " var. obscura | | |
| Atella egista | Atella egista N. P. | Atella egista |
| " ephyra | " alcippe N. P. | " alcippe |
| Rhinopalpa pavonia | Rhinopalpa pavonia var. kokopona N. P. | Rhinopalpa algina |
| Junonia vellida | Junonia vellida N. P; N. M.; N. L. | Junonia vellida |
| Precis zelima | Precis ida N. P.; N. L.; N. M. | Precis ida |
| Apaturina erminea var. | Apaturina erminea var. neopommerana N. P. | Apaturina erminea var papuana |
| Hypolimnas bolina | Hypolimnas bolina | Hypolimnas bolina |
| " alimena | " alimena var. inexpectata N. P. | " alimena |
| " ab. eremita | | " ab. eremita |

| Salomo-Inseln | Bismarck-Archipel Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg, Neu-Hannover, Neu-Lauenburg | Neu-Guinea |
|---|---|---|
| Hypolimnas lutescens | Hypolimnas lutescens N. P. | |
| „ shortlandica | | |
| „ pithoeka | „ pithoeka N. P.; N. M. | Hypolimnas pithoeka |
| Parthenos sylvia var. thesaurus | Parthenos sylvia var. coupei N. P.; N. M. | Parthenos sylvia |
| Neptis pisias | | |
| Cyrestis acilia var. nitida<br>„ var. salomonis | Cyrestis acilia var. fratercula N. P.; N. L. | Cyrestis acilia |
| „ bougainvillei | Cyrestis adaemon N. P. | Cyrestis? |
| Doleschallia sciron<br>„ gurelca<br>„ treasuria | Doleschallia browni N. P.; N. L.<br>„ gurelca N. P.; N. L. | Doleschallia nacar? |
| Mynes woodfordi | Mynes? | Mynes? |
| „ ab. albata | | |
| „ hercyna | | |
| Prothoe ribbei | Prothoe layardi N. M. | |
| Charaxes editha | Charaxes jupiter N. P. | Charaxes jupiter |
| „ epigenes | | |
| Bindahara isabella | Bindahara isabella N. P; N. M. | Bindahara isabella |
| Hypochrysops architas | Hypochrysops mirabilis N. L. | Hypochrysops? |
| Lampides celeno | Lampides celeno N. P.; N. M.; N. L. | Lampides celeno |
| „ evanescens | „ evanescens N. P. | „ evanescens |
| „ coerulina | „ coerulina N. P.; N. L. | „ aratus |
| „ lucianus | | |
| „ areas | | |
| „ v. georgiana | | |
| Nacaduba astarte | Nacaduba astarte N. P.; N. L. | Nacaduba astarte |
| „ euretes | | |
| „ pherusia | „ pherusia N. P.; N. L. | „ pherusia |
| „ korene | | |
| „ ancyra | „ ancyra N. P; N. L. | „ ancyra |
| „ keira | | |
| Catochrysops platissa | Catochrysops platissa N. P. | Catochrysops platissa |
| „ cnejus | „ cnejus N. P.; N. L. | „ cnejus |
| „ patala | „ patala N. P.; N. L. | „ patala |
| Zizera labradus | Zizera labradus N. P; N. L. | Zizera labradus |
| „ otis | „ otis N. P. | |
| Polyommatus baeticus | Polyommatus baeticus N. P.; N. L. | Polyommatus baeticus |
| Eupsychellus dionisius | Eupsychellus dionisius N. L.; N. P.; N. M. | Eupsychellus dionisius |
| Everes parhasius | Everes palliensis N. L. | Everes parhasius |
| Tysonotis chromia | Tysonotis? | Tysonotis? |
| Jamides cephion | Jamides timon N. P.; N. L. | Jamides timon |

| Salomo-Inseln | Bismarck-Archipel Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg, Neu-Hannover, Neu-Lauenburg | Neu-Guinea |
|---|---|---|
| Jamides soemias<br>„ amarauge | Jamides timon N. P.; N. L. | Jamides timon |
| Talicada cleotas | Talicada cleotas | Talicada cleotas |
| Epimastidia staudingeri | Epimastidia bornemanni N P. | Epimastidia ! |
| Lycaenestes seltuttus | | |
| „ emolus | Lycaenestes emolus N.P.; N.L. | Lycaenestes emolus |
| Curetis solita<br>„ barsine var shortlandica<br>„ „ „ georgiana | Curetis ! | Curetis ! |
| Deudorix woodfordi | Deudorix woodfordi v. neopommerana N. P. | Deudorix ! |
| Arhopala sophrosyne | | |
| „ eurissus | Arhopala meander N. P. | Arhopala meander |
| „ v. tindali | | |
| „ thamyras var. sopax | „ thamyras v. minetta N P. | „ thamyras |
| „ faisina | | |
| Tagiades japetus | Tagiades japetus N. P. | Tagiades japetus |
| „ var. tindali | | |
| „ metanga | „ metanga N. P. | „ metanga ? |
| Telicota eurotas | Telicota eurotas | Telicota eurotas |
| „ augiades | „ augiades N. P ; N. L. | „ augiades |
| „ ancilla | „ ancilla N. L | „ ancilla |
| „ bambusae | „ bambusae N. P | „ bambusae |
| Padraona dara | Padraona dara N.P.; N.L.; N.M. | Padraona dara |
| Baoris ella | Baoris ella N. P.; N. L. | Baoris ella |
| Hasora thridas | Hasora thridas N.P.; N.L.; N.M. | Hasora thridas |

In vorstehender Aufzählung habe ich hin und wieder bei dem Bismarck-Archipel und Neu-Guinea nur die Gattungsnamen mit Ausrufungszeichen eingesetzt. Das soll andeuten, dass ähnliche Arten, vor allem die Gattung, in dem betreffenden Gebiete vorkommen, ferner habe ich ganz nahestehende Arten, bei denen es nicht erwiesen ist, dass es nur Lokalformen sind, mit dem selbständigen Namen eingefügt. Es würde zu weit führen und den Rahmen dieser ganzen Arbeit bei weitem überschreiten, wenn ich auch die Nachtschmetterlinge mit zum Vergleiche herangezogen hätte; ich glaube, die Tagschmetterlinge genügen, um die nahe Verwandtschaft der in Frage kommenden Gebiete zu zeigen. Ganz besonders möchte ich auf zwei höchst interessante Vorgänge aufmerksam machen. Die blaue Ornithoptera urvilliana, die ich auf den gesamten Salomonen fing, ist auch in Neu-Mecklenburg in der blauen Stammform

zu finden. Doch schon in Neu-Lauenburg wird sie zur etwas grünlich schimmernden miokensis, um dann in Neu-Pommern zu der beinahe ganz grünen bornemanni zu werden und damit den Anschluss an die vollständig grüne Ornithoptera pegasus in Neu-Guinea zu bilden. Bei reichlichem Materiale kann man wohl die verschiedensten Übergänge von der einen zur anderen Form finden und so eine geschlossene Reihe von Tieren zusammenstellen, die eine Art mit ihren Lokalrassen bildet, welche ihre Heimat von den südlichen Salomonen bis nach Neu-Guinea und den Molukken hat.

Ähnlich verhält es sich mit der Euploea heurippa; sie kommt dunkelbraun als Stammform auf den Salomonen und teils auch auf Neu-Mecklenburg vor, doch in letzterer Gegend nur strichweise, denn an einigen Orten der letzteren Insel wird sie durch die weniger dunkel gefärbte majuma vertreten. Letztere Form bildet den Übergang zu der hellbraunen unibrunnea und diese wieder zu der weissen browni in Neu-Pommern.

Diese beiden Beispiele von Ornithoptera urvilliana und Euploea heurippa beweisen am besten die nahe Verwandtschaft der zum Vergleich herangezogenen 3 Gebiete. Pagęnstecher (in seiner Fauna des Bismarck-Archipels, Zoologica, Heft 27, 1899) geht noch viel genauer auf die Ähnlichkeit der Faunen ein, und ich muss in erster Linie auf dieses Werk verweisen. Ich selbst habe in der entomologischen Zeitschrift der deutschen entomologischen Gesellschaft, Lepidopterologische Hefte, herausgegeben von der Gesellschaft Iris in Dresden, Jahrgang 1898, pag. 36 und folgende, eine faunistische Arbeit des Bismarck-Archipels und der Salomo-Inseln veröffentlicht. In dieser Arbeit sind diejenigen Schmetterlinge, die ich in den 2 Jahren auf den Salomonen erbeutete, eingehend besprochen.

Das Klima auf den nördlichen Salomo-Inseln, auf Isabell, Choiseul, Neu-Georgien, Bougainville und auf den kleinen Inseln in der Bougainville-Strasse ist für Europäer ein erträgliches und auf den letzteren sogar ein angenehmes, denn es ist ein reines Inselklima.

Einen eigentlichen Wechsel der Jahreszeiten in eine trockene und nasse Periode hat man beinahe garnicht, denn in den beiden Monsunen, dem Nord-West- und Süd-Ost-Monsun, wechseln schöne Tage mit regnerischen und stürmischen. Sowohl in der einen wie in der anderen Zeit treten langandauernde Regenperioden ein, die oft mit heftigen Stürmen verbunden sind.

Die an den Küsten von Australien so gefürchteten Wirbelwinde (Hurrican) erreichen auch, wennschon selten, die Salomonen und richten dann mit ihrer riesigen Gewalt grosse Verheerungen an; da hält kaum ein Baum stand, beinahe alles, was sich dem entfesselten Winde entgegen-

stellt, wird verwüstet und vernichtet. Ich habe seinerzeit auf den Shortlands einen solchen Wirbelwind mit erlebt; glücklicherweise wurden wir nur von dem Ausläufer betroffen, doch war der angerichtete Schaden überreichlich. An einigen Stellen waren die Ergebnisse jahrelanger Arbeit und Mühe in wenigen Minuten vernichtet.

Der Nord-West-Monsun weht vom Oktober bis April und der Süd-Ost von April bis Oktober; die Wendezeiten, die zwischen den beiden Monsunen liegen, bringen zwar den meisten Regen, sind jedoch der ununterbrochen herrschenden Brise wegen am angenehmsten und der menschlichen Gesundheit am zuträglichsten. Um Weihnachten ist auf den Salomonen diejenige Zeit, welche die meisten Stürme aufzuweisen hat, darum kann man auch diesen Abschnitt den mit Regen gesegnetsten des Jahres nennen. Natürlich kommen Abweichungen sehr häufig vor; auch in der Südsee ging es mir wie in Holländisch-Indien, immer, wenn einer, der die Verhältnisse aus jahrelangem Aufenthalte zu kennen glaubte, angab, wir würden den oder jenen Wind, dieses oder jenes Wetter haben, traf es meistens nicht zu. Auch hier auf den Salomonen und im Bismarck-Archipel scheinen sich, ähnlich wie in Indien, die eintreffenden Monsune in einer Reihe von Jahren zu verschieben, um nach einer bestimmten Periode den Kreislauf von neuem zu beginnen. Gewitter sind an den Küsten der grossen Inseln recht häufig, doch nur von kurzer Dauer. Die elektrischen Entladungen erreichen selten die den grossen Inseln vorgelagerten Satellit-Inseln, sie scheinen an den grossen Landgebieten festzukleben.

Die Temperatur ist eine recht beständige, sie schwankt zwischen 20—30 Grad C. Die kühlen Seebrisen, die des Abends beinahe immer von den frischen Landbrisen, die oft bis 50 Kilometer in See hinausgehen, abgelöst werden, sorgen dafür, dass man sich sehr selten über zu grosse Hitze zu beklagen hat; im Gegenteil, des Nachts ist man oft gezwungen, Decken beim Schlafen zu benutzen. Die Temperatur wird hauptsächlich durch die Seewinde, durch die starken Meeresströmungen und durch die hohen Berge der grossen Inseln beeinflusst. Am Tage wird man bis gegen 10 Uhr morgens die hohen Berge von Wolken frei sehen, gegen Mittag tritt weisser, starker Wolkenbau ein, der erst gegen Abend die Berge wieder freigiebt. Extreme Temperatur habe ich nur einmal während meines zweijährigen Aufenthaltes auf den Salomonen kennen gelernt; es war eine dreimonatliche, regenlose Zeit. Eine Art Dürre trat ein, und das Thermometer stieg in dieser Zeit ausnahmsweise bis auf 36 Grad C.

Nach allem, was ich von den Salomonen kennen gelernt habe, scheinen bösartige Malariafieber nicht vorzukommen; leichte, durch äussere Umstände oder durch Verdauungsstörungen hervorgerufene Fieber

herrschen wie überall in den Tropen auch hier, doch kann man sich bei gesunder, vernünftiger Lebensweise sehr gut dagegen schützen. Andere den Inseln eigentümliche Krankheiten, die durch das Klima bedingt sind, kennt man nicht. Auf die Krankheiten der Eingeborenen komme ich in meiner Beschreibung von Land und Leuten noch mehrmals zurück.

# Aufenthalt auf den Shortlands-Inseln.

Unter Shortlands-Insel versteht man im allgemeinen nur die Insel Alu. Erwähnen möchte ich aber hier nochmals, dass ich diesen Namen als Sammelnamen gebrauche und unter dem Namen Shortlands-Inseln alle diejenigen Inseln zusammenfasse, welche in der Bougainville-Strasse liegen.

Nachdem wir einige Tage in Munia geweilt, die Insel verschiedene Male auf der Suche nach Insekten umgangen und durchquert hatten, erhielten wir Besuch von dem Onkel meines Wirtes, William Macdonald, dem Onkel Bill, wie ihn die Eingeborenen und die Weissen von Sydney bis Neu-Pommern nannten. Er kam mit seinem Kutter Seegeist, den ich schon in Mioko gesehen hatte, von seiner Insel Tauna. Onkel Bill war (heute, wo ich dies schreibe, ist er schon 5 Jahre tot) ein echter Südsee-Mann, ein Beechcomber vom reinsten Wasser. Amerikaner von Geburt, hatte er eine Laufbahn hinter sich, wie man sie sich wilder und abenteuerlicher schwer denken kann. Goldgräber in Australien, Arbeiteranwerber und Sklavenhändler in Fidji, Perlfischer, Trepangbereiter, Koprakaufmann, Plantagenbesitzer, Schiffskapitän: das sind so die Hauptfunktionen, die er in seinem Südseeleben ausgeübt hat. Gutmütig von Charakter, für seine Familie aufgehend, kein Gesetz und kein Recht achtend, nur auf sich selbst vertrauend, unbändig in Befriedigung seiner Leidenschaften, leichtsinnig in jeder Beziehung, wagehalsig, mutig und tapfer, für seine Person mit dem Wenigsten immer zufrieden, stolz darauf, dass er aus dem Lande stammte, wo das Sternenbanner weht: das waren die Eigenschaften des Mannes. Er konnte die tollsten Sachen in seiner periodisch wiederkehrenden, tagelangen Trunkenheit vollführt haben, man konnte ihm doch, wenn er wieder nüchtern war, nicht gram sein; man musste sich wohl oder übel doch wieder mit ihm aussöhnen. Im Erzählen von Abenteuern war er der richtige Mann; er konnte mit tiefernster Miene die grössten Räubergeschichten vortragen und freute sich später unbändig, wenn er jemandem einen tüchtigen Bären aufgebunden hatte.

Seinen Kutter Seegeist hatte er mit Hilfe seiner schwarzen Frau und seines schwarzen Dieners in Munia selbst gebaut. Das Material hatte

er von Sydney bezogen. Der Kutter war das schnellste Schiff dieses Typus in den Salomonen und sehr seetüchtig.

Ich kann nicht unterlassen, hier einige Streiche des alten Herrn zu erwähnen. Natürlich war Onkel Bill auch mit einer Schwarzen verheiratet, d. h. er lebte in wilder Ehe mit ihr zusammen. Diese schwarze Dame war ganz aufgeweckt, denn als ich die Ehre hatte, sie kennen zu lernen, konnte sie beinahe besser lesen und schreiben als ihr Ehegemahl und Lehrmeister. Ihre Schönheit wurde nicht verbessert, wenn sie auf Veranlassung von Onkel Bill Schuhe mit hohen Hacken, Korsett, Tournüre und die modernsten Kleider, Sachen, welche von Sydney bezogen wurden, tragen musste. Lange konnte sich der wunderliche Herr an diesem schönen Anblicke seiner besseren Hälfte nicht ergötzen, denn schon nach kurzer Zeit hatte die vernünftige Wilde den ganzen europäischen Modekram satt und warf alles über Bord, um barfuss, mit kurzer Jacke und Lendentuch, so wie sie es sonst gewohnt war, zu laufen. Die Verwandlung der Frau Bill fand jedesmal statt, wenn ihr Mann eine neue Sendung Waren aus Sydney erhielt.

Ein Beispiel, zu welchen tollen Streichen es Onkel Bill brachte, wenn er trunken war, mag folgendes sein. Seine schwarze Frau hatte ihn mit einem strammen, braunen Jungen beschenkt; lange betrachtete sich Onkel Bill seinen Sprössling, kopfschüttelnd gab er ihn seiner Frau zurück und erklärte in seiner Trunkenheit, dass er sicher nicht der Vater wäre. Er nahm sein Winchester-Gewehr, seinen Revolver, einen tiefen Zug aus der Schnapsflasche und begab sich auf die Suche nach dem Vater seines Sohnes; wie er sagte, begab er sich gleich einer alten Rothaut auf den Kriegspfad. Der erste Weisse, der ihm dann in den Weg kam, wurde unter Androhung des Erschiessens aufgefordert zu gestehen, oder auch gleich beschuldigt, der gesuchte Vater zu sein. 5 Minuten Zeit wurden dem Ueberraschten gegeben zu fliehen, in den Wald zu laufen. Ich habe es selbst erlebt, dass Onkel Bill so 5 vermeintliche Väter seiner Kinder tagelang bedrohte. War der Schnaps zu Ende, dann kam wie immer das jammernde Elend nach, und der alte Herr konnte sich dann, nüchtern geworden, auf nichts mehr besinnen; dann war er ganz gerne Vater.

Bezeichnend für den angeborenen Witz, den Onkel Bill besass, ist die in den ganzen Salomonen, ja bis Sydney bekannte Krabben-Geschichte, die er einem englischen Reisenden aufband. Er erzählte, dass die sogenannte Kokosnuss-Krabbe auf eine Palme hinauf klettere, die Nuss abbeisse und alsdann auf einen unter der Palme liegenden Stein fallen lasse, damit die Nuss aufschlage. Dieser Vorgang ist nun nicht so unwahrscheinlich, denn meistens liegen da, wo Kokosnusspalmen stehen, auch Steine. Gänzlich erfunden ist jedoch des Onkel Bill Behauptung, dass die Krabbe, wenn sie unter ihrem Baume keinen Stein erblickt, mit



b c a c b b

Taf. 2. Fig. a und c Shortlands- b Bougainville-Insulaner (Sklaven).

einer Nuss im Arme eine andere Palme ersteige, unter der ein Stein liege, und nun die Nuss fallen liesse.

Der Engländer nahm diese Erzählung für bare Münze und erzählte sie als Tatsache in Australien und in Europa.

Onkel Bill lud mich ein, an einer Tour nach Alu resp. nach der Station seines angeheirateten Neffen, den ich schon von Neu-Pommern aus kannte, teilzunehmen. Unter Alu versteht man auf den Shortlands-Inseln mehrere Inseln: Alu, Morgusai, Paramatta, Faisi und Poperan. Auf Munia hatten wir keine Ansiedelungen von Eingeborenen gefunden, und es war daher für mich sehr erwünscht, mit nach Alu gehen zu können, weil dort an den verschiedensten Orten solche Ansiedelungen vorhanden sind.

Die Station des Neffen von Onkel Bill liegt auf dem kleinen Eilande Faisi, gegenüber der Insel, die auf der Karte (Nr. 2) mit Alu bezeichnet ist. Mehrere Wasserstrassen und Baien bilden daselbst für alle Arten von Schiffen einen sehr guten und vorteilhaften Ankerplatz.

Gleich am Tage nach unserer Ankunft in Faisi unternahmen wir eine Rundfahrt in der westlich von der Station gelegenen Ost-Bai; wir wollten dort einen nach Aussagen der Eingeborenen vorhandenen Fluss hinauf fahren, um in das Innere von Alu einzudringen, doch war der Fluss, wie ich mir gedacht hatte, nur ein zwischen Mangrove-Sumpf sich hinschlängelnder Salzwasserkanal, der für meine Zwecke keine Vorteile bot. Mehrere schöne, kleine Eisvögel brachte ich zum Schuss und balgte sie später ab.

Eine andere Tour, die wir nach der südlich gelegenen Insel Paramatta (= Wasserauge) unternahmen, war in jeder Hinsicht interessant. Als Führer diente uns ein Sohn des verstorbenen Königs Gorei, ein gut englisch sprechender Salomonier (s. Tafel 2, Fig. a.) „Meine Haut ist schwarz, doch mein Herz ist weiss", sagte mir der treuherzige Mann, „Deinen Revolver kannst Du, wenn Du zu uns kommst, ruhig zu Hause lassen; hier wird Dir niemand etwas zu Leide tun". Auf Paramatta sah ich auch das erste salomonische Dorf. Ich war erstaunt über die Sauberkeit desselben und über die solide Bauart der Beratungshäuser. Die Bevölkerung ist recht zahlreich; gegen 300 Seelen werden wohl in diesem Dorfe leben. Es ist am Strande erbaut, doch so, dass ein schmaler, mit grossen Calophyllum-Bäumen besetzter Raum zwischen dem Wasser und den ersten Häusern frei bleibt. Eine Hauptstrasse mit nur einer Nebenstrasse, die in den Busch führt, kennzeichnet die Anlage der Niederlassung. An zwei Plätzen befinden sich geräumige Beratungshäuser, auf die beim Erbauen besondere Sorgfalt verwendet worden ist. Es sind Bauten, die 10 m lang, 6 m breit, an den Seiten 2 m, in der Mitte 6 m hoch sind. Die Längsseiten sind mit Atap (aus Palmenblättern gefertigte

Matten, die von Indien bis weit in den stillen Ocean hinein zu Dach- und Wandverkleidungen verwendet werden) bekleidet, während die Kopfseiten bis auf eine Barriere aus Baumstämmen, die die Tiere vom Betreten des Beratungshauses abhalten soll, ganz offen sind. Ringsherum in dem Hause laufen aus Baumstämmen aufgerichtete Sitze, dieselben werden zum Kauern benutzt, da, wie alle Wilden, auch der Salomonier ein Sitzen im europäischen Sinne nicht kennt. Des Weiteren ist das Innere dieser Beratungshäuser mit vielen Verzierungen versehen. Teilweise sind solche sauber aus Holz geschnitten und mit Perlen verziert, teils werden durch verschiedene in Rauch gefärbte Palmenblätter gemusterte Verzierungen an den Wänden angebracht. Von den Dachsparren und Dachbalken lässt man die eleganten jungen Kokospalmenblätter herunterhängen. Eine sehr schöne, verzierte Holzschnitzerei (vergl. Tafel 3), die an einem der Beratungshäuser in Paramatta angebracht war, konnte ich später nach Ablauf der Tabu-Zeit von dem Häuptlinge erwerben. Diese Schnitzerei besteht aus zwei 1 m langen Holzornamenten, welche durch Stränge von aufgereihten, abwechselnd rot und blauen Perlen verbunden sind. Die Schnitzereien selbst sind schwarz gehalten, der Doppelkopf in der Mitte zeigt ein durch weisse Perlen eingefasstes, rotes Dreieck. Die Gesichter der beiden seitlich angebrachten Köpfe sind zur Hälfte rot, Augen, Nase und Mund durch weisse Linien angedeutet. Bei der unteren Schnitzerei dagegen ist die Umränderung des Gesichtes, der Nase und des Mundes rot ausgeführt. Jetzt befindet sich diese Arbeit im Berliner Museum für Völkerkunde.

In diesen Beratungshäusern versammeln sich die Dorfbewohner bei allen möglichen Gelegenheiten; grosse Holztrommeln (vergl. Fig. 46), aus einem einzigen Stücke gearbeitet und oft verschiedene Zentner schwer, lassen ihren Ton erklingen, wenn eine Zusammenkunft stattfinden soll. Hier beschliessen die Versammelten über Krieg und Frieden, werden grosse Tanzfestlichkeiten beraten und besprochen, hier wird von den alten Leuten den jüngeren von längst vergangenen Tagen erzählt, hier wandern die Sagen des Stammes von Mund zu Mund, von Generation zu Generation. Abend für Abend, vor allem bei Mondschein, findet sich eine Anzahl der männlichen Dorfbewohner ein, um den Worten der Erzähler zu lauschen. Hier in diesem Hause wird auch der Häuptling des Dorfes den Fremden, welcher sein Dorf betritt, begrüssen und die üblichen Freundschaftszeichen, d. h. Geschenke, austauschen.

Gegenüber dem einen Beratungshause befand sich ein weiteres hochinteressantes Gebäude; es war ein hohes Haus, das an der Kopfseite, die dem Beratungshause zugekehrt war, Ähnlichkeit mit einem Kasperle-Theater hatte; selbst die Gardine aus buntem Stoffe fehlte nicht. Der ganze Bau war auf das sorgfältigste hergestellt, die Palmenmatten, die

man zu den Wandbekleidungen benutzt hatte, waren alle mit schönen Mustern versehen, welche durch eine Art Brandmalerei besonders hervorgehoben waren. Alle Holzteile waren bemalt und mit Schnitzereien versehen. Vor diesem Hause standen hohe Pfosten mit Flaggen in allen möglichen Farben. Über den Zweck dieses Hauses wollten sich die Leute erst nicht aussprechen; sie nannten es Tambuhaus. Wie es mir schien, war es ein Gedächtnishaus, das zum Andenken an den verstorbenen König Gorei erbaut war. Der Häuptling sagte mir wenigstens, dass er, wenn



Fig. 1. Begräbnisstätte eines Häuptlings in Paramatta.

er mit seinem verstorbenen Vater sprechen wolle, in dieses Haus ginge; auch wenn böse Geister ihn zu plagen begönnen, zöge er sich in dasselbe zurück.

Der erste Häuptling des Dorfes, Kupana, war der älteste Sohn des verstorbenen Königs Gorei; leider litt der Mann an temporärem Verfolgungswahnsinn und hatte, da er bei seinen Stammesgenossen nicht beliebt war, bei weitem nicht den grossen Einfluss wie sein verstorbener Vater. Da er in seinem Wahnsinne verschiedentliche Mordtaten auf sein Gewissen geladen hatte, fürchtete er sich erklärlicherweise auch, dem Landeshauptmanne einen Besuch abzustatten, als dieser mit der Isabell zurückkam.

Glücklicherweise hatte sich seine Wut nur gegen Eingeborene gerichtet; den Weissen war er wohlgesinnt.

In der Nähe des Beratungshauses befand sich eine ganz merkwürdige Begräbnisstätte, eine auf ebener Erde stehende, 1 m lange und ½ m breite Kiste (Fig. 1), die auf sämtlichen Seiten mit merkwürdigen Malereien versehen war. Am oberen und unteren Rande derselben befanden sich weiss und schwarz gestrichelte Zickzackzeichnungen. Die roten Linien der Längsstreifen und die Umränderungen der runden Figuren hoben sich von dem schwarzen Untergrunde gut ab. Darüber befand sich an vier aufrecht stehenden Stöcken ein Sonnenschutz aus rotem Zeuge. Ringsherum standen Pflanzen, meistens Tarro[1]) und Sweet Potatoes[2]).

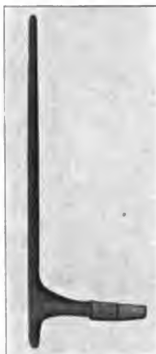


Fig. 2. Sagoschlägel.

Erst später brachte ich in Erfahrung, welchen Zweck und Ursache dieser Begräbnisort hatte, und spreche ich mich an passenderer Stelle noch darüber aus.

Nachdem wir einige Zeit mit dem Dorfhäuptlinge geplaudert hatten, unternahmen wir einen Ausflug in den gleich hinter dem Dorfe beginnenden Wald. Zuerst mussten wir einen Sagopalmen-Sumpf passieren. Die schönen, grossen, bis zu ½ m dicken und bis 15 m hohen Palmen machten einen majestätischen Eindruck; sicher ist die Sagopalme[3]) der Salomonen unter den nutzbringenden Palmengewächsen die mächtigste und die schönste. Sie ist aber auch die nützlichste, denn sie liefert den Wilden den Sago als Nahrung. Aus den Blättern werden die schon erwähnten Atap gefertigt; die Rinde bildet ein gutes Baumaterial für leichte Gestelle, und die Frucht, eine harte Nuss, einen wertvollen Handelsartikel, der unter dem Namen Elfenbeinnuss in Europa auf den Markt gebracht wird. Es lassen sich, um von dieser Nuss zu sprechen, wohl wenige europäische Damen träumen, dass weit im Osten auf den Salomonen der Schwarze und der Weisse von der Mode abhängig sind. Werden nämlich von unseren Damen grosse Knöpfe an den Kleidern und Mänteln getragen, dann blüht der Handel mit diesen Nüssen, dann verdient der weisse Händler und

---

[1]) Caladium esculentum! [2]) Batatas edulis!

[3]) Coelococcus salomonensis? Warb. Ich glaube, dass die Sagopalme der Shortlands-Inseln eine andere Art ist als die, welche in Neu-Georgien vorkommt. Die Früchte der ersteren sind bedeutend kleiner. Der Stamm ist glatter und die Wedel sind grösser und dunkler grün gefärbt.

der schwarze Einsammler, während, wenn die Mode die grossen Knöpfe nicht vorschreibt, der Preis der Elfenbeinnüsse ein so geringer ist, dass das Einsammeln und Handeln damit keinen grossen Vorteil bietet. Die Sagopalme blüht nur einmal und zwar, wenn die Bäume gegen 7 Jahre alt sind. Von der Mitte der Blätterkrone steigt ein kandelaberartiger Stempel auf, an welchem eine grosse Anzahl von Blüten sitzen. Diese entwickeln sich zu sehr schön aussehenden, goldgelben Früchten, die oft Faustgrösse erreichen. Die äussere gelbe Schale ist schuppig, ähnlich wie Tannenzapfen, jedoch liegen die Schuppen fest an. Im



Fig. 3. Sagoklopfen.

Innern befindet sich dann der aussen schwarze, innen weisse, steinharte Kern. Gerade in den Jahren, in welchen ich auf den Salomonen mich aufhielt, war der Handel damit in vollster Blüte, und wurden vor allem, wie ich später Gelegenheit habe zu erwähnen, von Wella-La-Wella ganze Schiffsladungen von Elfenbeinnüssen nach Australien und Europa verschifft. Den grössten Nutzen für den Schwarzen bietet jedoch das Mark der Sagopalme, der Sago. Er ist die Hauptnahrung von vielen Inselbewohnern, leicht zu erlangen und darum auch sehr beliebt. Mit der Arbeit nur weniger Tage kann ein Familienvater für seine Angehörigen den Bedarf für lange Zeit beschaffen; er braucht nicht zu säen und erntet doch. Einige Worte über Sagobereitung will ich hier einschalten. Die Palme wird dicht an der Erde umgeschlagen, alsdann ein Streifen

der Länge nach von dem Stamme abgelöst, und das offengelegte Mark im Innern des Stammes dann mit hammerartigen Schlägeln zerkleinert. Der Schlägel (Fig. 2) ist aus einem Stücke Holz, aus einem sogenannten Kniestücke mit aufgestecktem Bambusstücke gefertigt. Dieses Bambusstück ist auf das rechtwinklig zum Handgriffe stehende Stück des Schlägels gesteckt und zwar so, dass es bis zu einem Knoten daran befestigt und dann unmittelbar nach diesem abgeschnitten ist.

Ist das Mark zerkleinert (Fig. 3), so wird es in Körben nach der Sagowäsche geschafft. Für mich war es neu, dass auf den Salomonen die Leute den Sago weniger mit frischem, sondern vielmehr mit Salzwasser auswaschen. In den Molukken hatte ich nur gesehen, dass Süsswasser dabei angewendet wurde. Der Apparat (Fig. 4), der zum Sagowaschen benutzt wird, steht auf einem Gestelle am resp. im Meere. Er besteht aus dem Stücke eines Sagopalmenblattes und zwar aus dem Teile desselben, mit welchem es, den Stamm weit umfassend, an diesem angewachsen ist.

Dieses Blattrippenstück wird zwischen Pfosten eingeklemmt und bildet so ein trogartiges Gefäss. Auf der Hälfte der Länge dieses Troges ist ein Sieb angebracht, welches durch einen mit Gewalt nach unten gebogenen Baumstamm straff gehalten wird; dieses Sieb ist aus dem den Sagobaum umgebenden, zeugartigen Stoffe angefertigt, der sich dort, wo die grossen Blätter angewachsen sind, befindet. Am Ausflusse des etwas schrägstehenden Troges befindet sich ein ebenfalls aus den Blattrippen der Sagopalme hergestelltes, auf beiden Seiten zugenähtes Gefäss. Das Sagomark wird nun von den Wäschern in den vor dem Siebe befindlichen Raum des Troges geworfen, mit Wasser befeuchtet und gehörig durchgeknetet, um so den Sago herauszuwaschen. Mit dem immer aufs neue zugegossenen Wasser wird der Sago, grosse Faserstücke zurücklassend, durch das Sieb gespült und gelangt so in den am Ausflusse stehenden Behälter. Vermöge seiner Schwere sinkt er dort unter, und das Wasser, welches nur Mittel zum Zweck war, fliesst ab. Der Grund, warum man vielfach auf den Shortlands den Sago mit Salzwasser auswäscht, ist darin zu suchen, dass nur an wenigen Stellen, wo Sagopalmen stehen, auch fliessendes Frischwasser vorhanden ist.

Hinter den Sagosümpfen begann der Wald, der häufig von gelichteten Stellen unterbrochen war, auf welchen die Eingeborenen Anpflanzungen angelegt hatten. Diese Kulturen sahen bei weitem nicht so sauber und gut gepflegt aus wie diejenigen, die ich in Neu-Pommern sah. Die Anlegung einer solchen ist nicht sehr schwer. Der Wald wird bis auf die dicksten Bäume mit Buschmesser und Axt niedergelegt, dann wartet man, bis alles gehörig trocken geworden ist, schichtet das Reisig und die zerhackten dünneren Stämme um die Fussenden der grösseren, stehen gebliebenen Bäume auf und zündet alles an. Das Feuer besorgt alsdann

die Fällungsarbeit der grossen Urwaldriesen. Die Stümpfe, Wurzelstücke und die grossen, oft über 1 m starken Stämme lässt man auf den freigelegten Strecken stehen und liegen und pflanzt unregelmässig in den sich bietenden Zwischenräumen, wo der vorzüglichste Humus sich befindet, die zur Kultivierung bestimmten Pflanzen an. Überall im Walde fielen mir die schon erwähnten Calophyllum-Bäume auf. Sie waren in grosser



Fig. 4. Sagowäscherei.

Anzahl vorhanden und erreichten eine Stärke, wie ich sie nie vorher gesehen hatte. Der Stamm des Calophyllum-Baumes wird nicht sehr lang (ich schreibe lang, denn hoch würde nicht recht passen, da dieser starke Baum nicht aufrecht, sondern immer schief, beinahe wagerecht über den Erdboden wächst). Unterstützt wird er durch starke Äste oder durch sich selbst, indem er im Bogen über dem Erdboden liegt. Am Meeresstrande ragt er häufig seiner ganzen Länge nach über den Strand hinaus. Es ist somit ein ganz eigenartiges Bild, welches ein Calophyllum-Baum bietet. Sein Holz ist schön rotbraun, ähnlich dem Mahagoni, und

würde sich zu allen möglichen Sachen verwerten lassen. Der Vorrat, welcher allein auf den Shortlands-Inseln sich befindet, ist kein geringer und würde, könnte man billige Transportmittel benutzen, in Europa oder Australien einen grossen Wert repräsentieren.

Im Walde war es recht lebhaft. Viele Papageien in schönem, grellrotem Gewande tummelten sich in den Baumkronen; grosse Fruchttauben liessen ihr Gurren hören, uns daran mahnend, dass wir versprochen hatten, eine Anzahl von ihnen zu schiessen, um am folgenden Tage frisches Geflügel essen zu können. Zahlreiche Schmetterlinge und Käfer, Fliegen und Heuschrecken flogen durch das niedere Gebüsch oder ergötzten sich an den spärlich vorhandenen und unansehnlichen Blüten kleiner, rankenartiger Gewächse. Unsere Ausbeute an Getier war, als wir gegen Mittag den Rückweg nach unserem Boote antraten, nicht gering und, zumal was Insekten anbetraf, eine recht wertvolle. Wir beschlossen, da es noch zeitig am Tage war, eine Rundfahrt um Paramatta und Poperan auszuführen, um nach dem auf der grossen Insel Morgusai gelegenen Dorfe Maliai zu gelangen. Wir mussten ziemlich weit hinaus in See halten, da Ebbe eingetreten und auf den den Inseln vorgelagerten Riffen zu wenig Wasser war. Eine sehr hohe Dünung stand gegen die Riffe und warf das Boot recht unsanft hin und her. Nach mehrstündiger Fahrt kamen wir in Maliai an. Das Dorf ist ähnlich dem in Paramatta angelegt. Auch hier waren verschiedene Beratungshäuser sowie ein Tambuhaus, das jedoch bei weitem nicht so schön verziert war, wie dasjenige, welches ich in Paramatta bewundert hatte. Vor dem Beratungshause waren wieder hohe Stangen mit Flaggen aufgerichtet, welche, wie man mir sagte, die Dorfbewohner gegen Krankheit schützen sollten. In den letzten Monaten hatten nämlich die Leute recht sehr unter Influenza, die von Australien eingeschleppt worden war, gelitten. Viele Leute waren daran gestorben, und man versuchte durch Beschwörungen und Aufrichten von Flaggenstangen den bösen Geist der Krankheit aus dem Dorfe zu vertreiben.

Maliai ist derjenige Ort, in welchem der so mächtige König Gorei gehaust hat. Auf diese Persönlichkeit komme ich noch später zu sprechen. Ein ganz unheimliches, fettes, einäugiges, hässliches Weib stellte sich uns als Tochter des Verstorbenen vor; leider konnten wir es in der Nähe der prinzlichen Hässlichkeit nicht lange aushalten. Dieselbe war mit einer Hautkrankheit und offenen Geschwüren arg behaftet und verbreitete dadurch einen wenig angenehmen Geruch. Der Häuptling des Dorfes, ein Neffe des früheren Königs, ein langer, starker Mann, war recht scheu und wenig zugänglich; auch war eine Unterhaltung mit ihm schwer zu führen, da er des Pidjin-Englisch nicht mächtig war, und wir die Landessprache nicht verstanden.

Ich hatte gehofft, einige ethnographische Gegenstände in den beiden Dörfern zu erhalten, und zu diesem Zwecke auch eine Anzahl von Tauschartikeln mitgenommen, fand jedoch, dass die Leute in ihren Forderungen zu unverschämt waren. Durch das häufige Anlaufen von Kriegsschiffen und Handelsfahrzeugen sind sie verwöhnt worden und verlangen für Waffen und Gerätschaften ganz enorme Preise. Nun, ich hatte Zeit und konnte es abwarten, bis die Leute von selbst kommen würden, um gegen Tabak, Pfeifen, Zeug etc. ihre Industrie- und Kriegswerkzeuge einzutauschen.

Ein Umstand, der mir in den beiden besuchten Dörfern auffiel, war das Fehlen alter ethnographischer Sachen, wie z. B. von Steinbeilen. Auch konnte ich auf Befragen nichts darüber erfahren. Leicht möglich ist es, dass die englischen Händler mit ihren billigen Eisen- und Stahlwaren die alten landesüblichen Instrumente verdrängt haben, denn sicher müssen die Schwarzen noch vor 40—50 Jahren in der Steinzeit gelebt haben. Den jüngeren Generationen ist die Fertigkeit, solche Geräte aus Stein, Knochen und Muscheln zu bereiten, abhanden gekommen, daher musste ich mich nach den grösseren Inseln wenden, in deren Innern noch Stämme leben, die von der Zivilisation noch ganz unberührt sind.

Grosse, schöne Kanus lagen sowohl in Paramatta als auch in Maliai am Strande in grossen, schuppenartigen Gebäuden, zum Schutze gegen den Einfluss der Witterung sorgfältig mit Matten und Blättern zugedeckt. Ich berichte später noch über die Anfertigung der Kanus.

Unsere Touren hatten wir, bis an die Zähne bewaffnet, unternommen, denn obschon die Weissen und Schwarzen auf den Shortlands-Inseln in Frieden leben, ist es doch nicht ratsam allzu sorglos zu sein. Gerade, wenn man sich am wenigsten einer Feindseligkeit seitens der Eingeborenen versieht, halten sie den Moment für günstig, über den wehrlosen Weissen herzufallen. Der Revolver und das Magazingewehr sind daher dort draussen ständige Begleiter der Europäer, und es gehört besonders der erstere geradezu mit zur Kleidung.

Wir blieben nur wenige Tage in Faisi, da mein Freund Tindal die Anlage seiner Station — er hatte vor kurzem erst geheiratet — noch nicht fertig gestellt hatte. Er wohnte inzwischen mit seiner Frau, seinen 3 Stiefkindern und einem alten Handelsfreunde in einer kleinen, elenden Eingeborenenhütte, die kaum Platz für ihn und seine Angehörigen bot. So kam es auch, dass wir uns noch nicht ständig in Faisi niederlassen konnten, obgleich dies mein sehnlichster Wunsch war.

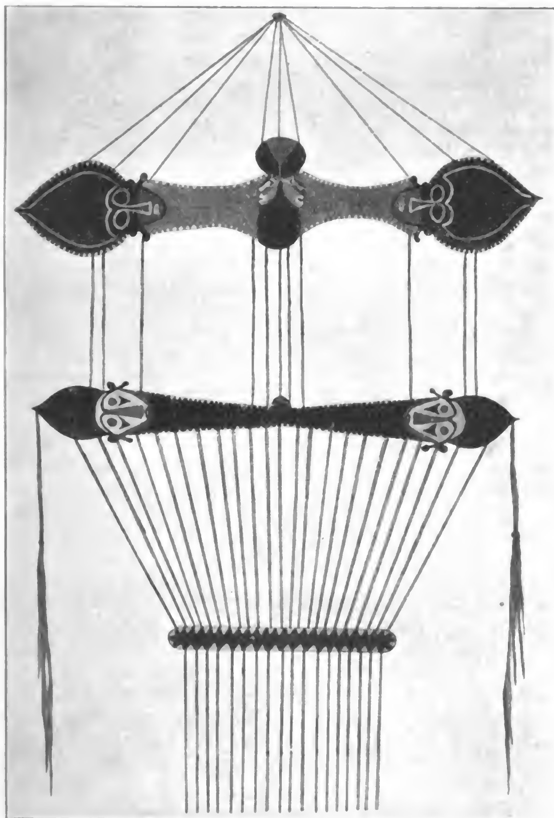
Zurückgekehrt nach Munia, begann für mich und meinen Reisegenossen, den Herrn Wahnes, eine Zeit emsiger Sammeltätigkeit. Freilich waren wir auf die kleine Insel selbst beschränkt. Da jedoch für uns

alles neu war, bot auch sie genügend Interessantes, um die Zeit von einigen Wochen reichlich auszufüllen. Früh um 7 Uhr begannen unsere Exkursionen, welche bis gegen Mittag ausgedehnt wurden und uns durch die ganze Insel führten. Der Nachmittag wurde dann mit Abbalgen der geschossenen Vögel, mit Sortieren und Verpacken der Insekten, Muscheln u. s. w. verbracht. Gegen Abend wurde am weisssandigen Strande ein Bad genommen, und dann schrieben wir bei Lampenschein noch Briefe, Tagebücher und Notizen nieder.

Schon in den ersten Tagen unseres Aufenthalts in Munia gelang es, einige Eingeborene von der grösseren Insel Fauro zu bewegen für mich zu sammeln. Die Leute wurden mit Flaschen, Netzen und Papierdüten ausgerüstet und brachten uns nach einigen Tagen ganz ansehnliche Mengen von Insekten.

Als wir uns in Neu-Pommern ausrüsteten, um nach den Salomonen zu gehen, hatte ich gesucht, in der kurzen Zeit, die uns bis zur Abfahrt der Isabell blieb, so viel von Proviant und Handelsartikeln in den Niederlagen der Neu-Guinea-Compagnie zu bekommen, als von den gewünschten Dingen vorhanden waren. Dieses kam uns nun auf Munia sehr zu statten, denn wären wir nicht mit allem reichlich versehen gewesen, hätten wir kaum etwas von den Schwarzen erwerben können, da kein Geld, sondern nur Tauschartikel genommen wurden. Wir hatten ein ganzes Warenlager angelegt. Alle möglichen bunten und einfarbigen Kattune, Streichhölzer, Tabak, Pfeifen, Maultrommeln, Beile, Messer, Feilen, Glasperlen, Hemden, Hosen, Armringe, kleine Spiegel, Taschentücher, Angelhaken, Angelschnüre, Patronentaschen, Leibriemen und vieles andere mehr führten wir mit uns. Ein gutes Sortiment Konserven sowie verschiedene Kisten Bier und Wein trugen dazu bei, den Aufenthalt in der Wildnis zu einem erträglichen zu machen. Einer der Haupthandelsartikel sind noch teilweise Munition und Schiesswaffen. Da jedoch von der Regierung jedweder Handel hierin mit den Eingeborenen streng verboten ist, mussten wir diese Handelsartikel ausser Betracht lassen. Gegen Munition und Waffen kann man von dem Salomonier alles, was er sein Eigentum nennt, eintauschen. Seine Götzen, seine Weiber und Töchter, seine Sklaven, ja wenn es sein muss, verkauft er sich selbst für die Dauer einiger Jahre für einen Schiessprügel.

Unsere Verpflegung in Munia war, wennschon einfach, doch recht gut. Wilde Tauben (Fruchttauben, Treronidae), ab und zu ein Huhn, amerikanisches und australisches Salzfleisch, Reis, süsse Kartoffeln, Landesgemüse, hartes Bisquit, viel Tee und tropische Früchte erhielten wir von unserem Wirte vorgesetzt. Hin und wieder bereiteten uns eine gute Braunschweiger Konserve, ein Schluck Wein oder ein Glas Bier aus unserem Vorrate eine angenehme Abwechslung in der Kost. Eine erfreuliche Überraschung für unsere Küche bot in den ersten Wochen unseres Aufenthaltes in Munia



Tafel 3.
Zaubergerät im Beratungshause in Paramatta.

das Erlegen eines Dugong (Halicore dugong?). Der Dugong ist ein seejungferartiges Tier, welches mehrere Zentner wiegt, und dessen Fleisch ganz ausgezeichnet schmeckt, beinahe wie Kalbfleisch. Wir verbrauchten den grossen Vorrat teils frisch, teils eingesalzen und geräuchert; so bot er lange Zeit für alle eine angenehme Speise.

Die grösste Überraschung und Freude, welche ein Weisser auf so weitabgelegenen Inseln erleben kann, ist der Moment, wo der Ruf: „Segel in Sicht!" erschallt. Wir waren gerade von einer unserer Buschtouren zu Hause angelangt, als unser Wirt rief: „Segel im Süden!" Hin und her wurde geraten, was für ein Schiff es sein könnte. Man glaubte schon, es könnte der schon lange fällige Sydney-Segler sein. Beim Näherkommen erkannten es mein Wirt und seine Schwester als ein Kopra-Handelsschiff von Rubiana. In dem Kapitän des Schooners lernte ich einen liebenswürdigen Franzosen kennen, der die Freundlichkeit hatte, uns dadurch in unseren Interessen zu fördern, dass er uns für sehr billige Preise eine ganze Anzahl von Tauschartikeln, wie sie auf den Shortlands-Inseln von den Eingeborenen gewünscht werden, verkaufte. Der Kapitän, Edmund Pratt, in den Salomonen unter dem Namen Frensh Peter bekannt, beschloss, den Landeshauptmann mit der Isabell abzuwarten, um die Erlaubnis zum Handeltreiben in deutschen Gewässern zu erlangen. Wir gingen deswegen mit seinem Schooner Magie nach Alu und Faisi hinüber, um dort auf der Station meines Freundes Tindal die Isabell zu erwarten. Herr Wahnes und ich waren während dieser Zeit die Gäste des Kapitäns. Die Magie ist ein schöner, schmucker Schooner, ein guter Segler und für tropische Gewässer sehr praktisch eingerichtet. Sein Besitzer lebt Jahr aus, Jahr ein auf diesem Schiffe und besucht auf ihm die verschiedenen Inseln des Salomo-Archipels, um mit den Eingeborenen Tauschhandel zu treiben. Seit etwa 15 Jahren liegt er diesem Geschäfte ob und hat, wie er mir selbst erzählte, schon recht viel damit verdient.

Bei dieser Gelegenheit hörte ich von Rubiana viel Gutes und erfuhr, dass dort für mich gerade in ethnographischer Hinsicht viel zu holen sei. Herr Pratt lud mich ein, mit ihm als sein Gast nach Rubiana zu gehen, doch ich wollte erst versuchen, die Shortlands-Inseln und Bougainville näher kennen zu lernen, weshalb ich beschloss, der freundlichen Einladung erst später Folge zu leisten. Die Bemannung der Magie bestand aus schwarzen Salomoniern von der Insel Malayta. Es sind schöne, kräftige Menschen von hellbrauner Hautfarbe mit dichtem Wollhaar; die Gesichtszüge sind regelmässig und angenehm; dabei sind die Malayta-Leute sicher die intelligentesten und hübschesten Salomonier, welche ich jemals sah.

Lange Jahre hindurch bezog die Firma Godefroy ihre Plantagenarbeiter von Malayta; auch nach Queensland liessen sich viele Wilde

anwerben. Beinahe alle sprechen Pidjin-Englisch. Umsomehr nimmt es Wunder, dass nach Aussagen von Herrn Pratt und anderen, die die Verhältnisse in Malayta kennen, der Aufenthalt eines Europäers auf dieser Insel so gut wie ausgeschlossen ist. In früheren Zeiten wurden die Malayta-Arbeiter nämlich in erster Linie mit Gewehren und Munition entlohnt und gelangten dadurch in den Besitz solcher Waffen, die das Übergewicht der Weissen sehr verringerten. Bedenkt man, dass der Salomonier auch schon ohnedem zu den wildesten und barbarischsten Völkern der Südsee gehört, so wird man sich leicht vorstellen können, dass dadurch, dass er dem Weissen ebenbürtige Waffen in seine Hände bekam, der Bewohner von Malayta zu den gefährlichsten Menschen in den gesamten Salomonen wird. Verschiedentlich sind Versuche mit Niederlassungen von Händlern und Missionären gemacht worden, doch immer endeten dieselben blutig; meistens wurden die weissen, wagehalsigen Leute erschlagen.

Auch bei unserem zweiten, vorübergehenden Aufenthalte in Alu unternahmen wir verschiedene Touren. So besuchte ich die Faisi gegenüber liegende Insel Poperan. Dieselbe weist nach Nord-Westen zu einen kaum 100 m hohen Höhenzug auf, von welchem sich an einer Stelle ein wasserfallartiger Quell, an einer anderen ein bachartiges Wässerchen in die See ergiesst. Beide sind wenig wasserreich, genügen jedoch gerade, die Einwohner von Poperan mit frischem Wasser zu versorgen. Leider ist dieses recht kalkhaltig und dadurch nicht gut von Geschmack. Das Dorf, welches sich am Ost-Strande der Insel befindet, ist erst in den letzten Jahren angelegt worden und äusserst primitiv. In Begleitung von beinahe sämtlichen Dorfbewohnern unternahmen wir eine längere Buschtour. Der Wald, ähnlich dem auf den anderen Inseln, befindet sich natürlich im Urzustande; doch ist wenig Unterholz vorhanden, und kommt man deshalb überall recht gut vorwärts, was für uns als Sammler recht angenehm war, umsomehr, als es nur ganz wenig Eingeborenen-Pfade gab.

An weitausgedehnten Sagosümpfen, in welchen an verschiedenen Stellen Sagowäschereien waren, führte uns unser Weg vorbei. Ich sah hier, dass man das Sagomark, wenn man nicht Zeit oder vielmehr nicht Lust hatte, alles auf einmal auszuwaschen, in aus Baumstämmen aufgebauten, viereckigen, mit Schutzdächern versehenen Behältern aufbewahrte und zum Gähren kommen liess; der dann gewonnene Sago schmeckt allerdings sauer und ist bei weitem nicht so gut wie der frisch gewaschene.

Höchst merkwürdig ist die inländische Bezeichnung für Sago. Zumal einem Deutschen kommt es sonderbar vor, ein Wort, das bei uns das Nationalgetränk bedeutet, für ein aus Palmen gewonnenes Nahrungsmittel angewandt zu hören. Bier nennen nämlich die Schwarzen ihren Sago. Auf den Salomonen wird damit das Nationalessen, bei uns das National-

getränk bezeichnet. Hier bei den Sagowäschereien, die ausnahmsweise mit frischem Wasser betrieben wurden, sah ich auch, auf welche künstliche und kluge Art die Schwarzen das Wasser auf weite Strecken herzuleiten verstehen. Freilich bietet die fürsorgende Natur den Leuten im Walde auch alles, was sie zu einer Leitung, die bei uns mit grossen Kosten verbunden wäre, gebrauchen. Die Halbröhren liefern die wilden Betelnusspalmen; der Stamm derselben wird der Länge nach aufgeschnitten, das Mark mit Leichtigkeit ausgekratzt, und die übrigbleibende, hellbraune Rinde giebt 6—8 m lange Stücke her, die nur aneinander gelegt werden müssen, um dem Wasser seinen Weg zu weisen. Gabelförmige Hölzer sind in Menge vorhanden und demnach als Unterstützung und Träger der allmählich sich senkenden Leitung leicht zu beschaffen. Mit wenigen Stunden Arbeit kann ein einzelner Mann verschiedene hundert Meter solch einer Wasserleitung (Fig. 5) herstellen. Sie ist leicht gebaut und auch nicht für längere Zeit berechnet, genügt aber vollkommen und hat den Vorteil, dass sie, wenn man an der betreffenden Stelle mit Sagowaschen fertig ist, leicht aufgegeben werden kann. In Bereitung des gewonnenen Sagomehles haben die Leute dagegen wenig Erfahrung; es wird meistens mit Kokosnusskernen zusammen zerrieben, in Blätter gepackt und in heisser Asche geröstet. Die bekannten Molukkischen Sago-Dauerbrötchen, wie ich sie in Ceram, Aru, Key, Ambon und auch an der Westseite von Neu-Guinea fand, verstehen die Leute nicht anzufertigen. Von den Europäern wird das Sagomehl nur ganz wenig in der Küche angewendet, was ich um so mehr bedauerte, da sich viele recht schmackhafte Speisen daraus herstellen lassen. Wenn ich dachte, wie erfinderisch mein makassarischer Koch Husein, den ich in Holländisch-Indien hatte, gerade im Zurichten von Sagospeisen war, so bedauerte ich häufig, denselben nicht bei mir zu haben.

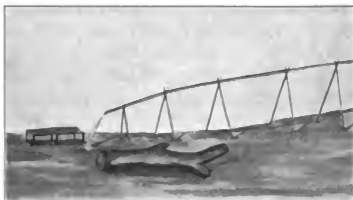


Fig. 5. Wasserleitung.

Nachdem wir längere Zeit die Insel nach allen Richtungen durchstreift und eine ganz stattliche Anzahl von Insekten erbeutet hatten, kehrten wir nach dem Dorfe zurück, um uns wieder nach Faisi übersetzen zu lassen.

Eine Anzahl von ethnographischen Gegenständen konnte ich von den Eingeborenen noch eintauschen: Kanuverzierungen, Armbänder

(Pago), Netztaschen, Lanzen, Bogen und Pfeile. Die Netztaschen, in welchen die Salomonier ihr ganzes Vermögen mit sich herum tragen, in welchen demnach alles mögliche aufbewahrt wird, gaben mir, wie auf Celebes die bei den Buginesen gebräuchlichen Bau-baus (Taschen aus Zeug), Veranlassung zur Untersuchung ihres Inhaltes. Ich hatte die Hoffnung, wie bei den Buginesen, hin und wieder einen alten ethnographischen Gegenstand zu erwischen, sah mich jedoch immer getäuscht. Betelpfeffer, Betelnuss, Kalkgefässe, Angelhaken und europäische Handelsartikel, wie Maultrommeln, Taschenmesser, Streichholzbüchsen, waren alles, was ich fand; doch war unter dem ersteren auch mancher brauchbare, inländische Gegenstand.

Gegen 8 Tage mussten wir in Faisi auf der Magie verweilen, bevor die Isabell von ihrer Rundtour durch die Salomonen zurückkam. Wir benutzten diese Zeit, um auf den verschiedenen, bei Faisi liegenden Inseln zu sammeln und waren mit unseren Resultaten recht zufrieden. Wir waren ja in einem Gebiete, wo der Sammler alles, was da kreucht und fleucht, mitnehmen kann, wo er jeden Tag auf seinen Exkursionen Neues sieht und erbeutet. Es ist gerade für einen Insektensammler ein grosser Genuss, solch einen Ausflug in jungfräulichen Urwald zu machen. Freilich muss man nicht glauben, dass der Wald in den Tropen einen grösseren Reichtum von Tieren als bei uns in Europa an günstigen Stellen aufweist. Ich führe hier zum Vergleiche nur die Umgegend von Granada in Süd-Spanien und die Waldwiesen bei Nauen-Finkenkrug in der Nähe von Berlin an. Wohl wird man in den Tropen an bestimmten Stellen zu bestimmten Jahreszeiten unter ganz besonders günstigen Bedingungen die Insekten, vor allem Schmetterlinge und Käfer, in Unmassen antreffen — ich erwähne hier den Wasserfall von Maros in Süd-Celebes, wo Wallace und auch ich ganze Wolken von Schmetterlingen beisammen getroffen haben — doch sind dies seltene Ausnahmen. Im grossen und ganzen muss man in den Tropen, zumal auf den Salomonen, weit mehr nach Insekten suchen als in Europa. Man darf hierbei aber nicht vergessen, dass, wie gesagt, jedes Insekt für den Sammler interessant und fangenswert ist. Vergleicht man damit unsere heimischen Verhältnisse, so muss man zugeben, dass es unter günstigen Umständen nicht schwer sein würde, täglich eine grosse Menge Insekten aller Gattungen einzuheimsen, in einigen Wochen jedenfalls viele tausende.

Als die Isabell nach mehrwöchentlicher Reise in den Hafen bei Faisi einlief, gingen wir an Bord und hörten, dass man gegen 200 Salomonier für die Plantagen in Neu-Guinea angeworben hatte. Man war bis zum südlichsten Ende von Isabell, der Tausend-Schiffbai, gefahren und hatte auch die Küsten von Choiseul und Bougainville berührt. In Choiseul und auch in Isabell hatte der Landeshauptmann bei den Eingeborenen

Gewehre, bei verschiedenen sogar ganz neue, gefunden und damit festgestellt, dass die englischen Händler von Rubiana, Guadalcanal und St. Cristobal nach wie vor mit diesen lukrativen Tauschartikeln handelten und sie trotz aller englischen Gesetze von Sydney aus einführten. Es ist sehr bedauernswert, dass weisse Leute aus Habsucht den schon ohnedies gefährlichen und wilden Schwarzen europäische Waffen in die Hände geben. Man sollte ganz energisch darauf dringen, dass die Ausfuhr von Sydney nicht nur verboten ist, sondern auch wirklich nicht stattfindet.

Der Kapitän Pratt erlangte nach einigen Schwierigkeiten die Erlaubnis zum Handeln in deutschen Gewässern; er musste für den Erlaubnisschein 200 Mark pro Jahr bezahlen. Zugleich erteilte ihm der Landeshauptmann die Vergünstigung, dass er direkt von dem englischen in das deutsche Schutzgebiet gehen könne. Er braucht also nicht jedesmal nach Herbertshöhe, welches Eingangshafen ist, zu fahren, um ein- und auszuklarieren.

Wahnes und ich gingen mit der Isabell nach Munia zurück. Wir hatten nach unserer Ankunft das Vergnügen, nachmittags den Landeshauptmann und Kapitän Dahlmann bei uns zu Gast zu sehen. Bei schäumendem Münchner Bier ging die kurze Zeit, welche die beiden Herren bei uns verweilen konnten, schnell dahin. Als es hiess, Abschied zu nehmen, wurde derselbe uns um so schwerer, als wir nicht wussten, wann wir wieder mit Deutschen zusammenkommen würden und wann wir wieder nach Neu-Pommern zurückkehren könnten. Lange noch standen wir und sahen der Isabell nach; jeder von uns hatte den Gedanken, werden wir sie wiedersehen und wann.

Wiederum widmeten wir beide uns nun ganz und gar dem Einsammeln von zoologischen Gegenständen.

Munia, kaum 2 □ km gross, hat nur mehrere niedere Hügel von 40—50 m Höhe aufzuweisen. Der Strand ist meistens flach und hat ausgedehnte, vorliegende Riffe; teils ist er mit schönem weissen Korallensand bedeckt, teils, jedoch nur an wenigen Stellen, sind Mangrove-Sümpfe vorhanden. Gesundheitlich ist die Insel sehr günstig, denn heftige Fieber wie in anderen tropischen Gegenden waren meinen Wirtsleuten wie uns beiden ganz unbekannt. Die ganze Insel ist mit üppigen, tropischem Walde bedeckt; nur dort, wo die Europäer-Station liegt, hat man eine grosse Lichtung schlagen lassen. Vorteilhaft für unsere Sammelzwecke war es, dass auf der Insel kein spanisches Rohr wuchs, und dass der Wald wenig dichtes Unterholz aufwies. Callophyllum-Bäume waren nicht selten, Palmen hingegen wenig anzutreffen. In den Strandgegenden waren an sumpffreien Stellen die schwermütig rauschenden Casuarinen vorherrschend. Einige Stämme erreichten Ausdehnungen, wie ich zuvor nie Gelegenheit hatte zu beobachten. Die Casuarinen machen, wenn sie in Anzahl bei-

sammen stehen, mehr den Eindruck eines europäischen Nadelwaldes. Selbst der Boden, auf dem sie stehen, weist eine Streu auf, die derjenigen ähnlich ist, welche wir in unseren heimischen Wäldern finden. Kokosnusspalmen wachsen nur an wenigen Stellen, so bei der Station in allen Altersstufen und an der entgegengesetzten Seite in alten Beständen. Da auf solchen flachen Inseln, wie die Shortlands es sind, häufig die schweren Süd-Ost- und Nord-West-Winde arge Verheerungen anrichten, müssen die Bäume besonders ausgestattet sein, um der Gewalt dieser Winde den grösstmöglichen Widerstand leisten zu können. Man findet aus diesem Grunde, dass zahlreiche Baumarten, vor allem die sogenannten Eisenholzbäume, mit sehr kräftigen Seitenstreben versehen sind. Dieselben kommen aus dem vollen Stamm heraus und reichen als volle Wand von den starken Wurzeln aus an dem Stamme aufsteigend bis Manneshöhe.

Als grosser Übelstand macht sich in Munia das Fehlen von Bächen bemerkbar; nur beinahe im Zentrum der Insel befinden sich mehrere Süsswassertümpel, die bei sehr starkem und anhaltenden Regen überlaufen und dann für wenige Tage einen bachähnlichen Wasserlauf speisen, der aber den Strand nicht erreicht. Trotzdem ist auf der Insel kein Mangel an gutem Trinkwasser, denn man hat nur nötig, 1½ bis 2 Meter tief zu graben, um auf gutes, schönes, frisches Wasser zu stossen; sicher ist dieses Wasser dem sonst gebräuchlichen Regenwasser, das beim Abfliessen von den Dächern in Tanks gesammelt wird, vorzuziehen.

Wenige Wochen, nachdem uns die Isabell verlassen hatte, unternahmen wir, eingeladen von Onkel Bill, mit dem Seegeist eine Rundreise nach den Inseln Fauro und Tauna. Es ist gewiss keine Annehmlichkeit, auf so einem kleinen Kutter, wie der Seegeist es ist, eine achttägige Seereise zu unternehmen, vor allem, wenn man bedenkt, dass der Eigentümer mit seiner Frau und seinem Kinde das Schiff ganz und gar als ihre Wohnung betrachten. Ist man unter Segel, so hat man auch nicht einen Fleck auf Deck, wo man vor der glühend heissen Sonne geschützt ist. Bei gutem Winde geht es noch an; da vergisst man über der Freude, schnell vorwärts zu kommen, und dem immerwährenden Wechsel der Bilder, welche Land und Meer bieten, leicht jede Unbequemlichkeit. Hat man jedoch Windstille, dann wird der Aufenthalt beinahe unerträglich. Bei eintretendem Regen bleibt einem, will man nicht in die enge, dumpfige Kabine, die überdies von Frau und Kind eingenommen ist, nur die Aussicht, gründlich durchweicht zu werden. Liegt der Schooner vor Anker, so wird auf dem Hinterdeck ein grosses wasserdichtes Sonnenzelt aufgespannt und dadurch ein grosser saalartiger Raum gebildet, wo es sich ganz gut sein lässt.

Von Munia gingen wir mit schwacher Brise durch die engen Kanäle, die sich zwischen den Riffen befinden, nach dem schon auf Fauro

liegenden Dorfe Gisu. Für die ganze Insel, auf welcher sich Gisu befindet, wird zwar jetzt der Name Fauro von den Europäern gebraucht, die Eingeborenen bezeichnen jedoch nur den Teil der Insel so, der an der Sinasore-Bai liegt. Auf ganz Fauro befinden sich nur 2 Ansiedlungen der Schwarzen, in Gisu und in der Sinasore-Bai. Die erstere ist die grössere und mag gegen 300 Seelen zählen, in der zweiten werden kaum 100 Menschen leben.

Gisu ist längs des Strandes an dem vorspringenden Kap Gisu erbaut und besteht aus annähernd 60 Hütten. Die Anlage des Dorfes und die Bauart der Häuser ist dieselbe wie in Paramatta und in Maliai. Zwei Häuptlinge, Söhne resp. Neffen des verstorbenen Königs Gorei, stehen dieser Dorfgemeinde vor. Der eine derselben, ein dicker, fetter und

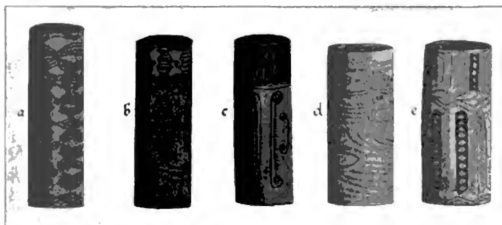



Fig. 6. Kalkdosen a, b, c, d von den Shortlands-Inseln; e von Wella-La-Wella.

fauler Mensch, Jonny genannt, geniesst wenig Ansehen, spricht jedoch, durch den längeren Verkehr mit europäischen Händlern geschult, ein ganz leidliches Englisch. Der andere, der wenig mit Weissen zusammenkommt, der dieselben sogar meidet, ist gefürchtet und bei seinen Stammesgenossen ausserordentlich angesehen; er liebt den weissen Mann gar nicht, weshalb wir jederzeit vor ihm auf unsrer Hut sein mussten.

Kurz ehe wir nach Gisu kamen, war ein angesehener Mann aus der Häuptlingsfamilie gestorben; man hatte dem Verstorbenen im Seewasser auf dem bei dem Dorfe liegenden Riffe ein grosses Steindenkmal (vergl. Fig. 15) erbaut. Gerade als wir vor Anker lagen, waren von Paramatta, Maliai, Sanai und von Fauro die grossen Kriegskanus mit den Kriegern der verschiedenen Ansiedlungen nach Gisu gekommen, um den Toten zu ehren. Diese Ehrung bestand darin, dass man eine Anzahl Pfeile oder Lanzen nach dem Grabmal schoss oder warf.

Viele Eingeborene besuchten den Kutter, teils um zu handeln, teils um die beiden neuen Europäer, Wahnes und mich, zu sehen. Hier fiel mir zuerst der grosse Unterschied zwischen den Salomoniern und den

Eingeborenen von Neu-Pommern auf. Die auf den Shortlands-Inseln lebenden Melanesier, welche doch in nicht zu weiter Entfernung von Neu-Pommern wohnen, unterscheiden sich ganz wesentlich von den Bewohnern des letzteren Gebietes. Ich kann hierin der Ansicht von Finsch, dass diese beiden Stämme nicht zu unterscheiden seien, keineswegs zustimmen. Die beiden melanesischen Stämme weichen mindestens so stark von einander ab wie die Skandinavier von den Italienern. Keiner der draussen lebenden Europäer wird einen Salomonier mit einem Neu-Pommern verwechseln. Man frage nur die Kaufleute und Plantagenbesitzer im Bismarck-Archipel, die in den Hunderten von salomonischen Arbeitern das beste und vielseitigste Beobachtungsmaterial haben.

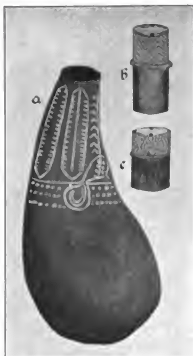



Fig. 7. a Kalkdose aus Kürbis; b, c Stöpsel hierzu.

Die Shortlands-Insulaner sind kräftige und wohlgestaltete Menschen von mittlerer Grösse und gut ausgebildetem Körperbaue. Der Rücken erscheint im Kreuz etwas stark eingebogen. Meistens scheinen die Leute gut genährt. Wie vielfach bei unzivilisierten Völkern findet man auch bei den Salomoniern selten gut ausgebildete Waden. Die Muskulatur ist nur ausnahmsweise eine gute; findet man Individuen mit kräftigen Arm- und Beinmuskeln, so kann man beinahe mit Sicherheit annehmen, dass dieselben jahrelang in Queensland, Samoa oder Neu-Guinea als Plantagenarbeiter gewesen sind. Der Kopf ist gut geformt mit breiter, gerader Stirn und wenig vorspringenden Backenknochen. Die Gesichtsform ist länglich, selten rund. Die Nase, welche bei den Neu-Pommern melanesisch, d. h. flach, am Ende stumpf gerundet und mit breiten, stark gewölbten Flügeln und quergestellten, länglichrunden Nüstern versehen ist, ist bei den Shortlands-Eingeborenen mehr europäisch. Auf den Inseln der Bougainville-Strasse, auf Bougainville selbst und auf Buka, habe ich niemals Leute mit gekrümmten Nasen und jüdischem oder indianischem Gesichtsausdrucke*) gefunden. Die Augen sind gross, schön und dunkel, das Weisse ist immer gelblich gefärbt. Wie auch bei uns ist die Form teils rund, teils länglich. Als grösste Seltenheit fand ich einen 12jährigen Knaben, der wirklich blaue Augen im europäischen Sinne hatte. Die Form des Mundes ist individuell verschieden. Im

*) Diesen Gesichtsausdruck findet man dagegen auf dem nahen Neu-Mecklenburg recht häufig.

allgemeinen ist der Mund gross, doch sieht man auch, besonders bei Frauen, wirklich kleine, zierliche Mündchen. Volle, aufgeworfene Negerlippen fand ich nicht; die Färbung derselben ist braun, nur bei jungen Personen sind sie frisch rötlich gefärbt. Das Kopfhaar ist schwarz und fein gekräuselt, doch kommt auch zuweilen wenig gekräuseltes, beinahe schlichtes Haar vor. Es ist stark und fühlt sich hart an. Dass die Haare hin und wieder braun, selbst hellblond erscheinen, muss man als Ausnahmen ansehen, die durch Einfetten und häufiges Färben hervorgerufen werden. Die Haare wachsen wie bei den Europäern gleichmässig, nicht wie bei den Negern büschelartig, aus dem Haarboden heraus.

Die Hautfarbe ist in der Regel tiefbraun (beinahe schwarz), weist aber auch alle Nuancen bis hellbraun auf, sodass sie die der Malayen erreicht. Ganz hellgefärbte Leute, sogen. Albinos, sind selten; ich sah nur einmal auf einer Tour nach Bougainville einen; es war ein 20jähriger Mann aus dem Gebirge. Die Haut fühlt sich glatt an und erscheint glänzend, natürlich nur bei solchen Personen, die nicht mit den später erwähnten Hautkrankheiten behaftet sind.

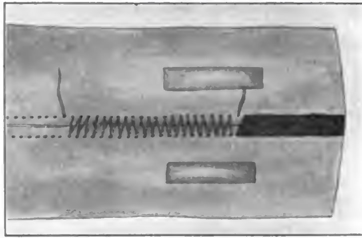


Fig. 8. Nähen der Kanuplanken.

Der durchschnittlich typische Gesichtsausdruck ist dumm und gleichgültig; selbstverständlich findet man aber auch Leute mit sehr aufgeweckten Gesichtszügen, woraus man aber nicht immer schliessen darf, dass diese Individuen geistig besser veranlagt sind.

Die Arme und Beine sind eher lang, die Hände und Füsse eher gross als klein zu nennen. Die Brüste der jungen Mädchen und Frauen sind wohlgeformt. Sie neigen meist zur Fülle, werden jedoch nach dem ersten Wochenbett hängend, sodass sie bei älteren Frauen wie Säcke herabhängen.

Bei diesem Aufenthalte in Gisu wurden mir verschiedene ethnographische Sachen gebracht; namentlich erhielt ich viele schöne Flechtereien, kleine zierlich aus Bast geflochtene Taschen und Schlafmatten (Sarara) mit den verschiedensten Mustern. Die Taschen waren ähnlich wie die, welche ich schon in Paramatta und Maliai erhalten hatte, jedoch weit besser und sauberer angefertigt; sie wurden als Aufbewahrungsort für alle möglichen Dinge gebraucht. Geht nämlich ein Insulaner auf Reisen, so nimmt er mehrere dieser Taschen voll Proviant mit; auch seine Tauschsachen wird er, wenn er Handelstouren unternimmt, in

solchen Taschen aufbewahren. Netze (Labua genannt), in welchen die verschiedenen Gegenstände, die man beim Betelkauen benutzt, aufbewahrt werden, erhielt ich hier in grösserer Zahl. Ein Stück derselben interessierte dadurch besonders, dass es ein Doppelnetz war, denn es hatte auf beiden Seiten taschenähnliche Ansätze.

Auch von Kalkdosen (Fig. 6a—d) (Kukulu genannt), die aus Bambus gefertigt sind, erstand ich einige. Sie sind meistens sehr schön mit Mustern versehen, die eingebrannt werden. Die Grössen wechseln natürlich; ein Durchschnittsmass ist für die Höhe z. B. 13 cm, die Breite 4 cm. Ferner konnte ich auch solche Kalkdosen (Fig. 7a), die aus Kürbissen (Buai genannt) angefertigt sind, einhandeln. Die Verzierungen auf den letzteren werden in der Hauptsache durch Einritzen mit dem Messer und nachträglichem Einreiben mit Kalk hergestellt; sie sind jedoch in der Mehrzahl ohne alle Verzierungen. Der Deckel (Fig. 7b, c) dieser Dosen ist sehr kunstvoll gearbeitet und demnach recht mühsam herzustellen. Man nimmt eine Fieder des Kokosnussblattes und rollt sie ganz fest zusammen, sodass das Ganze eine Platte bildet, ähnlich wie die Papierstreifen, welche in Rädern aufgerollt bei der Telegraphie in Anwendung kommen. Um der Platte Festigkeit zu geben, werden feingeschnittene, rote und schwarze Baststücke, regelmässig vom Mittelpunkt der Platte ausgehend, nach dem äusseren Rande zu hindurchgeflochten.

Auch verschiedene Kanuverzierungen wurden mir von den Leuten angeboten. Man muss sich wundern, mit welcher Sauberkeit und Genauigkeit die Leute diese Ornamente trotz der wenig geeigneten Instrumente anfertigen. Wie man mir sagte, sollen diese Verzierungen dazu dienen, die Kanus und deren Insassen gegen Gefahr und Unglück zu schützen.

Die Kanus der Eingeborenen der gesamten Shortlands-Inseln sind recht gut und dauerhaft gebaut. Sie werden nicht, wie in Neu-Pommern, aus einem Baumstamme ausgehöhlt, sondern ähnlich unseren europäischen Booten aus Planken zusammengesetzt. Man verwendet ein nicht allzu hartes Holz*). Die Planken werden 15—20 cm breit und 1—2 cm stark genommen. Der Kiel wird aus einem Stück Holz zurechtgezimmert; nur der weit emporragende Vorder- und Hinterteil ist aufgesetzt. Der 6—10 cm hohe Kiel wird an den Seiten eingekerbt, um den Anschluss der Planken zu erleichtern.

An den Planken lässt man in bestimmten Abständen erhöhte Stellen stehen, die später, wenn das Kanu fertig ist, zur Befestigung der Innenspeichen dienen. Die Planken werden meistens nicht allzulang gewählt, wofür der Grund wohl darin liegt, dass man meistens nur kurze Stücke erhält, weil dieselben aus den vollen Bäumen herausgehauen werden. Beim Baue des Kanus werden die Planken nicht, wie es bei den euro-

*) Die inländischen Namen der Bäume, deren Holz zum Kanubaue benutzt wird, sind: Ati, Baratu, Firon und Kengere.

päischen Booten meist der Fall ist, dachziegelartig übereinander, sondern aneinander gelegt, und zwar wird der Rand der neu aufzusetzenden Planke je nach den Unebenheiten und Ungenauigkeiten der schon befestigten gearbeitet. Da das Kanu erst später Rippen eingebaut erhält, so wird man sich leicht vorstellen können, welche Schwierigkeiten es verursacht, dem ganzen Baue die richtige Form zu geben. Durch Wasser und wohl auch durch Wärme biegt man die Bretter, indem man sie so einspannt, wie sie gebraucht werden. Die Befestigung der Planken aneinander geschieht durch eine Art Nähen. Man bohrt längs der Ränder der beiden Planken Löcher und näht alsdann mit eigens dazu gefertigter Faser die Planken dicht aneinander (Fig. 8). Diese Faser ist aus einer

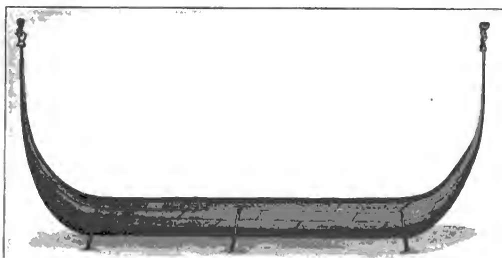


Fig. 9. Kanu von den Shortlands-Inseln.

Liane oder aus Schlingfarn gefertigt und wird Asama genannt. Die Nähte würden nun natürlich nicht wasserdicht sein und werden deswegen mit einer harzigen Masse gut verschmiert. Den Stoff für dieses Dichtungsmittel liefert eine beinahe faustgrosse Nuss, namens Zita*); der Kern wird nach Entfernung der Schale zwischen Steinen gerieben und giebt eine breiartige, schleimige, harzige Masse, die schnell trocknet und steinhart wird. Nachdem man alle Planken aneinander genäht hat, beginnt man mit dem Einsetzen der Rippen, wobei man von der Mitte des Kanus ausgeht. Man passt dieselben an den Stellen hinein, wo man an den Planken die erhöhten Stellen stehen gelassen hat. An diese Erhöhungen werden die Rippen mit Bast festgebunden. Als Bindematerial sowohl für die Planken als auch für die Rippen wird hauptsächlich eine bestimmte Liane verwendet, von der man jedoch nur die äussere Rinde gebraucht, die sehr zähe ist und den Einflüssen des Seewassers gut widersteht. Die Kanus sind natürlich so

*) Parinarium hahlii Warb., eine Rosacee.

niedrig gebaut, dass die Insassen entweder kauern oder auf kleinen, querliegenden Hölzern derart sitzen müssen, dass die Beine nach vorn ausgestreckt werden. Man baut diese Fahrzeuge (Fig. 9) in den verschiedensten Grössen, von kleinen einsitzigen bis zu solchen, die 50 Personen fassen. Für einen Europäer ist es anfangs recht schwierig, in solch einem schwankenden Kanu zu fahren, doch gewöhnt man sich schnell daran; ich habe öfters kleinere und grössere Touren damit unternommen. An dem hoch emporragenden Vorder- und Hinterteil bringen die Salomonier die verschiedensten Verzierungen an; ich werde noch oft Gelegenheit haben, auf dieselben zurück zu kommen. Die Fortbewegung geschieht durch 1,20 m lange Paddelruder (Fig. 10); gesteuert wird mit einem ebensolchen Ruder, Taine genannt. Seitdem die Weissen nach der Insel gekommen sind, haben die Insulaner auch das Segeln erlernt. Der Umstand, dass sie diese Kunst erst von den Europäern lernen mussten, ist gewiss recht auffallend, denn auf den anderen Inselgruppen, die südlich und östlich von den Salomonen liegen (ebenso in Neu-Guinea), besassen die Wilden diese Fertigkeit schon lange, ehe die Europäer diese Teile der Süd-See besuchten. Nur von den Einwohnern von Neu-Pommern und Neu-Lauenburg ist es mir ebenfalls bekannt, dass sie die Segelkunst erst von den Weissen erlernten.

Wenn man die scheinbar gebrechlichen, leicht gebauten Fahrzeuge sieht, glaubt man wirklich nicht, wie seetüchtig sie sind, wie weite Reisen oft darin zurückgelegt werden. Durch ihre Leichtigkeit gehen die Kanus sehr schnell durch das Wasser und sind, wenn man kleinere Küstenfahrten unternehmen will, schon deshalb den schwerfälligeren europäischen Booten vorzuziehen.

Auf den verschiedenen Inseln sind die Kanus und deren Verzierungen in den deutschen und auch in den englischen Salomonen wohl etwas verschieden, jedoch ist die Grundform immer dieselbe, auch die Anfertigungsart eine gleiche. In neuerer Zeit haben sich vereinzelt auch schon von anderweits mitgebrachte Erfahrungen und Neuerungen bei der Form der Kanus eingebürgert, doch sind diese Abweichungen sehr gering. Je nach dem Zwecke, welchem das Kanu dienen soll, sind mit dem Anfange und der Beendigung des Baues grosse Festlichkeiten verbunden.

Wenn nämlich in einem Dorfe beschlossen worden ist, dass ein grosses Kriegskanu gebaut werden soll, müssen erst einige Menschen ihr Leben lassen. Hat man keine Sklaven zum Abschlachten, so werden, um doch wenigstens Schädel zu erhalten, Kriegszüge nach den grossen Inseln, nach Bougainville oder nach Choiseul, gemacht. Auch beim Fällen der zum Bau bestimmten Bäume müssen, ebenso wie beim Kiellegen, Menschenopfer gebracht werden. Bei dem Kiellegen werden die befreundeten Stammesgenossen aus anderen Dörfern eingeladen und mit Speisen bewirtet. Tänze und Gesänge werden von allen gemeinschaftlich aufgeführt.

Ganz besondere Feste mit Tanz und Schmauss werden bei der Fertigstellung der grossen Kanus gefeiert. Auch bei dieser Gelegenheit müssen verschiedene Leute getötet werden. Als ich in Faisi war, hatte man in Gisu ein grosses Kanu fertiggestellt. Von befreundeten Eingeborenen wurden wir ganz ausdrücklich gewarnt, uns in acht zu nehmen, denn man wollte durchaus einen weissen Schädel zur Verherrlichung des Stapellaufes haben.

Die kleinen Kanus haben nur je einen Besitzer, während die grösseren Familien- oder Stammeseigentum sind. Die Aufbewahrung, vor allem die der grossen Kriegskanus, ist eine sehr sorgfältige. Man baut besondere, grosse Schuppen, um darin die langen Fahrzeuge aufzustellen und gegen

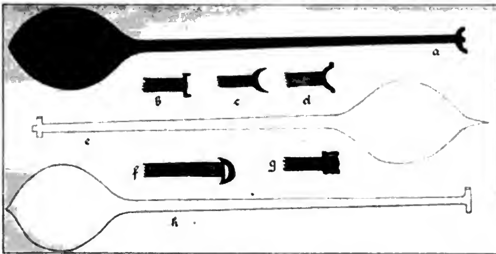



Fig. 10. Paddelruder und -Handgriffe.

Regen und Sonne zu schützen; die Verzierungen bedeckt man noch ausserdem mit Blättern. Die Kanuhäuser sind beinahe überall in den Salomonen tabu (tambu). Auf den gesamten Shortlands-Inseln ist aber dieses Kanutabu nicht sehr streng; so dürfen z. B. die Weiber die Kanuhäuser betreten*), doch dürfen sie nicht in den Kriegskanus fahren.

Von Gisu gingen wir längs der Küste von Fauro nach der Sinasore-Bai. Fauro ist Gebirgsland mit wildzerissenen Felsenmassen, welche an der höchsten Stelle bis zu beinahe 600 m ansteigen. Die höchste Erhebung, die schroff und steil emporragt, macht ganz den Eindruck eines erloschenen Vulkanes. Alte Lavalager, die ich auf den Touren durch die Insel fand, lassen sicher darauf schliessen, dass hier vor nicht zu langer Zeit vulkanische Kräfte tätig waren. Die Ebenen sind nur schmal; selbst unmittelbar am Strande sind sie kaum 100—300 m breit. Viele

*) In Rubiana, St. Christobal und wohl auch in Malayta dürfen die Frauen an den nach See offenen Kanuhäusern nicht vorbei gehen, sie müssen einen grossen Bogen im Busch machen, um diese unter Tabu stehenden Häuser zu passieren.

kleine Flüsschen oder Bäche strömen von den Höhen dem Strande zu und geben der Landschaft ein erfreuliches, abwechselungsreiches Aussehen. Fast die ganze Insel, selbst bis zu den höchsten Spitzen der Berge, ist mit üppigem tropischen Walde bedeckt. Am Strande, doch nur an wenigen Stellen, haben die Eingeborenen und die beiden alten Macdonalds Kokospalmen-Pflanzungen angelegt.

Will man auf Inseln unter tropischer Sonne den Ansiedlungen der Eingeborenen nachspüren, so hat man ein sehr gutes Hilfsmittel dadurch, dass man nur dort Kokospalmen finden wird, wo Menschen wohnen oder gewohnt haben. Kokospalme und Mensch stehen in enger Beziehung, der eine ist von dem andern abhängig, und wo letzterer hinkommt, wird er durch das Vorhandensein von Kokospalmen seine Anwesenheit verraten.

Sinasore-Bai ist bestimmt derjenige Ort auf den Shortlands-Inseln, wo zuerst eine Ansiedlung von Weissen angelegt worden ist. Anfang oder Mitte der achtziger Jahre siedelte der frühere Arbeiteranwerber J. Macdonald mit seiner gesamten Familie von Aula (an der Guadalcanalküste) nach Fauro über. Die Sinasore-Bai ist ein vorzüglicher, wennschon kleiner Hafen, der gegen Wind und Wellen gut geschützt ist und an bequem zugänglichen Stellen reichlich frisches Wasser bietet. Hier nun, auf dem nach Osten gelegenen, hügeligen Gelände, baute der kühne Händler sein Haus und begann das umliegende Land, das er von den Eingeborenen für geringen Preis erstanden hatte, mit Kokospalmen zu bepflanzen. Von hier aus besuchte er die Küsten von Bougainville, Choiseul und Isabell, um die Produkte der Eingeborenen einzutauschen. Damals war der Verdienst noch ein bedeutender, denn die Konkurrenz war noch nicht so gross, die Eingeborenen noch nicht verwöhnt.

Die Besitzung des alten Macdonald soll vorzüglich eingerichtet gewesen sein. Vom Landeshauptmann Schmiele und vom Kapitän Dahlmann hatte ich nur Lobenswertes über sie gehört. Wie anders sah es dagegen aus, als ich die Bai besuchte. Von dem grossen, geräumigen Wohnhause, von den Gärten und Pflanzungen war, obgleich nur wenige Jahre vergangen waren, so gut wie nichts mehr zu sehen. Die Kokospflanzung war von jungem Unterholze überwuchert, die Gärten, die man nur an den wenigen noch vorhandenen blühenden Ziersträuchern erkannte, waren vollkommen verwildert, und die Gebäude bildeten nur einen über und über bewachsenen Trümmerhaufen, der kaum erkennen liess, dass hier die Wohnstätte eines weissen Mannes gestanden hatte. Wäre am Strande nicht eine aus Korallenstücken aufgehäufte Landungsbrücke gewesen, so hätte man schwerlich auf die Vermutung kommen können, dass Weisse hier jahrelang emsig geschaffen hatten.

Die Ursache, dass die früher blühende Station verfallen und verwahrlost ist, war der Tod des alten Macdonald. Sein einziger Sohn,

der ganz jung nach den Salomonen gekommen war, ist dadurch, dass er immer unter Wilden gelebt hat, selbst ein halber Wilder geworden. Wie die Wilden ist auch der junge Macdonald, der mein Wirt in Munia war, faul und indifferent. Es war ihm ganz gleichgiltig, ob das, was sein Vater mühsam geschaffen hatte, weiter bestand oder zu Grunde ging. Er hatte keine anderen Bedürfnisse als ein Eingeborener und war zufrieden, wenn er sein schwarzes Weib, seine Pfeife Tabak und die frugalen Speisen der Insulaner hatte.

Der Mann war wirklich bedauernswert, und ich versuchte oft, ihn durch Zureden, durch Schilderungen aus seinem dolce far niente aufzurütteln, doch vergebens; selbst seine Verwandten hatten es längst aufgegeben erzieherisch auf ihn einzuwirken.

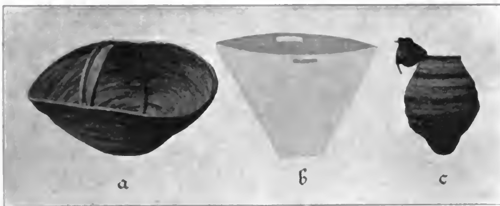



Fig. 11. Körbe a, b von Choiseul, c von Paramatta; b giebt nur die Form an.

Wie weit die Gleichgiltigkeit des jungen Mannes ging, erkennt man am besten daraus, dass er, als die Neu-Guinea-Compagnie alle Händler aufforderte, ihren Landbesitz im Schutzgebiete an der zuständigen Stelle anzumelden, es einfach versäumte, sein Eigentumsrecht auf das Land an der Sinasore-Bai geltend zu machen. Sicher ist, dass diese Kokosanpflanzungen, wenn ein anderer ihr Besitzer gewesen wäre, einen guten Verdienst abgeworfen hätten. Die Kokospalme, die nach ca. 7 Jahren äusserst ertragreich wird, giebt pro Jahr an 100 Kokosnüsse. Die Kerne von 5000 Stück wiegen getrocknet eine Tonne; die Tonne wurde damals in den Salomonen mit $7^1/_2$ £ englisch gehandelt. Pro Hektar kann man 50—60 Bäume pflanzen, es geben also 100—200 Hektar Kokosplantage nach Abzug der geringen Unkosten eine ganz gute und vorteilhafte jährliche Rente. Wie die Verhältnisse jedoch bei der Macdonald'schen Besitzung lagen, ernteten die Eingeborenen von Fauro die Nüsse, und der Besitzer musste sein Eigentum erst wieder von den Schwarzen kaufen.

Bedenkt man, wie leicht es der junge Macdonald gehabt hätte, sich eine glückliche Zukunft zu schaffen, und wie schwer es jetzt für einen Händler auf den Salomonen ist, Land zu erwerben, so wird man es sehr bedauern, wie ungleich oft das Schicksal verfährt. Will heute jemand im deutschen Schutzgebiete Plantagen anlegen, so muss er der Regierung (früher der Neu-Guinea-Compagnie) den Hektar mit 20 Mark, ausserdem event. die Vermessungs- und Einschreibegebühren etc. bezahlen.

Von der Sinasore-Bai gingen wir nach der dem William Macdonald, dem Onkel Bill, gehörigen kleinen Insel Tauna. Dieselbe liegt dicht an der Küste von Fauro. Eingeborene giebt es auf dem kleinen Eilande Tauna nicht, was wir um so angenehmer empfanden, als wir beschlossen, nach Beendigung unserer Rundreise für einige Wochen von Munia nach Tauna überzusiedeln. Leider war mit dieser Übersiedlung die Führung eines eigenen Haushaltes verbunden, was garnicht angenehm war, denn wir waren recht schlecht darauf eingerichtet; man muss jedoch auf tropischen Reisen mit solchen Unannehmlichkeiten oft rechnen und soll, zumal wenn man wie wir, schon ein fertiges Haus vorfindet, nicht murren.

Die kleine Insel Tauna war für mich als Schmetterlingssammler dadurch sehr interessant geworden, dass ich dort zuerst auf den Salomonen die Raupen der prächtigen, blauen Ornithoptera urvilliana in grosser Anzahl auf einer Schlingpflanze (Aristolochia) gefunden hatte. Dies war auch der Grund, der mich veranlasste, nach Tauna überzusiedeln.

Von Tauna gingen wir nach zwei Tagen wieder längs der Küste von Fauro nach Gisu und Munia zurück. Weit ausgedehnte Riffe mit eingestreuten kleinen, bewachsenen Sandbänken dehnen sich nach Osten und Süd-Osten rings um Fauro aus. Zwischen diesen Riffen und der Küste der Inseln ist jedoch für Schiffe genügend tiefes Wasser, sodass die Fahrt, wenn es auch auf See draussen tobt und weht, eine angenehme und ruhige ist. Das Wasser zwischen den Riffen und an den Küsten von Fauro ist sehr fischreich; man sieht häufig ganze Schwärme von schönen, essbaren Fischen durch die Wellen ziehen. Leider schiesst man hier wie überall in den Salomonen und im Bismarck-Archipel die Fische mit Dynamit, sodass bei Fortsetzung dieser Art des Fanges die Zeit nicht mehr sehr fern sein wird, wo dieser Reichtum abnehmen wird, denn durch die Explosion des Dynamits wird natürlich neben den grossen Fischen, die man allein fangen will, auch die Brut getötet.

Auch Schildkröten sind in den Gewässern um Fauro nicht selten, denn auf unserer Fahrt sahen wir zu verschiedenen Malen recht auffallend grosse Tiere am Schiffe vorbeitreiben. Im tiefen Wasser ist es nicht möglich der Schildkröten habhaft zu werden, denn, wenn man sie auch mit einem Schusse gut getroffen hat, ist man doch nicht in der Lage, das tote oder verwundete Tier zu fangen, denn es lässt sich sinken und

kommt erst nach langer Zeit wieder an die Oberfläche. Auf Riffen und auch an seichten Uferstellen kann man dagegen schon einen Schuss auf Schildkröten wagen, denn dort wird man des Tieres leicht habhaft werden können. Die Eingeborenen fangen die Tiere lebend und zwar versuchen sie diejenigen Stellen zu finden, wo die Schildkröten ihre Eier in den weissen Ufersand legen. An solchen Stellen wird das Tier ohne Mühe eine Beute des Menschen. Beim Fange vom Boote aus springen, natürlich nur an nicht zu tiefen Stellen, beim Sichtbarwerden einer Schildkröte mehrere Eingeborene zugleich in das Wasser, tauchen und versuchen die Schildkröte zu packen. Ist dies gelungen, so kommen sie nach der Oberfläche, und dann wird die Schildkröte mit Hilfe der im Kanu Gebliebenen gebunden und an Land gebracht.

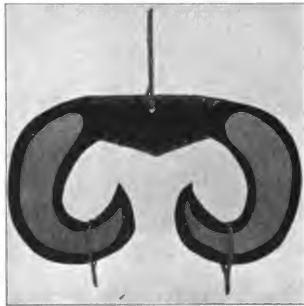


Fig. 12. Holzhaken zum Aufhängen von Gegenständen.

Dicht vor der Sinasore-Bai befinden sich ca. 200 m von der Küste entfernt zwei auch bei hohem Wasserstande trockene Felsen in der See. Diese Felsen werden von den Eingeborenen mit bösen Geistern (Nitu) in Verbindung gebracht und heissen Teufelfelsen. Wenn jemand in Fauro gestorben ist, so wird er, in Matten gehüllt, in ein Kanu gelegt und dorthin gerudert. Nachdem der Tote über Bord geworfen ist, rudern die Kanuleute schnell zurück, damit die bösen Geister ihnen nichts anhaben können. Die Überreste hervorragender Personen werden jedoch, wie schon früher erwähnt, in grossen Steinhaufen beigesetzt.

Es gelang mir eine reiche Auslese von ethnographischen Gegenständen von den Eingeborenen zu erstehen, als wir langsam an der Küste von Sinasore nach Gisu entlang gingen.

Grosse, dauerhaft aus Bast und Rohr gefertigte Körbe (Rutagan) (Fig. 11 a b), die von Choiseul eingeführt werden, wurden mir mehrfach zum Kaufe angeboten. Ihre Abmessungen sind 55 : 30 cm am oberen Rande, am Boden 20 : 16 cm, während die Höhe 25 cm beträgt. Die Körbe werden von den Wilden zum Bereiten der Speisen benutzt und erhalten, wenn sie länger im Gebrauche gewesen sind, eine solche Dichtigkeit, dass man sie ganz gut als Wasserbehälter benutzen könnte. Ich schreibe „könnte“, denn ein Weisser wird sich wohl schwer ent-

schliessen, ein solches Gefäss zu benutzen, denn seine Dichtigkeit wird dadurch hervorgerufen, dass die Speisereste (Sago, Tarrobrei) in den Fugen sitzen bleiben. Aus Holz geschnitzte Haken (Fig. 12) zum Aufhängen von Gegenständen (Sui genannt), verschiedene Ruder, Wassergefässe (letztere mit verschiedenen Mustern, vergl. Fig. 45), wurden mir in Anzahl von Eingeborenen gebracht und waren gegen einige wenige Tauschwaren zu erstehen. Viele der in den Kanus nach dem Schooner gekommenen Leute hatten Augenschützer (vergl. Fig. 13 und 34), die aus Bast und Palmenblättern geflochten sind, umgebunden. Diese Schützer werden beim Fischen benutzt und, je nachdem die Sonne das Gesicht des Fischenden trifft, getragen.

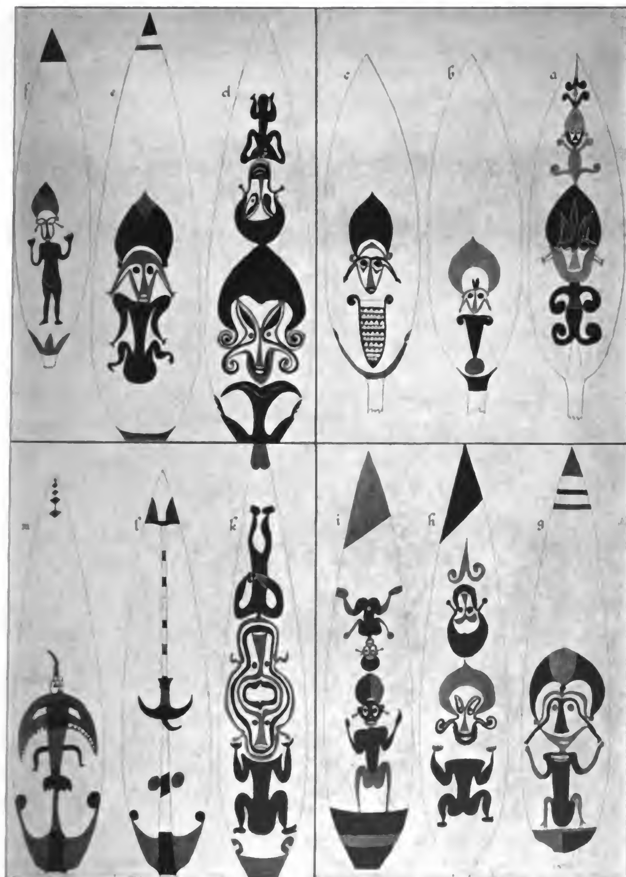


Fig. 13.
Salomonier mit Augenschutz.

In Munia wieder angelangt, packten wir schleunigst unsere Sachen zusammen, um unseren Vorsatz, nach Tauna überzusiedeln, auszuführen. Auch diesmal machten wir die Reise an Bord des Seegeistes. In Tauna schifften wir uns mit unseren Sachen schnell aus, da es galt, noch vor Dunkelwerden unser Haus einzurichten. Dieses, aus Buschmaterial gebaut, war geräumig und hatte eine nach der See gelegene, grosse, offene Veranda, welche uns abends einen angenehmen Aufenthalt zum Ausruhen von des Tages Last und Mühen bot.

Bei unserer Ankunft fanden wir eine Anzahl Leute aus Gieta (auf Bougainville) vor. Dieselben hatten die weite Reise in ihren Kanus gemacht, um ihre bei den weissen Händlern in Dienst befindlichen Freunde und Verwandten aufzusuchen. Obgleich sie liebenswürdig und freundlich waren, hatten wir allen Grund, während ihrer Anwesenheit auf der Hut zu sein, denn den Bougainville-Wilden ist nicht gut zu trauen, zumal wenn sie in grosser Anzahl beisammen sind.

Verschiedene Ethnographica konnte ich von diesen Gieta-Leuten eintauschen. Am merkwürdigsten waren die grossen Ruder (Fig. 14 u. Tafel 4), welche längliche, mit Malereien versehene Schaufeln hatten. Die Holzart, welche von den Wilden zu diesen verarbeitet wird, ist nicht zu hart. Das ganze Ruder ist mit Kalk weiss angestrichen, die Malereien auf der Schaufel (Tafel 4, Fig. a-k) sind schwarz und rot gehalten. Der Untergrund derselben wird von eingeschnitzten Zeichnungen gebildet, die als Hauptmotiv menschliche Figuren aufweisen. Die Darstellungsart ist eine




Tafel 4. Ruder a—k von Gieta auf Bougainville;
l, m von Buka.

ganz originelle. Sogar die verschiedenen Schmuckgegenstände, die von den Leuten getragen werden, kommen dabei ganz gut zum Ausdruck. Beachtenswert ist die Art und Weise, wie die Köpfe abgebildet werden, denn scheinbar hat jeder Kopf einen grossen, turbanähnlichen Aufbau. Auf Befragen, welche Bedeutung diesem zukomme, meinten die Leute, dass er die Haare darstellen solle. Des Weiteren fällt es sofort auf, dass wohl die Hände immer 5 Finger, die Füsse jedoch nur 4 Zehen aufweisen. Hierüber befragt, konnten die Wilden keine Auskunft erteilen. Um die Ruder gegen Wettereinflüsse zu schützen, werden sie, vor allem wenn sie neu und noch nicht im Gebrauch gewesen sind, sehr sorfältig in Palmenblätter eingewickelt. Es ist mir niemals recht klar geworden, zu welchem Zwecke diese Ruder mit so grosser Mühe angefertigt werden; denn, wennschon man bei den Bewohnern der Shortlands-Inseln hin und wieder solche Ruder im Gebrauch findet, muss man sich doch sagen, dass die Verzierungen und die dadurch bedingte grössere Arbeit einen bestimmten Zweck haben müssen, der nicht blos darin bestehen kann, dass man das Ruder nur zum Rudern gebraucht. Bemerkenswert ist hierbei, dass nur die Leute von Gieta solche Ruder herstellen und damit Handel treiben. Ferner konnte ich von den Gieta-Leuten verschiedene Lanzen, Pfeile und Bogen eintauschen; auch erhielt ich mehrere Leibgurte und Armbänder, die aus Muschelgeld (Mimisi, Mormoru, weisses und rotes Muschelgeld) angefertigt waren und wahrscheinlich aus Rubiana stammten.



Fig. 14. Ruder von Gieta auf Bougainville.

Die Insulaner von Fauro brachten mir breite, geflochtene Leibgurte, die nur von den Frauen getragen werden. Wenn man einen solchen Leibgurt betrachtet, ist es kaum zu begreifen, wie leicht die Leute sich von diesen Gegenständen trennen. Ein bis fünf Stück Tabak im Werte von 10 bis 50 Pfg. ist alles, was sie für so ein kleines Kunstwerk erhalten. Diese Leibgurte, die 10 cm breit und 75 cm lang sind, werden aus starkem, kräftigem Baste geflochten und sind so dauerhaft wie unsere in Europa gebräuchlichen Gurte für Polstermöbel. Die beiden Enden werden mit Schnüren, die am Ende ausgefranst sind, versehen. Der Leibgurt selbst wird oft mit rotem und blauem Stoff durchzogen, sodass richtige Muster entstehen. Die Anfertigung geschieht nur mit der Hand; ich beobachtete wenigstens niemals bei dieser

Flechtarbeit den Gebrauch von Instrumenten. Was ihre Verwendung anlangt, so scheint man sie nur bei Festlichkeiten zu tragen.

Die Arbeiter des alten Amerikaners auf Tauna sind Leute von Gieta, die in ihren Sitten etwas von den Shortlands-Insulanern abweichen. Den Fisch bereiten sie z. B. auf folgende Art. Die schlecht oder garnicht ausgenommenen Tiere werden zu mehreren in Blätter gewickelt; dann macht man richtige Bündel und röstet sie. Zu diesem Prozesse werden faustgrosse Steine mit Holzfeuer heiss gemacht, und die Fische auf die heisse Asche und die Steine gepackt und dann mit weiteren Steinen zugedeckt. 1/4 bis 1/2 Stunde Rösten genügt, die Fische gar zu machen. Ich konnte jedoch den so zubereiteten Fischen keinen Geschmack abgewinnen.

Nach 14tägigem Aufenthalte in Tauna musste ich wieder nach Munia, weil unsere Tauschwaren beinahe verbraucht waren. Da ich nun kein Boot zur Verfügung hatte, musste die Fahrt in einem inländischen Kanu unternommen werden. Der Häuptling von Sinei, Tomy March, ein guter alter Mann, sandte mir auf Anfrage sofort ein 10sitziges, grosses, seetüchtiges Kanu und stellte mir auch 8 Ruderer zur Verfügung. Ich muss anerkennen, dass ich sowohl mit der Hin- als auch mit der Rückfahrt recht zufrieden war, und dass die Überfahrt sich bei weitem angenehmer gestaltete als mit dem Seegeist. In 6 Stunden ruderten mich meine 8 Mann nach Munia. Erstaunlich war die Ausdauer der Leute. Ohne Unterbrechung wurde gerudert, und zwar in 3 Tempi, einmal ganz schnell, 50 bis 100 Schläge hintereinander, dann ebensoviele Schläge lang und tief mit Pausen, in welchen man die Ruder auf dem Wasser schleifen liess und drittens, um sich auszuruhen, ganz leicht und unregelmässig. Vor allem bei Anwendung des ersten Tempos schoss das gegen 12 m lange Kanu pfeilschnell dahin. Obgleich wir Segel hatten, kamen dieselben infolge des schwachen Windes beinahe gar nicht in Gebrauch, was mir ganz recht war, denn zum Segeln sind die Kanus denn doch nicht eingerichtet.

Nachdem ich in Munia das Gewünschte erhalten und verpackt hatte, verliess ich beim Morgengrauen des folgenden Tages den Ort wieder und fuhr zuerst nur bis Gisu, wo ich sehen wollte, was die von mir angestellten Fänger unterdessen gesammelt hatten. Gegen 6 Uhr langte ich in Gisu an und bekam mehrere mit Schmetterlingen gefüllte Schachteln.

Wohl das ganze männliche Volk des Ortes war nach meinem Kanu gekommen, um den weissen Mann zu sehen, der es wagte, in einem solchen Fahrzeuge so weit über See zu fahren. Beide Häuptlinge waren anwesend. Recht unangenehm war es, dass alle, selbst die Knaben, Waffen trugen, und mein Kanu rings von mit Lanzen, Pfeil und Bogen, Gewehr und Beilen versehenen Salomoniern umstellt war. Weiss man nun, dass

die Gisu-Leute sich keines guten Rufes erfreuen, so wird man es wohl begreiflich finden, dass ich mich in meiner Lage etwas unbehaglich fühlte und Revolver nebst Gewehr zur Hand hatte. Trotzdem wurde flott gehandelt; der eine brachte Schmetterlingspuppen, der andere Käfer, dieser Kanufiguren, jener geschnitzte Ruder und vieles andere. Ich hätte den ganzen Tag dort verweilen können und hätte immer mehr ethnographische Sachen angeboten bekommen. Besonders interessant war eine mehrstimmige Flöte aus Bambus. Nachdem mein Kanu mit allen möglichen



Fig. 15. Häuptlingsgrab in Gisu.

Sachen beladen war, und die Häuptlinge einen tüchtigen Schluck aus meiner Flasche genommen hatten, nahm ich Abschied von Gisu.

Diesmal hatte ich Gelegenheit, mir das schon früher erwähnte Häuptlingsgrab aus aufgetürmten Steinen (Fig. 15), welches auf dem bei Ebbe trockenem Meeresboden erbaut worden war, näher zu beschauen. Es ist ein 4 m langer, 3 m hoher und 2 m breiter, viereckiger Haufen aus Korallensteinen, dessen Mitte mit Sand und Erde und den Überresten des Verstorbenen ausgefüllt ist. Die Mitte ist mit verschiedenen Pflanzen besetzt; an kleinen Stöcken sind bunte Lappen angebracht, die lustig im Winde wehen.

Unsere Rückreise ging an der Küste von Fauro entlang; ich staunte, dass die Leute es nicht wagten, direkt von Kap Gisu nach dem Ost-Kap hinüberzuhalten, sondern immer dicht unter der Küste fuhren und da-

durch einen grossen Umweg machten. Auf mein Vorhalten wurde mir geantwortet, dass sie Regenböen und starke, damit verbundene Wellen scheuten, dass ferner der Weg an der Küste entlang immer sicherer sei, da man bei Gefahr doch schnell an das Land gehen und das Kanu auf den Strand ziehen könnte. Nach guter Fahrt langten wir gegen Abend wieder in Tauna an.

In Munia hatte ich einen schwer mit Fieber geplagten Eingeborenen von Sinei vorgefunden. Wunderbar wirkte eine 1 g starke Dosis Antipyrin und 1 g Chinin, denn der Mann verlor in kaum einer Stunde den Kopfschmerz, von welchem er schon wochenlang geplagt worden war; auch ging die Körpertemperatur von 40 auf 38 Grad C. zurück. Es war rührend, wie dankbar der Mann war, was umsomehr auffiel, als sonst die Melanesier und Polynesier Dank nicht kennen. Im Gegenteil, meistens muss man den braunen Leuten dafür, dass man ihnen Medikamente giebt, noch etwas schenken, da sie die Annahme der Arzneien als einen dem weissen Manne geleisteten Dienst betrachten.

Der vom Fieber geplagte Mann wollte mit mir nach Tauna gehen, denn er glaubte fest und steif, dass nur ich allein ihn gesund machen könnte. Ich war noch sehr im Zweifel, ob ich den Schwerkranken im Kanu 6 Stunden weit in glühender Sonne mitnehmen sollte, entschloss mich jedoch zuletzt dazu, da mir derselbe erklärte, in Munia würde er bald sterben. Diese letztere Äusserung des Kranken beeinflusste mich hauptsächlich bei meinem Entschlusse, denn es ist bei den Schwarzen eine ganz eigentümliche Sache mit Todesahnungen.

Ich selbst kann aus Erfahrung mehrere Fälle anführen. Der eine war wie folgt: Ein am Tage vorher noch ganz gesunder Mann legte sich am Morgen hin und erklärte, dass er am Abend sterben werde, und starb auch in der Tat. Kein Zureden, keine Arznei half. Noch ein weiteres Beispiel: Der Diener eines Europäers, der sonst ganz gesund war, scheinbar jedoch an Sehnsucht nach seiner Heimat litt, sagte im Laufe eines Tages, er wolle in der Nacht sterben. Am Nachmittage war er verschwunden, man suchte alles ab, fand jedoch den Todeskandidaten nicht. Erst am folgenden Tage wurde man durch den schon in Verwesung übergehenden Leichnam auf ihn aufmerksam. Der Mann hatte sich unter ein ganz niedriges, auf Pfählen ruhendes Haus, unter welches ein Mann nur mit Mühe kommen konnte, verkrochen und war dort, wie er voraus gesagt hatte, gestorben.

Ich sollte meinen Entschluss, dass ich den Kranken mitgenommen hatte, nicht bereuen, denn, obgleich derselbe mit starkem Fieber, beinahe 40 Grad, in Tauna anlangte, gelang es doch, die Temperatur in wenigen Tagen wieder herunter zu drücken; ja in 6 Tagen war der Mann wieder

fieberfrei und konnte kleine Spaziergänge unternehmen. Zum Danke für meine Hilfe gab er mir Erdfrüchte und mehrere schöne Lanzen.

Mein Patient litt an den Folgen einer Geschlechtskrankheit, die er sich als Plantagenarbeiter in Queensland geholt hatte. Lues und Gonorrhoea kommen nämlich vor und sind sowohl von Eingeborenen, welche in Australien waren, als auch von Europäern eingeschleppt worden. Da nun die Leute gar keine Mittel gegen diese Krankheiten haben, auch die Ansteckungsgefahr nicht kennen, so hat sich an einigen Orten das eine oder andere Übel weiter verbreitet; überdies sorgen die zurückkehrenden Arbeiter dafür, dass beide Übel nicht verschwinden.

Kleine Kinder werden vielfach von bösartigen Geschwüren (Framboesie) im Munde und um denselben geplagt, welche jedoch gut heilen und nur selten Narben hinterlassen.

Mit Lepra behaftete Insulaner fand ich auf den Shortlands, in Bougainville und auch in Rubiana nicht. Mich wunderte das Fehlen dieses grässlichen Übels umsomehr, als man die Salomo-Inseln in australischen Zeitungen oft als einen Lepraherd erwähnt findet.

Von Rheumatismus und Gicht scheinen recht viele Leute geplagt zu sein, was auch kaum verwunderlich ist, da die Eingeborenen in gegen die Feuchtigkeit schlecht geschützten Hütten wohnen, sich auf dem nassen, feuchten Boden zum Schlafen niederlegen oder auf ihren Reisen tagelang in den Kanus bleiben; dabei ist die Bekleidung gleich Null.

Mittel kennen die schwarzen Insulaner natürlich auch gegen diese Übel nicht. Am schlimmsten hat jedoch die Influenza, die wahrscheinlich durch Handelsschiffe von Australien eingeschleppt worden ist, gehaust. Auf Fauro z. B. sind eine grosse Anzahl Einwohner der Ortschaften Sinei und Gisu daran oder an den Folgen gestorben. Lungenaffektionen und Lungentuberkulose sind die unmittelbare Todesursache, wozu noch an manchen Orten, so gerade in Sinei, starke, heftige Sumpffieber treten. Die Schwäche der Lungen und die Bösartigkeit der Lungenschwindsucht wird durch die Unsitte, in den Wohnhäusern zu kochen und immer ein stark rauchendes Feuer zu unterhalten, noch befördert. So findet man hauptsächlich unter den Kindern häufig mit starkem Husten behaftete Individuen, und, muss man in der Nähe eines von Eingeborenen-Familien bewohnten Hauses übernachten, so ist es oft nicht möglich zu schlafen, da man durch das ständige Husten in seiner Ruhe gestört wird. Durch den beständig einwirkenden Holzrauch werden auch Augenleiden verursacht, und man sieht deshalb nicht selten Triefaugen. Elephanthiasis ist hin und wieder anzutreffen und zwar in recht bösartiger Form. Die Beine schwellen zu unförmigen Säulen an. Trotzdem die Leute nun in ihrer Aufgedunsenheit ganz schrecklich aussehen, sind sie

doch, da sie so gut wie keine Schmerzen verspüren, recht lebhaft und auch beweglich; nur macht es einen lächerlichen Eindruck, wenn ein Mann mit Elephantenbeinen rennen oder wenigstens laufen will. Übrigens sah ich dieses Übel auf den Shortlands nur bei Männern, niemals bei Frauen, obgleich ich gerade darauf besondere Aufmerksamkeit richtete. Von Hautkrankheiten kommt die bekannte Kaskado (Ichthyosis?) recht häufig vor, unter welcher an manchen Orten alle Leute zu leiden scheinen, Kinder und Erwachsene, Männer und Frauen. Unangenehm ist der Geruch, welchen die damit Behafteten ausströmen. Schwefel mit Petroleum oder Chrysophan-Salbe scheinen zu helfen; wenigstens versicherten es mir verschiedene Europäer, die schon längere Jahre draussen lebten. Europäer scheinen dagegen höchst selten von Kaskado geplagt zu werden. Reinlichkeit ist meiner Ansicht nach das Hauptmittel gegen Ansteckung und gegen das Übel selbst.

Ferner kommt eine Krankheit häufig vor, die Screb oder Ringwurm (Tinea imbricata) genannt wird und ebenfalls eine Hautkrankheit ist. Um einen kleinen Fleck von 1 cm Durchmesser bilden sich Ringe von rötlicher Farbe, die bald nässende, mit Schuppen besetzte Wunden ergeben. Häufig werden auch Europäer hiervon geplagt; Schwefel mit Petroleum, Praecipital-Salbe, Quecksilber-Salbe, Chrysophan helfen nach eigener Erfahrung ganz gut. Ganz sicher würden die Eingeborenen weniger von Krankheiten geplagt werden, wenn sie an ihrem Körper, in ihrer Lebensweise, beim Essen und Trinken und in ihren Wohnungen reinlicher wären. Ein Salomonier von den Shortlands-Inseln geht der Reinlichkeit wegen nie oder höchst selten baden. Die Schmucksachen, die Schamtücher starren vor Schmutz. Die Häuser sind meistens niedrig und dumpfig, nur die Türen spenden Luft und Licht. Gegessen werden alle möglichen Tiere, selbst dann noch, wenn sie schon stinken, was natürlich sehr dazu beiträgt, dass der Gesundheitszustand der Insulaner ein schlechter ist.

Wirkliche Heilmittel sind nicht bekannt, denn das Auflegen von Blättern, Einreiben mit feuchtem Kalk, Einnehmen von verschiedenen Rinden und Blättern kann man nicht in diesem Sinne deuten, da wohl alle ohne irgend welchen Heilwert sind. Hingegen ist das Blutentziehen durch kleine Einschnitte an der schmerzenden Stelle ein bei vielen Gelegenheiten angewendetes und wohl auch erfolgreiches Mittel. Ingwer (nakir), Blätter des Temoli-Baumes und Harz von dem Kekesiope-Baum, das stark nach Anis riecht, sollen gegen alle möglichen Übel helfen. Ferner werden Sympathiemittel angewendet. Amulette aus Stein, Muscheln (vergl. Fig. 33 a und b), Holz, Wurzeln und Früchten werden von den Kranken getragen und sollen nach Ansicht der dummen Leute sehr gut wirken. Wenn ein Häuptling oder jemand aus seiner Familie krank ist,

wird zum Vertreiben der bösen Geister ein Fest veranstaltet, und bei dieser Gelegenheit wird dann das Lanzensplittern vorgenommen. Man stellt einen Holzklotz auf, und alle männlichen Bewohner des Dorfes, vor allem die nächsten Verwandten müssen ihre Lanzen darnach werfen. Da man, wie überall auf den Salomonen, annimmt, dass der Kranke von jemand verzaubert sei, schwört und flucht man und rühmt sich, was man mit dem Zauberer tun würde, wenn man ihn hätte.

Um Krankheiten von einem Dorfe abzuhalten, werden Bauwerke und Vorrichtungen angebracht, die ich noch an anderer Stelle erwähne.

Eine recht eigentümliche Beobachtung machte ich bei der Behandlung meiner Kranken. Da es mir darauf ankam zu wissen, wie bei den von mir Behandelten Stuhlgang und Urin seien, beauftragte ich den Dolmetscher, einen Gieta-Mann, sich hiernach zu erkundigen. Es war nun ganz erstaunlich, welche grosse Überwindung es diesem kostete überhaupt zu fragen. Er flüsterte und legte seinen Mund an das Ohr des Kranken, der auch durch meine indiskrete Frage ganz beschämt zu sein schien. Gewiss ist dies sehr auffallend bei einem Volke, das bis vor kurzem noch nackend ging, das über alle geschlechtlichen Sachen ganz ungeniert spricht, und um so mehr, als es zu seinen Stoffwechsel-Geschäften den Strand benutzt, wo es doch vielen Augen ausgesetzt ist. Freilich muss ich erwähnen, dass ich niemals gesehen habe, dass ein Eingeborener der Shortlands-Inseln sich in der Nähe der Häuser oder des Dorfes oder gar, wie bei den West-Papuanen, unter sein Haus zur Befriedigung seiner Bedürfnisse hinsetzte. Auch habe ich niemals gehört, dass ein Shortlands-Insulaner in Gegenwart von anderen sich seiner überflüssigen Gase mit Geräusch entledigte. Man hält so etwas für gegen die Sitte verstossend.

Täglich wurden wir in Tauna von den Eingeborenen von Fauro besucht, die teils mit Lebensmitteln, teils mit Insekten und ethnographischen Gegenständen nach der Station kamen, um Tauschgeschäfte zu machen.

Eine ganz merkwürdige Erscheinung war der Häuptling von Sinei auf Fauro, der alte Tomy March, wie er sich nannte. Es war eine eingebildete, schmutzige Persönlichkeit, die nicht wenig stolz auf einen alten schwarzen Hut war, den er auf seinem königlichen Haupte trug. Er war der Reichste in seinem Dorfe, ein Umstand der ihm auch Einfluss verschaffte; sonst hatte er beinahe gar keine Gewalt über seine Leute.

Originell war seine Ansicht, dass ich alle Krankheiten heilen könne, und dass es meine Pflicht sei, ihnen zu helfen. Auf meine Frage, was er mir dafür gebe, dass ich seine Leute gesund machte, meinte er, wozu wäre ich denn ein weisser Mann, und er hätte ja auch nichts, was er mir geben könne. Sonst ist der alte Herr ein guter, den Weissen treu

ergebener Insulaner, auf den man sich verlassen kann, der gerne hilft, wenn es in seiner Macht steht, und wenn er dafür bezahlt wird. Der Familie Macdonald ist er sehr ergeben; siedelte sich doch dieselbe zuerst auf seinem Grund und Boden in der ungesunden Sinasore-Bai an.

Die Bevölkerung von Sinei in der Sinasore-Bai war früher bedeutend stärker als jetzt; man nahm früher nach Aussagen der Eingeborenen und Europäer gegen 100 streitbare Männer an. Als ich mich auf den Shortlands-Inseln aufhielt, zählte man in Sinei noch 20 Männer, und dabei war die Sterblichkeit für diese kleine Zahl eine erschrecklich grosse, denn in den 2 Jahren meiner Anwesenheit in diesem Teile der Salomonen starben noch 6 derselben.

Lange konnte ich nicht begreifen, welche Ursachen diese Verhältnisse bedingt haben; Fieber allein konnte auf einmal nicht solche verheerende Wirkung gehabt haben, denn Sinei war eine alte Eingeborenen-Ansiedlung, deren örtliche Gesundheitsverhältnisse sich nicht verändert haben konnten. Nach vielen Fragen und Untersuchungen kam ich zu folgenden Ergebnissen: die Bevölkerung von Sinei, wie auch teilweise von Gisu und Alu, ist in einer Auflösung begriffen, die wohl mit völligem Aussterben endigen wird. Die Hauptgründe derselben sind die Vielweiberei, die Sittenlosigkeit und dann hauptsächlich die Unklugheit der Leute, meistens unter sich zu heiraten. Oft sind es die allerengsten Verwandten, die eine Ehe eingehen. Es hat dadurch eine Inzucht stattgefunden, die Veranlassung ist, dass viele Männer und hauptsächlich viele Frauen unfruchtbar sind. Ehen, aus welchen mehr als zwei Kinder entsprungen sind, finden sich kaum. Wenn mehr Kinder geboren werden, sterben sie meistens früh. Wohl werden noch hin und wieder Sklavenweiber von Bougainville eingeführt, doch tragen dieselben wenig zur Vermehrung der Familie bei, da sie in sehr jugendlichem Alter als Konkubinen dienen und meistens unfruchtbar sind. Geschlechtskrankheiten und deren Folgen sind ein weiteres grosses Übel, unter welchem die Eingeborenen von Sinei zu leiden haben. Die Form, in welcher diese Krankheiten auftreten, ist eine sehr bösartige, die um so schlimmer in ihrer Wirkung ist, da der Schwarze unreinlich ist und ganz und garnicht versteht, wie ansteckend alle diese Leiden sind. Zu verwundern ist es dann auch nicht, dass die Frauen an Zahl die Männer überragen, und dass bei 15 verheirateten Paaren nur 15 Kinder vorhanden waren.

Öfters habe ich darüber nachgedacht, wie den Leuten für die Dauer zu helfen sei, konnte jedoch zu keinem rechten Schlusse kommen. Es ist sehr schwer, bei den oben erwähnten Verhältnissen den richtigen Weg zu finden. Hauptsache, um eine Bevölkerung auf den Shortlands-Inseln zu erhalten, wäre es, dass von anderen Gebieten eine Anzahl gesunder, verheirateter Leute mit Kindern eingeführt und angesiedelt

würden, am besten natürlich getrennt von der jetzigen Eingeborenen-Bevölkerung. Ehen der alten und neuen Einwohner müssten tunlichst vermieden werden.

Auffallend für Vererbung war auch folgendes. In die Gorei'sche Familie war durch eine Frau des Königs Gorei Stumpfsinn und Blindheit, Taubheit und Stummheit gebracht worden, und es war interessant, in den verschiedenen Zweigen der grossen, ausgebreiteten Familie diese verschiedenen Gebrechen zu verfolgen. Die oben erwähnte Frau scheint irrsinnig gewesen zu sein; der König Gorei starb an Schwindsucht; 2 Söhne und eine Tochter des Gorei waren blind geboren; eine Tochter starb an Schwindsucht, eine andere war irrsinnig. 3 oder 4 Enkelkinder waren entweder blind, stupid oder taub und stumm. 2 Urenkelkinder fand ich mit Stummheit und dabei das eine noch stupid und das andere mit Blindheit behaftet. Mehrere lebende Söhne und Töchter litten an schweren, ekelhaften Geschwüren, mehrere an Schwindsucht. Eine Ahnung von der Erblichkeit der Krankheiten schienen die Eingeborenen doch zu haben, denn sie erklärten auf Befragen, dass die obenerwähnte Frau von Gorei, von welcher die betreffenden Epigonen abstammen, die Schuld an dem Unglücke und dem Siechtume in der Familie trage.



Fig. 16. Ferguson mit Frau.

Der Shortlands-Insulaner ist von Gestalt und auch von Gesicht nicht hässlich, ja unter den jungen Leuten findet man oft schöne Gestalten. Die Frau des Häuptlings Ferguson (Fig. 16) war, obgleich sie schon mehrere Kinder geboren hatte, immer noch eine Schönheit, was selbst ihre Stammesgenossen anerkannten. Auch das in Fig. 17 abgebildete Mädchen war recht hübsch.

Bärte findet man beinahe bei allen erwachsenen Männern, doch liebt man nur einen Schnurrbart; alle übrigen Haare im Gesicht werden

mit kleinen Klappmuscheln (Tapes?), die als Zangen dienen, ausgerissen; diese Zangenmuscheln werden von den Leuten Kame genannt.

Der Charakter der Leute ist bei allen ihren Grausamkeiten ein heiterer zu nennen; man singt gerne und macht häufig Spässe. Gern schmückt man sich mit den Kindern der Flora; beim Fischen, wenn man in den Wald geht, bei Kanufahrten steckt man sich gerne wohlriechende Zweige, Blumen und Gräser in die Armringe und in die Haare oder lässt sie, in einem Bündel gebunden, auf dem Rücken hängen. Mürrische Gesichter wird man selten sehen und häufig den Freuden- und Erstaunungsruf „okeh" hören.



Fig. 17.
Mädchen von Paramatta.

Ganz unverständlich war den Wilden mein Sammeln von Insekten und ethnographischen Sachen. Oftmals fragten sie, warum ich alle diese Gegenstände nach Europa schicke und brachen, als ich ihnen den Zweck der Sammelei klar machen wollte, meistens in ein lang anhaltendes Gelächter aus.

Es hielt recht schwer, die Leute zum Stillhalten beim Photographieren und Messen zu bewegen; auch Haarproben waren schwer zu erlangen. Man glaubt, dass, wenn man Haare weggiebt oder sich messen lässt, der Betreffende Gewalt über die Person erhält und sie auch noch aus der Ferne mit irgend einem Übel behaften könne.

In Tauna gelangte ich in den Besitz mehrerer Bast-Arten, die zum Drehen von Tauen, Schnüren und Garnen verwendet werden; auch erhielt ich hierzu die Pflanzen und die verschiedenen Stadien der Herstellung. Die feinste und wohl auch die festeste Art von Bast, die nur zu ganz feinen, dünnen Schnüren verarbeitet wird, liefert eine Lianenart (Abesoli). Die Ranken werden zur Gewinnung des Materials in fusslange Stücke geschnitten, letztere alsdann mit einem Muschelmesser der Länge nach eingerissen, und die ziemlich starke Rinde abgezogen. Die so gewonnenen Streifen werden nun von der äusseren Schicht dadurch befreit, dass man sie zwischen Daumen und der Schneide eines Muschelmessers durchzieht. Alsdann wird dieses Produkt ebenfalls durch schnelles Durchziehen zwischen Daumen und Muschelmesser von allen unbrauchbaren Fasern befreit, und der reine, weisse Bast ist gewonnen; freilich sind es immer nur wenige

Fäden, die der Betreffende mit der einmaligen Prozedur erlangt, und es erklärt sich auch hieraus, warum gerade dieser Bast so teuer und so hochgeschätzt ist. Der weiche, schöne Bast, der nur kurze Zeit in der Sonne getrocknet wird, eignet sich vorzüglich, um zwirnstarke Garne herzustellen, auf welchen die Perlen aufgereiht werden können, und ist vor allem viel dauerhafter als europäische Fabrikate, da er dem Verrosten kaum ausgesetzt ist. Das soeben erwähnte Muschelmesser wird aus der Perlauster Avicula margaritifera oder Meleagrina margaritifera gefertigt; die Insulaner nennen dieses Messer bau.

Eine weitere Sorte Bast wird von Büschen und Bäumen — letztere Mamafu genannt — gewonnen. Die bis armstarken Äste und Zweige werden abgeschält, die äussere Schicht von der so gewonnenen Rinde durch Schaben abgetrennt, rein geschabt und dann in der Sonne getrocknet. Die Frauen verarbeiten diesen ziemlich harten Bast, welcher jedoch beim Drehen weich wird, zu allen möglichen mittelstarken Schnüren, welche auf den Schenkeln gedreht werden und beinahe alle 2drähtig sind. Ferner wird von den Eingeborenen aus der Rinde eines Baumes, der Ratako heisst, Bast bereitet. Die Rinde wird von dem Baume abgerissen, von der äusseren Schicht befreit, und der ziemlich grobe Bast dann in der Sonne getrocknet und derselbe dann gerollt aufbewahrt. Nach und nach, wie es die Umstände mit sich bringen, werden dann die nötigen Taue und Stricke daraus gefertigt, die vor allem im Wasser sehr brauchbar sind, da sie wenig oder gar keine Feuchtigkeit annehmen und dadurch viel an Dauerhaftigkeit und Haltbarkeit gewinnen.

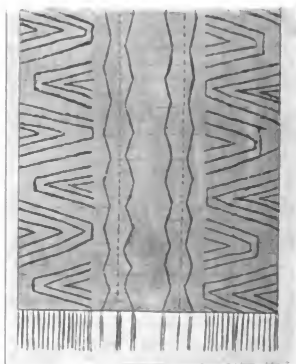


Fig. 18. Schlafmatte.

Für die Bogensehnen nehmen die Eingeborenen wieder eine andere Sorte Bast. Dieser wird von einem Strauche, der hier überall gemein ist, gewonnen; die Ruten sind weich und grün, die Blätter gross. Von der von Ästen und Blättern befreiten Rute wird die äusserste Schicht durch Abschaben entfernt. Dann legt man die Rute zum Trocknen in die Sonne. Alsdann wird sie an irgend einer Stelle gebrochen, und an dieser Stelle (der Bast ist natürlich nicht zerrissen, sondern hält die

Bruchstellen zusammen) löst man mit einer Nadel aus Knochen oder Schildpatt den feinen grünlichen Bast ab. Nachdem der Bast, Loë genannt, nochmals der Sonne ausgesetzt worden ist, wird aus ihm die 3drähtige Bogensehne gedreht und zwar teils zwischen den Fingern, teils auf den Schenkeln. Ist die Schnur fertig, so wird sie mit dem zwischen Steinen geriebenen öligen Kerne der Nuss Tita oder Zita eingerieben und dauerhaft gemacht; sie erhält gerade durch diesen letzten Prozess die Festigkeit, die von einer guten Bogensehne verlangt wird.

Auch die Bereitung von Schlaf- und Regenschutz-Matten konnte ich auf Tauna beobachten. Die grünen Pandanusblätter befreit man von allen Dornen und schneidet hierauf die Ränder glatt. Alsdann werden diese Blätter über starkem Holzfeuer geröstet resp. gedörrt, mit den Sandpapier ähnlichen Blättern eines Baumes (Ficus!) scharf abgerieben und in der Sonne getrocknet und gebleicht. Das so erhaltene Material wird dann später von den Frauen zu Matten (1 : $^1/_2$ m) verarbeitet; es werden zu diesem Zwecke immer 2 Blätter zusammengelegt und abwechselnd aneinander genäht. Ist die Matte fertig, so wird den Rändern durch Durchnähen noch ein besonderer Halt gegeben. Verziert werden die Matten, indem man sie mit roten oder blauen Zeug- oder Baststreifen durchzieht und dadurch manche ganz hübsche Muster (Fig 18) erzielt.

Von Farben fand ich bei den Eingeborenen verschiedene Sorten: Schwarz, Rot und Weiss. Durch Mischen dieser roten und weissen Kalkfarbe erhält man auch eine Art Gelb. Schwarz (Komaru) wird auf den Shortlands-Inseln selbst hergestellt und zwar aus bestimmten Holzarten, welche man verkohlen lässt. Rot wird von Gieta auf Bougainville eingeführt; es ist eine rote Erde, die, wie die Eingeborenen sagen, bei Gieta nicht selten sein soll. Auf Munia fand ich mitten im Walde eine ähnliche Erde, jedoch bei weitem nicht so gut und intensiv von Farbe wie die von Bougainville. Schwarz und Rot werden von den Leuten zum Färben der Haare benutzt; zu diesem Zwecke wird der Stoff mit Öl (Kokosnussöl) angerieben und dann mit der Hand in die Haare verrieben. Auch der Körper wird bei festlichen Gelegenheiten mit diesen Farben eingerieben. Ausser Schwarz und Rot haben die Eingeborenen noch Weiss und zwar in 3 Arten. Die eine Sorte (Teni oder Feni genannt) scheint teuer und schwer erlangbar zu sein, denn ich konnte mit vieler Mühe nur einige wenige Stücke von den Eingeborenen eintauschen, während ich die andern und die beiden ersteren Farben hätte pfundweise bekommen können. Der Stoff, eine Art Kreide oder Ton, kommt von Gieta auf Bougainville; er wird dort hoch im Gebirge gefunden, von der Buschbevölkerung an die Strandbewohner verkauft und von diesen an die anderen in der Bougainville-Strasse wohnenden Stämme gegen hohe Preise weiter vertauscht. Die andere Sorte Weiss ist gebrannter Korallenkalk und wird hauptsächlich

zum Anstreichen von Lanzen, Rudern, Booten, Bootverzierungen und anderen Gegenständen benutzt. Den Korallenkalk gewinnt man dadurch, dass man die schönen, dünnen, weissen, astreichen Madreporen-Korallen sammelt, grosse Haufen am Strande aufbaut und zwar so, dass man die Korallen in ein Quadrat hineinlegt, welches aus übereinander gelegten, leicht brennbaren Bäumen und Ästen gebaut ist. Zuletzt, wenn der ganze Haufen über Manneshöhe erreicht hat, zündet man das Ganze an. Nachdem das Feuer beinahe ausgebrannt ist, giesst man auf den in der Mitte befindlichen Korallenhaufen etwas Wasser. Die Brennung des Kalkes ist nur eine teilweise, denn viele Korallenstücke bleiben ganz unverbrannt. Der gewonnene Kalk ist schön weiss und sehr fein pulverisiert. Zum Bauen und für Mörtel ist er aber schlecht verwendbar, da er nicht gut bindet. Ferner hat man eine weissliche Farbe, Fioi genannt, die giftig sein soll und von Bougainville importiert wird. Möglicherweise werden hiermit die Lanzen und Pfeilspitzen weiss gefärbt.

Unser Aufenthalt in Tauna war in jeder Beziehung recht erfolgreich, denn gerade von den interessantesten Lepidopteren und Coleopteren, die auf den Shortlands-Inseln vorkommen, konnten wir eine grosse Anzahl einsammeln. So gelang es uns, von der grossen, schönen, blauen Ornithoptera urvilliana viele tadellose Exemplare aus den Raupen und Puppen zu ziehen, auch erbeutete ich eine grosse Cetonide (Panglaphyra marginicollis), die neu war, in beträchtlicher Anzahl. Trotzdem beschlossen wir nach 5-wöchentlichem Aufenthalte nach Faisi, nach der Station des Engländers Tindal, überzusiedeln. Kurz vor unserer Abreise wurden wir durch die Nachricht, dass von Cerama auf Choiseul eine Anzahl Kriegskanus kämen, recht in Aufregung versetzt; man muss hierbei berücksichtigen, dass die Cerama-Insulaner wie alle Salomonier bei ihren Expeditionen nur auf Mord und Raub ausgingen, und wir, da wir eigentlich nur auf uns selbst angewiesen waren, weil auf die Arbeiter von Bougainville kein Verlass gewesen wäre, in eine recht kritische Lage hätten kommen können. Glücklicherweise fuhren die Raublustigen weit draussen an Tauna vorüber und beglückten die Ortschaften auf Alu mit ihrem Besuch, der dort ohne Schaden verlief, denn gegen die zahlreichen und gut bewaffneten Alunesen wagten sie nicht feindlich aufzutreten. Später hörte ich, dass der Raubzug die Ceramaner nach Bougainville geführt hatte, und dass sie dort nächtlicherweise mehrere Ortschaften angegriffen, ausgeraubt und ausgemordet hatten.

Unsere Überfahrt nach Faisi wurde wiederum mit dem Seegeist unternommen und ging flott von statten.

Die kleine Insel Faisi, welche Eigentum des Herrn Tindal ist, liegt dicht an der Küste der grossen Insel Alu und ist nur wenige Quadrat-Kilometer gross. Teilweise wird Faisi von Alu, teilweise von der Insel

Poperan umschlossen und hat aus diesem Grunde einen ganz vorzüglichen Hafen in unmittelbarer Nähe. Trotzdem ist Faisi den frischen Seewinden vollkommen zugänglich, und schon aus diesem Grunde ist der Aufenthalt bei weitem angenehmer als auf den übrigen Stationen der Shortlands-Inseln. Die Station (Tafel 5) selbst war noch im Entstehen begriffen, nur einige aus Buschmaterial gebaute Schuppen waren vorhanden. In einem derselben erhielten wir Unterkommen; auch wurden wir eingeladen an den Mahlzeiten der Familie Tindal teilzunehmen.

Es ist hier der Ort, einiges über diese Salomo-Händler einzuschalten. Es ist noch gar nicht so lange her, seit es europäische Händler wagten, sich auf den Salomonen dauernd niederzulassen. Wohl sicher sind die Mitglieder der Familie Macdonald die ersten gewesen, die zu solchem wagehalsigen Unternehmen Mut fassten. Man wählte die Inseln St. Anna und Fanaritie, beide am Süd-Ost-Ende von St. Christobal gelegen. Der ältere Macdonald brachte, als er ein Wohnhaus fertig gestellt hatte, Frau und Kinder von Fidji nach der auf St. Anna gelegenen Station, während sein Bruder, der dann unter dem Namen Onkel Bill weit und breit in der Süd-See bekannt wurde, sich Fanaritie zur Niederlassung auswählte. Bald folgten mehrere Europäer nach, und siedelten die Macdonalds, da sich der Handel in St. Christobal und in Malayta durch die zunehmende Konkurrenz weniger lohnte, nach Aula, einer kleinen Insel an der Küste von Guadalcanal, über. Beschleunigt wurde diese Übersiedlung dadurch, dass der Sohn des einen Macdonald seinen Spielgefährten, einen Häuptlingssohn, beim Spielen mit Pfeil und Bogen erschossen hatte.

Doch auch in Aula waren die Macdonalds nicht lange ansässig, auch hier wurde die Konkurrenz stärker und stärker. Man siedelte darum in den achtziger Jahren nach den Shortlands-Inseln, nach Fauro, über.

Während früher der Handel nur von den Schiffen aus betrieben wurde, begannen in den achtziger Jahren die Leute sesshaft zu werden, und es wurden Stationen auf St. Christobal, Ugi, Guadalcanal und Rubiana gegründet. Es befanden sich, als ich auf den Salomonen war, gegen 20 Handelsstationen und ebensoviele Händler dort.

Der Handel auf den Salomonen und auch auf den Inseln des Bismarck-Archipels gehört zu dem gefährlichsten in der ganzen Welt. Das Leben der Händler ist demzufolge auch mit vielen Gefahren und Entbehrungen verknüpft, denn täglich sind sie im Verkehre mit den Eingeborenen Angriffen ausgesetzt. Der Revolver muss immer schussbereit im Gürtel stecken. Des Nachts kann jeder Augenblick einen Überfall bringen. Die Eingeborenen, die in den meisten Gegenden gut mit Gewehren bewaffnet sind, schleichen sich an das Haus heran und erschiessen den schlafenden Händler; dazu wird natürlich am Tage ausspioniert, wo der Weisse seine Lagerstätte aufgeschlagen hat, und



Tafel 5. Handelsstation Faisi.

womöglich aussen an der Wand ein Zeichen gemacht. Auf verschiedenen, besonders gefährlichen Stationen wissen sich die Händler jedoch dadurch zu helfen, dass sie jede Nacht den Ort, wo sie ihre Schlafstätten haben, ändern oder auch ihr Bett mit kugelfesten Tabakkisten umstellen. Hört man nachts aussen an der Türe oder am Fenster ein Geräusch, so ist es gefährlich, seinen Kopf hinauszustecken, denn es ist ein beliebter Trik der Schwarzen, die das Geräusch machten, mit Beilen bewaffnet auf das Erscheinen des Kopfes zu warten, um diesen einzuschlagen. Viele Händler, vor allem in den Salomonen, schossen früher bei diesen Gelegenheiten, nachdem sie die Türe geöffnet hatten, nach rechts und links um die Türpfosten, um sicher zu sein, dass kein Verrat auf sie lauere.

Man kann, was das Leben der Händler und Ansiedler in den Salomonen anlangt, ganz gut einen Vergleich mit dem der Squatter und Backwoodmen in Nord-Amerika ziehen. Auch hier giebt es Squatter, die einfach, ohne jemanden zu fragen, von dem Lande Besitz ergreifen, sich niederlassen, Plantagen anlegen und mit allen erlaubten und unerlaubten Artikeln, unter letzteren in erster Linie mit Patronen und Schusswaffen, Handel treiben. Auch hier ist man in stetem Kampfe mit den Eingeborenen, mancher weisse Mann musste ins Gras beissen, doch auch mancher Eingeborene wurde über den Haufen geknallt. Diese Salomo-Händler sind feste, starre, oft erbarmungslos handelnde Charaktere, wetterfest und meistens seegeübt, die den Teufel mit der gesamten Hölle nicht fürchten. Dies ist aber auch nötig, denn mit ihren meist kleinen Schiffen müssen sie der tollsten See Trotz bieten, müssen, oft ganz auf sich selbst angewiesen, den feindlichen Angriffen der Schwarzen Stand halten.

Die meisten der Leute, die draussen mitten unter den Wilden ihr Leben verbringen, sind, was ihre Sitten und Gewohnheiten anbetrifft, zu halben Eingeborenen geworden; ebenso wie bei diesen sind die Bedürfnisse möglichst einfach. Von Nahrungsmitteln brauchen sie oft monatelang dieselben wie die Eingeborenen und befinden sich, was die Hauptsache ist, dabei gesund und munter, ja verlangen vielfach garnichts anderes, da ihnen der Begriff für etwas Besseres, wie es die Zivilisation bietet, verloren gegangen ist. In ihrer Sprache benützen sie viele inländische Ausdrücke, selbst solchen gegenüber, die nichts davon verstehen. White man's potatoes für europäische Kartoffeln und white man's grog für Gin sind Ausdrücke, die überall bei den Händlern gebräuchlich sind. Einen Fall kenne ich, wo ein Europäer, 24 Jahre alt, der mit einer Eingeborenen verheiratet ist und auch die Landessprache sehr gut versteht, es vorzog, sich halbe Nächte lang mit seinen schwarzen Arbeitern zu unterhalten statt mit seiner Schwester oder mit anderen sich zufällig am Orte aufhaltenden Europäern zu sprechen; ja die wichtigsten Geschäftssachen besprach er nicht mit seinen Angehörigen,

sondern mit den dafür wahrlich kein Verständnis verratenden Eingeborenen. Während längerer Zeit hatte er es sogar fertig gebracht, gleich einem Wilden zu wohnen und sich zu nähren. Wie er selbst zugestand, hatte er sich dabei besser befunden als in einem zivilisierten Haushalte.

Auch die Frauen der Salomo-Händler haben sicherlich kein leichtes Leben; auch sie hat die Gefahr gestählt und zu festeren Charakteren erzogen, als es unsere europäischen zimperlichen Balldamen sind. Hier versteht jede Frau, jedes Mädchen, die Büchse zu gebrauchen, den Revolver zu führen, hier verteidigt eine jede ihr Leben selbständig. Trotzdem sind es keine Mannweiber, sondern ebenso zarte und weibliche Frauen wie die in den besten Salons grossgezogenen englischen Ladies. Die Frau eines Südsee-Pflanzers und -Händlers steht ihrem Manne als Genossin und wirkliche Gehilfin und nicht als furchtsame, in Gefahr hilflose Gattin zur Seite. Vielfach waren es gerade die Frauen, die mit ihrem schnelleren Blick, durch rasches, energisches Handeln ihre Männer aus den Händen der Eingeborenen retteten resp. sie vor einem plötzlichen Überfall bewahrten. Der Salomo-Händler kann aber auch nur eine solche Frau gebrauchen, eine anders geartete würde nur fortwährend ein Hemmschuh für ihn sein. Welcher Mut manchmal bei gefährlichen Gelegenheiten von Frauen und Mädchen bewiesen worden ist, mögen nachstehende kurze Schilderungen klarlegen.

Die beiden weissen Händler Macdonald von Munia waren auf einer Handelstour nach Bougainville und hatten in ihrem aus Palmenblättern gebauten Hause, das weder Türen noch Fenster hatte, ihre Frauen und Töchter zurückgelassen. Eines Nachts wird die eine 12jährige Tochter durch ein Geräusch im Hause wach; sie greift nach ihrem neben ihr liegenden Revolver, weckt ihre 10jährige Schwester und beide schleichen sich in der Dunkelheit bis zu der durch ein Stück Zeug verhangenen Türe des Schlafgemaches; ausserhalb des Hauses sahen sie mehrere schwarze Gestalten und gegen den hellen Schein der Türe im Wohnraum einen anderen Wilden stehen. Ohne Besinnen erhob die 12jährige ihre Waffe, feuerte, verwundete einen Schwarzen und verscheuchte dadurch die anderen.

Ein anderer Fall ist folgender. Drei erwachsene Frauen sind allein an einem Orte, da ihre Männer zum Handeln fortgezogen sind. Die Eingeborenen kommen zum Tauschen, werden in ihren Forderungen unverschämt und drohten die Frauen totzuschlagen, wenn sie nicht die geforderten Preise zugestanden erhielten; ein sicheres Zeichen, dass ihre Drohung ernst gemeint war, bestand darin, dass ein alter Mann ein mitgebrachtes Kind schnell hinweg trug und in ein Kanu setzte. Damit die Frauen nicht entfliehen konnten, hatte man das Haus ringsherum verrammelt und dicht gemacht. Die Frauen waren jedoch ohne Furcht; zwei waren im Hause mit Äxten bewaffnet, während die dritte mit den

Eingeborenen handelte; nicht einen Augenblick verliessen sie ihr Mut und ihre Fassung, sie hätten, wenn es zum Schlimmsten gekommen wäre, ihr Leben teuer genug verkauft. Es kam aber nicht zum Kampfe, denn die Diener der Frauen, Leute von Buka, die gut bewaffnet waren, kamen gerade im gefährlichsten Moment nach Hause; nun wurden die feigen Eingeborenen, die in bedeutender Überzahl im Orte waren, nachgiebiger und waren zufrieden mit dem, was sie für ihre Ware erhielten; sie mussten sogar noch die aufgebauten Verhaue niederreissen und verliessen ganz bedrückt den Ort, von welchem sie sich so viel versprochen, wo sie gehofft hatten, viele Waren stehlen und einen guten Happen Menschenfleisch erbeuten zu können.

Ich könnte noch verschiedene Fälle anführen, doch, glaube ich, genügen diese beiden, um einen Begriff von dem Mute und der Tapferkeit der weissen Händlersfrauen zu geben. Man bekommt ordentlich Hochachtung vor solchen Frauen, die besser und braver als mancher Mann sind, die keine Furcht kennen und ohne Besinnen zur Waffe greifen, um ihr Leben oder das ihrer Angehörigen zu verteidigen.

Auf den Aussenstationen haben sich die Sicherheitszustände, seitdem die Inseln englisches oder deutsches Schutzgebiet sind, nicht gebessert, sondern sind wohl eher schlechter geworden.

Vordem wussten nämlich die Eingeborenen ganz gut, dass, wenn sie irgend etwas Schlechtes taten, die Händler sie sofort bestraften; heute, wo Regierungen vorhanden sind, darf niemand polizeiliche Gewalt ausüben, sondern soll sich schriftlich um Hilfe an die Behörden wenden. Die Entfernungen sind nun ziemlich gross, und die Verbindungen sehr spärlich; so kommt es, dass die Strafe oft erst nach langer, langer Zeit oder auch vielfach gar nicht erfolgt. Die Eingeborenen, die nur für den Augenblick leben, wissen dann kaum, wofür sie von den Polizeisoldaten oder Kriegsschiffsbesatzungen verfolgt werden und, wenn dieselben nach kurzem Aufenthalt an den betreffenden Orten wieder abgezogen sind, lassen sie die Händler ihre neu angefachte Kriegslust in noch erhöhtem Masse fühlen.

Viele der Aussenstationen werden nur einmal im Jahre von den Schiffen der verschiedenen Firmen besucht, und man kann es kaum begreifen, wie ein Weisser jahraus, jahrein so von aller Welt abgeschieden leben und sich wohlfühlen kann. Häufig muss er unter Not und Entbehrungen leiden, denn seine Vorräte reichen nicht aus, da das erwartete Schiff wegen schlechten Wetters seine Insel nicht zur bestimmten Zeit anlaufen kann. Mancher musste schon, durch solche Verhältnisse gezwungen, Hunderte von Seemeilen in einem offnen Boote zurücklegen, um eine der Hauptstationen zu erreichen.

Es ist demnach auch begreiflich, dass sich so ein einsam wohnender Händler dem Trunke ergiebt, sich auch mit Vorliebe mehrere schwarze

Weiber nimmt, um mit ihnen in wilder Ehe zu leben. Nach seiner Ansicht sind dieses die einzigen Genüsse, die er sich auf seiner abgelegenen Station leisten kann. Übrigens ist es garnicht so unklug von den Leuten, dass sie mit schwarzen Weibern zusammenleben, denn man kann nicht leugnen, dass sie dadurch viele Vorteile haben. Europäische Frauen zu heiraten, ist unter den gegebenen Verhältnissen vielfach nicht möglich. Die Insulanerinnen sind gelehrig und anstellig und lernen in wenigen Wochen so viel, um alle häuslichen Dienste im Hause besorgen zu können. Sie sind auch, werden sie gut behandelt, recht anhänglich und haben in ihrer Treue durch rechtzeitiges Warnen schon manchem Händler das Leben gerettet. Ein Vorteil, den eine schwarze Frau dem Weissen bietet, ist der, dass kein verwandtschaftlicher Anhang dem Manne das Leben sauer machen kann, denn aus Vorsicht wird sie nicht aus der Gegend, in welcher die Station liegt, sondern aus einer weitabgelegenen genommen. Will die schwarze Ehehälfte nun nicht parieren, so nimmt sie es weiter nicht übel, wenn der Gemahl mit Hilfe eines Stockes sie daran erinnert, dass sie zu gehorchen hat. Ein weiterer Vorzug ist, dass, wenn dem Händler die Frau nicht mehr gefällt, er sie einfach nach ihrer Heimat zurücksenden und sich eine andere anschaffen kann. Vielweiberei findet man zwar nicht bei allen, jedoch bei der grösseren Masse der Händler. Offiziell führen die verschiedenen schwarzen Damen die Namen „Waschfrau, Köchin, Garten-, Haus- und Stubenmädchen“.

Der Verdienst, welchen die sesshaften Händler auf den nördlichen Salomonen haben, ist kein kleiner, denn wohl alle legen sich im Laufe der Jahre eine hübsche Summe zurück. Auffallend ist, dass viele, wenn sie sich 5—10 000 Mark gespart haben, damit nach Australien oder Europa gehen, um in ganz kurzer Zeit das so schwer Verdiente durchzubringen; arm wie eine Kirchenmaus gehen sie wieder hinaus und müssen nun wieder von vorn anfangen.

Die Stationen der Händler sind durchgängig recht primitiv und einfach eingerichtet, sie bieten keinerlei Komfort. Jedem, der von Indien kommt, fällt es auf, wie klein die Häuser der Europäer, und wie unvorteilhaft die Stationen angelegt sind. Die Häuser sind vielfach aus gutem australischen Hartholz aufgeführt, und die Dachbedeckungen aus Wellblech hergestellt. Die verschiedenen Dimensionen der Häuser sind jedoch derartig klein bemessen, dass man sich fragt, wie es möglich ist, dass in diesen kistenartigen Räumen Weisse leben können. Die Türen und Fenster sind so niedrig und schmal, dass sie kaum dazu dienen, Luft und Licht einzulassen. Das Eisendach schützt wohl sehr gut gegen Regen, ist jedoch hauptsächlich der Grund, dass die Zimmer, da man keine besondere Holzdecke einzieht, sehr heiss sind. Des Abends kühlt die Temperatur in diesen mit Wellblech gedeckten Gebäuden sehr

schnell ab, was wenig für die Zweckmässigkeit dieses Baumaterials spricht, da jeder jähe Temperaturwechsel in den Tropen meistens unangenehme Folgen hat. Die Veranden sind nur schmal oder fehlen auch gänzlich, was sehr dazu beiträgt, den Aufenthalt in einem Süd-See-Hause zu einem unangenehmen zu machen. Bade-Einrichtungen befinden sich meistens auf den Vorder- oder Hinterveranden oder auch, sind solche nicht vorhanden, im Hause selbst. Das abfliessende Wasser läuft natürlich unter das auf Pfählen ruhende Haus und macht dieses unzweifelhaft feucht und ungesund.

Als Kuriosum will ich hier erwähnen, dass ein Herr in Herbertshöhe auf Neu-Pommern jahrelang seinen offnen Baderaum auf einer Seitenveranda des Hauses nach vorn hinaus hatte. Weil dieses Haus nun gerade an der Hauptstrasse von Herbertshöhe lag, und der verehrte Herr sehr wasserliebend und reinlich war und im Adams-Kostüme seine Badekammer oft benutzte, so wähnte man sich beim Passieren dieser sittenpolizeiwidrigen Stelle oft im Paradiese.



Fig. 19. Tänzer von Sanai.

Findet man in Indien das Bestreben, seine Wohnstätten mit schönen Palmen und Pflanzen- und Blumenbeeten zu umgeben, sich, wo irgend angängig, einen Gemüsegarten anzulegen, so ist hiervon in der Süd-See wenig zu verspüren. Mit nur ganz wenig Ausnahmen sind die meisten Wohnstätten der Weissen von einer Sandwüste oder von elendem Gestrüpp umgeben, die beweisen, dass die Bewohner wenig Interesse für Verschönerungen haben.

Ich stellte mir nun die Frage, woher es kommt, dass man die Stationen mit so wenigem Geschick anlegte. Zwei Faktoren kommen hierbei in Betracht. Erstens erfordert es die Sicherheit, so sagen wenigstens die meisten als Entschuldigung, dass man die Öffnungen in den Häusern so klein wie möglich anbringt, dass das Dach aus feuersicherem Stoffe besteht, und dass man so nahe wie möglich am Strande wohnt, um bei Gefahr eventuell mit den Booten flüchten zu können. Verschönerungen anzulegen, hätte der Unsicherheit wegen auch keinen Zweck, denn man wüsste nicht, ob man den folgenden Tag noch erlebte. Zweitens, und das ist meiner Ansicht nach die Hauptursache der vorerwähnten Miss-

stände beim Häuserbau und beim Einrichten der Stationen, waren die Erbauer mit kaum einer Ausnahme Seeleute. Ein Seemann ist an enge Räume gewöhnt, Luft und Licht in denselben verlangt er nur in geringem Masse; auf irgend welchen Komfort kommt es ihm auch sehr wenig an. Weiss man nun, dass es auch nicht immer die besten unter den Seeleuten waren, welche sich in der Süd-See ansiedelten, so wird man wohl begreifen, dass die meisten Stationen alten, wrack gewordenen Schiffen gleichen. In allen Gebieten aber, wo Deutsche sich bis jetzt niedergelassen haben, mussten diese ungünstigen Verhältnisse weichen, da man bald dazu kam, grosse, geräumige Häuser an besonders günstigen Stellen zu bauen.

Schon in den ersten Tagen unseres Aufenthalts auf Faisi bot sich uns Gelegenheit, eine Tanzfestlichkeit (Tafel 6) der Eingeborenen in Sanai zu besuchen. Die Ursache des Tanzes (Ewu) war schwer festzustellen, doch konnte ich durch Fragen so viel erfahren, dass er zum Gedächtnisse des verstorbenen Gorei veranstaltet wurde. Auf langen Stellagen aus Stöcken waren Körbe (Kaho genannt) mit Speisen aufgestellt worden; 25 Schweine hatten ihr Leben lassen müssen, um die Gäste zu speisen. Von allen umliegenden Orten, von Maliai und von Paramatta waren die Eingeborenen gekommen, um sich den Tanz anzusehen und an dem Festmahle teilzunehmen. Ich zählte gegen 200 fremde Leute, alle wohl bewaffnet mit Bogen, Lanzen, ja einige sogar mit Gewehren.



Fig. 20. Tänzer von Sanai.

Die Tänzer (Fig. 19 u. 20) von Sanai hatten sich schon meistens vordem festlich geschmückt; beinahe vor jedem Hause sassen die Leute und liessen sich von den Weibern die Haare mit rotem Ton färben, auf den Kopf steckten sie Federbüschel, auf dem Nacken wurden Zweige, Blumen und Faserbüschel (Musa musa) getragen, die Gesichter wurden mit Farbe rot, weiss und schwarz bemalt, wobei vor allem schwache Linien um die Augen beliebt zu sein schienen. Jeder Tänzer war im Besitz von einer mehrstimmigen Flöte (vergl. Fig. 47 a) von den höchsten bis zu den tiefsten Tonarten, einem 10 bis zu 50 cm langen Bambus-Instrumente.

In der Mitte des Tanzplatzes war ein gegen 6 m hoher, mit allem möglichen verzierter Pfahl aufgepflanzt. Der untere Teil desselben war gleich den Pfählen der Neu-Guinea-Compagnie schwarz, weiss und rot angestrichen,



Tafel 6. Tanz in Sanai.

dann kamen mehrere mit Perlen und Zeug verzierte Absätze, und auf der Spitze sass ein Busch von Federn, unter welchem sich eine rote Fahne befand. Einen ähnlichen Tanzpfahl (Fig. 21 u. 21 a) konnte ich später eintauschen.

Die Tänzer traten, entfernt von dem Tanzplatze, im Busche an und gaben zur Einleitung mehrere Akkorde mit den Bambusflöten. Alsdann kamen sie in Reihen zu vier nach dem Tanzplatze, gruppierten sich, den Häuptling Ferguson von Sanai in der Mitte, um den Pfahl und begannen auf ein gegebenes Zeichen alle zusammen zu blasen. Die Melodie bestand nur aus wenigen Tönen, jedoch klang das Ganze nicht schlecht, von weitem sogar ganz angenehm. Die Bläser begannen mit tiefen Tönen, 3—5 Mal dieselben wiederholend, gingen dann immer höher, um zuletzt die Töne schnell hintereinander abwärts folgen zu lassen; hierauf wurde die Melodie, jedes Mal eine Oktave höher bis zu den höchsten Fisteltönen ansteigend, wiederholt, wobei das Tempo immer lebhafter wurde.



Einer der Besucher nahm darauf den König auf seine Schultern, sodass derselbe alle überragte. Mit Vor- und Rückwärtsbeugen setzte sich die Festlichkeit fort. Die äusseren Reihen — es mochten gegen 40 Tänzer sein — begannen alsdann um die in der Mitte stehenden herumzutanzen und zu hüpfen, indem sie mit gebeugten Knien in die Höhe sprangen und mit beiden Füssen zugleich wieder zu Boden kamen, sich dabei teils drehend, teils fortbewegend. Mit einem scharf ausgeprägten, dumpfen, langen Tone schloss der erste Teil. Der zweite unterschied sich wenig von dem ersteren, nur waren die Bewegungen schneller.

Auffallend war, dass jeder Tänzer mit Bogen und Pfeilen bewaffnet war. Es hat dies seinen guten Grund, denn häufig kommen bei solchen Tanzfestlichkeiten Zwistigkeiten vor, welche leicht in Tätlichkeiten ausarten.

Vor allem sind Totentanzfeste die Veranlassung zum Hinschlachten von Menschen; man sucht sich natürlich nur die Fremden und Schwachen aus. Kurz vordem ich nach den Shortlands-Inseln gekommen war, hatte man bei einer solchen Tanzfestlichkeit gegen 20 Leute von Bougainville, die zum Handeln herübergekommen waren, unerwartet überfallen und erschlagen.

Wie in Mioko in der Neu-Lauenburg-Gruppe tanzten auch in Sanai Knaben mit. Die Weiber sassen während des Tanzes hinter Gebüsch und

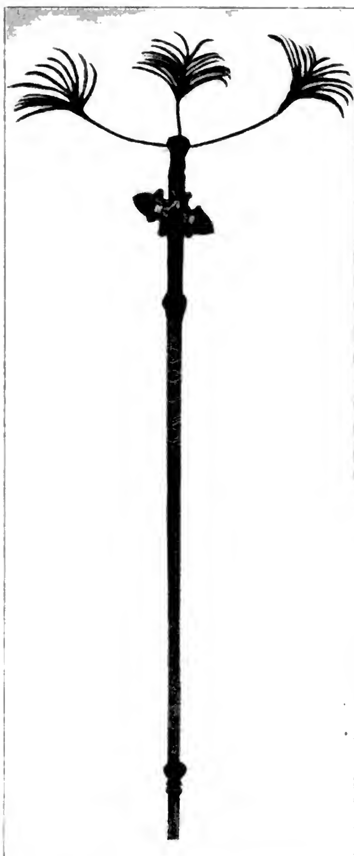


Fig. 21. Tanzpfahl (Shortlands-Inseln).

Bäumen und sangen zu den Flötentönen. Nach Beendigung der Festlichkeit liefen die Fremden zwischen die Tänzer, nahmen ihnen die Federbüschel von den Köpfen und steckten sie an ihre eigenen.

Alsdann wurde ein allgemeiner Schmaus veranstaltet. Da es schon spät war, und wir die eventuell gefährlichen Folgen des Festes nicht abwarten wollten, blieben wir nicht bis zum Schlusse, sondern kehrten nach Faisi zurück. Ehe wir den Ort verliessen, wurde unser Boot noch mit Körben voll Speisen beladen. Auch schenkte mir der König Ferguson einen Fakalolo-Stampfer und mehrere schön verzierte Kämme.

Vorher hatten wir noch im Beratungshause die grossen Holztrommeln bewundert (vergl. Fig. 46). Die grösste war gegen 2 m lang, 1/2 m breit und 1/2 m hoch. Bedenkt man, dass diese Ungetüme aus hartem Holze gearbeitet sind, so kann man es kaum begreifen, wie die Eingeborenen mit ihren primitiven Instrumenten die Stämme in der Weise aushöhlen, dass oben nur eine wenige Zentimeter breite Spalte bleibt, während das Innere ziemlich breit ausgehöhlt wird. Ich zählte sechs solcher Trommeln, von denen jede je

nach ihrer Grösse einen andern Ton gab. Diese Trommeln, hier Lallies genannt, fand ich auch in Neu-Pommern. Sie kommen bei den verschiedensten Gelegenheiten zur Verwendung, hauptsächlich dienen sie als Signal-Instrument. Die Eingeborenen können sich hiermit auf weite Entfernungen verständigen, sie können mit denselben geradezu sprechen. Oftmals, sowohl in Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg als auch auf den Salomonen, wenn wir den weithin schallenden Ton dieses Instrumentes hörten, konnten unsere Leute genau angeben, warum getrommelt wurde, ob ein Schiff in Sicht war, ob jemand gestorben war, ob zu irgend einem Zwecke einer hingeschlachtet worden war, ob man im Begriff stand, einen Kriegszug zu unternehmen, ob jemand geboren war, ob eine Hochzeit oder Tanzfestlichkeit stattfand und so weiter. Vor Ankunft eines Schiffes war es oftmals ganz überraschend, wie lange vorher die in unserer nächsten Nähe wohnenden Eingeborenen von dem Herannahen desselben durch das Trommeln Kenntnis erlangt hatten. Auf weitere Entfernungen signalisiert man dagegen durch Feuer und Rauch.


Fig. 21a. Tanzpfahl.

Auch ein Besuch in dem auf Morgusai liegenden Dorfe Maliai war von gutem Erfolge. Der Häuptling beschenkte uns mit Lanzen, Bogen und Pfeilen, auch konnte ich mir verschiedene ethnographische Gegenstände eintauschen, so einen Fakalolo-Stampfer (Fig. 22), mehrere Kanuverzierungen, Amulette, Körbe und Muschelgeld. Mit Stolz zeigte uns der König einen Brief, den er vom Landeshauptmann erhalten hatte und in dem er wegen geleisteter Dienste

belobt wurde. Die Anlage des Dorfes ist ganz so wie in Sanai und Paramatta, nur ist es nicht so sauber wie letzteres. Ein grosses, schönes, neues Haus wurde uns mit Stolz von seinem Besitzer gezeigt; es war von aussen ganz und gar mit Verzierungen versehen, auch waren die Hauptbalken, eine Ausnahme hierselbst, alle leidlich vierkantig behauen.

Vor dem Häuptlingshause, an derselben Stelle, wo früher eine Anzahl Zauberstöcke gestanden hatte, war ein ganzes Zaubergerüst (Fig. 23) aufgestellt. Es war eine schrägstehende, auf Pfählen ruhende, 4 m lange und $1^1/_2$ m breite Leiter, deren Höhe $1^1/_2$ bezw. 1 m betrug. Mehrere Stöcke mit Verzierungen und Fahnen waren zwischen den Sprossen angebracht. Am Anfang und Ende standen je 4 hohe Masten aus Pinang-Palmen, deren Rinde bis auf wenige Ringe abgeschabt war. Auf mein Befragen, was die Stellage für einen Zweck hätte, wurde mir der Bescheid, dass man sie zur Abwehr von Krankheiten aufgestellt habe. Der Teufel komme, um darauf zu schlafen; wenn er nun dort sei, dann würde mit den grossen Trommeln und Flöten ein Heidenspektakel gemacht, sodass der Teufel Angst bekäme und von der höchsten Sprosse der Leiter hinwegspränge, so die Krankheiten aus dem Orte mit wegnähme und sich erst nach längerer Zeit oder auch garnicht mehr in das Dorf wage. Scheinbar gaben die Männer nicht gern Aufklärung hierüber, denn nur ganz zögernd teilten sie uns dieses mit. Die Weiber sassen vor den Häusern und machten Muschelgeld (Mauwai), dessen Herstellung später geschildert wird.



Fig. 22.
Holzmörser zum Stampfen von Knollengewächsen.

Ebenso bot eine dreitägige Reise nach Bougainville vieles Interessante und Neue. M. Tindal und ich verliessen Faisi in einem kleinen, 2 mastigen Kutter; es war klares, aber sehr windiges Wetter, und kaum hatten wir die schützenden Inseln hinter uns, als uns ein steifer Nord-Ost fasste, der unser Fahrzeug tüchtig herumwarf und dessen eine Seite beinahe unter Wasser drückte. Mit rascher Fahrt liefen wir längs der Küste von Alu und Sanai hin, das Aussenriff mit kurzem Kreuzen umgehend.

Beinahe jede Welle ging über das gut gedeckte Boot hinüber, sodass wir bald keinen trockenen Faden mehr am Leibe hatten. Gegen 4 Uhr nachmittags näherten wir uns der Küste von Bougainville; der Wind liess nach, ja starb, da wir in den Schutz der Küste kamen, beinahe ganz ab, sodass wir noch ein gutes Stück rudern mussten. Die Küste an

dieser Stelle der Insel ist, so weit man sie mit dem Auge nach beiden Seiten verfolgen kann, flach und eben, und nur an 2 oder 3 Stellen erheben sich unmittelbar am Strande Hügel von wenigen 100 m Höhe. Alles ist mit üppigem, grünem Walde bedeckt, am Strande grüssen die melancholisch mit ihren Blättern rauschenden Casuarinen, den Europäer an die heimischen Nadelholzbäume erinnernd; mehrere kleine, wasserreiche Flüsse durchströmen die Ebenen. Im Hintergrunde erscheinen hohe, himmelanstrebende Berge, die ziemlich steil, ohne viele Zerklüftungen und Täler aufzuweisen, den Horizont nach Nord-Osten zu abschliessen. Es sind die Kronprinz Range (Tafel 7), die mit ihren höchsten Spitzen gegen 2300 m erreichen. Nur ein schmaler, hügeliger Streifen Landes

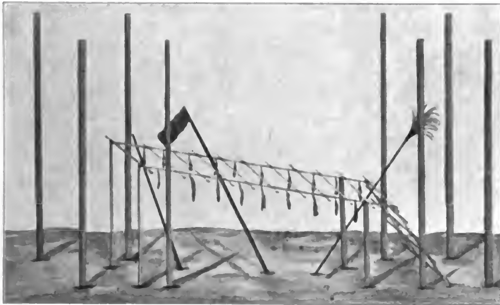


Fig. 23. Teufelsleiter in Maliai. (Shortlands-Inseln.)

liegt zwischen der Strand-Ebene und dem Gebirge, auch dieser ist wie die Ebene mit üppigem Baumwuchse bestanden; das Gebirge scheint dagegen nur an einigen Stellen mit Wald bedeckt zu sein.

Schon von weitem hatte ich diese hohen Berge beobachtet und bewundert und bei mir gedacht, welch' reiches Forschungsgebiet dieselben für einen Naturforscher bieten müssten. Leider ist es beinahe unmöglich, dorthin zu gelangen, denn das Land ist scheinbar stark bevölkert und zwar von recht kriegerischen Stämmen, die einem Vordringen grosse Hindernisse in den Weg legen würden, um so mehr, da sie nicht die Kraft unserer Feuerwaffen kennen. Man kennt Fälle, in denen diese Buschleute die mit Gewehren Angreifenden verlacht haben und fragten, was sie denn eigentlich mit ihren knallenden Bambusstäben gegen ihre guten Lanzen, Pfeile und Beile ausrichten wollten.

Mehrfach habe ich die Erfahrung gemacht, dass man bei den Inlands-

Expeditionen, wenn man nur über wenige Leute verfügt, bei einem Angriffe in erster Linie nicht die schon mit der Kultur in Berührung befindlichen Eingeborenen, sondern diejenigen, welche noch keinen weissen Mann gesehen haben, zu fürchten hat. In der Hitze des Angriffes werden die Leute garnicht gewahr, welche Verluste ihnen durch die Kugeln beigebracht werden, sie sehen in dem hohen Grase die Gefallenen nicht, und es ist daher garnicht erstaunlich, dass gerade kleinere Expeditionen auf den ersten Anlauf überrannt und niedergemacht werden.

Hütten oder Kanus waren am Strande nicht zu sehen, da die Dörfer der Eingeborenen 5—6 km im Innern liegen.

Wir verbrachten eine ruhige, mondhelle Nacht auf dem Kutter, in dem wir uns, so gut es der Raum gestattete, eingerichtet hatten. Ein ausgespanntes Segel gab Schutz gegen den Mondschein und die Feuchtigkeit der Nacht. Wachen wurden nicht aufgestellt, wir fühlten uns sicher genug, auch ohne solche bis zum Morgengrauen in Morpheus-Armen zu liegen. Von vielem Kochen war auf dem Kutter natürlich nicht die Rede, nur Tee und einige Kartoffeln zu unserem Salzfleisch, welches in Faisi gekocht worden war, konnten unsere schwarzen Shortlands-Diener bereiten. Kurz nach Sonnenaufgang machten sich dann 4 von unseren 6 Leuten auf, um nach den 2 Dörfern Suriei und Takerei zu marschieren und den Leuten mitzuteilen, dass wir da wären, um Kopra zu tauschen. Natürlich war jeder dieser Boten gut mit Gewehr und Revolver bewaffnet, denn es war nicht ausgeschlossen, dass sie auf einen Trupp feindlicher Gebirgsbewohner stiessen und mit diesen in Kampf gerieten.

Wir hatten den ganzen Vormittag vor uns, um die Tauschwaren zurecht zu legen und uns für das am Nachmittag zu erwartende Geschäft vorzubereiten. Unsere 2 zurückgebliebenen Leute fuhren mit unserem kleinen Boote am Strande entlang, um mit Dynamit Fische zu schiessen; sie kamen nach kurzer Zeit mit einer reichlichen Beute zurück und verbesserten unsere einfache Kost mit auf Holzkohlen gerösteten Fischen, welche eine angenehme Abwechslung beim Mittagsmahle gaben.

Kurz nachdem wir gegessen hatten, wurden wir vom Strande aus angerufen; wir sahen mehrere Eingeborene, welche verschiedene Haufen Kopra aufgeschichtet hatten. Das Boot ging an Land, brachte Ware und Leute zu uns, und nun begann das Geschäft. Bevor ich dasselbe schildere, will ich erwähnen, dass wir stets unsere Schusswaffen bereit liegen hatten.

Man lässt die handelnden Insulaner nur von der einen Seite an Bord kommen. Während der eine Europäer mit den Schwarzen beschäftigt ist, schaut der andere aus, dass nichts gestohlen wird, dass keiner der an Bord Gekommenen versucht, den ahnungslos dasitzenden und handelnden Weissen hinterrücks anzugreifen. Der Handel ist gerade keine Annehmlichkeit, denn er ist langwierig und langweilig; trotzdem darf man die



Tafel 7. Kronprinzen-Gebirge, von der Rhede bei Suriei und Takerei aus gesehen.

Lust und Geduld nicht verlieren, denn sonst würden die schwarzen Leute bei einer Wiederkehr nicht an den Strand kommen.

Der Besitzer von mehreren Hundert getrockneten und auf Schnüre gezogenen Kokosnüssen wird selten die Ware selbst zum Tausche anbieten, sondern wird immer ein bis zwei Unterhändler wählen, die stets mehr als den üblichen Preis verlangen. Bevor der Tausch abgeschlossen wird, wird erst jeder Mitgekommene gefragt, ob man auch mit dem Gebotenen zufrieden sein kann. Von den Preisen der verschiedenen Gegenstände haben die Leute keinen Begriff; sie machen manchmal so hohe Forderungen, dass man lachen muss, und sind dann zum Schluss mit ganz geringwertigen Sachen zufrieden. So bekommt man z. B. für 1 Faden Stoff im Werte von 65 Pfg. 100 Kokosnüsse, für eine Tonpfeife von 2½ Pfg. Wert ebenso wie für 2 Stück Tabak von 5 Pfg. Wert hingegen nur 10 Kokosnüsse. Ein halblanges Messer, welches 40 Pfg. kostet, erzielt 50 Nüsse, ein grosses Messer, dessen Selbstkostenpreis 1 Mk. beträgt, dagegen 100 Kokosnüsse. Eine Schachtel Wachshölzer im Werte von 4 Pfg. wird gegen 10, eine Maultrommel von 15 Pfg. Wert gegen 30 Kokosnüsse eingetauscht. Ein Beil, 1 Mk. wert, wird mit 100 Nüssen vergütet. Man kann aus dieser kleinen Tabelle ersehen, wie verschieden die Kokosnüsse mit den betreffenden Waren bezahlt werden, und dass die Eingeborenen von dem wirklichen Werte eines Gegenstandes keine Vorstellung besitzen. Die Hauptschuld an diesem Umstande, der oftmals sehr zum Nachteil des Händlers ausschlägt, wenn die Schwarzen hochwertige Sachen verlangen, ist auf die Weissen selbst zu schieben.

Besonders wenn die Eingeborenen Stoffe gegen ihre Waren einzutauschen wünschen, muss der Händler in seinem Interesse erhöhte Vorsicht walten lassen, denn die gebräuchlichen Masse begünstigen ein Übervorteilen sehr. Man benutzt nämlich als Masseinheit den sogenannten Faden, eine Länge, die bei seitwärts ausgestreckten Armen von Fingerspitze zu Fingerspitze reicht. Je nach der Handhaltung und je nachdem man den Stoff fasst, kann man dieses Mass natürlich grösser oder kleiner nehmen. Dass die Eingeborenen durch ihr Verlangen, dass man immer die Besitzer der längsten Arme als die das Mass normierenden nehmen soll, ihre Chancen zum Nachteile der Händler zu verbessern suchen, lässt sich wohl begreifen. Welchen Takt aber der Weisse nun oft beweisen muss, um ihm genehmere Massstäbe zu erhalten, lässt sich nur schwer veranschaulichen. Ausser in der erwähnten Weise misst man noch dadurch, dass man den Abstand der Brustwarzen als Masseinheit wählt. Auch das Mass einer Spanne, des Abstandes zwischen den Spitzen von Daumen und Zeigefinger bei gestreckter Hand, ist gebräuchlich. Die beiden letzten Masse finden hauptsächlich dann Anwendung, wenn der Eingeborene Ware gegen Muschelgeld (Mauwai und Perasali) eingetauscht haben will.

Wie man sieht, ist der ganze Handel ein Tauschgeschäft; derselbe bringt dem Trader in diesem Teile der Salomonen noch hohen Gewinn, sodass er an jeder Tonne Kopra (= 5000 Nüsse), für welche er 3 £ bezahlt, 4—5 £ verdient, denn er erhält 7—8 £ für dieses Quantum von den hier herumfahrenden, Kopra sammelnden Schiffskapitänen.

Die auf Bougainville beliebtesten Waren sind Beile, Äxte mit 1/2 m und 1 m langen Stielen und Taschenmesser, ferner grosse, blaue und rote Perlen für Halsschnüre, kleine, rote, blaue und weisse Stickperlen zum Anfertigen von Schmucksachen, Armringe aus Porzellan, Tabak, Pfeifen, dünne, bedruckte Kattune, rotes und weisses Zeug, Streichhölzer, Hobeleisen zur Holzbearbeitung, Spiegel und Maultrommeln.

Die Eingeborenen stehen wieder unter sich in lebhaftem Handelsverkehr; bis weit in die Berge gehen die von den Händlern eingetauschten Waren, von Stamm zu Stamm natürlich höher bewertet, sodass man im Innern von den Buschleuten wohl 300—400 Kokosnüsse für ein Beil erhält, welches am Strande mit 100 bewertet wird.

Es ist noch nicht lange her, dass die Zustände an der Bougainville-Küste wenigstens in dem Masse sicher sind wie heute. Noch vor einigen Jahren schlugen die Eingeborenen jeden, der ihre Küste betrat, tot, d. h. wenn sie es ohne Gefahr tun konnten. Sie hatten zu dieser Unduldsamkeit ihre guten Gründe, denn so lange sie denken konnten, waren sie von ihren Nachbarn auf den Shortlands-Inseln befeindet und gebrandschatzt worden. Jedes Jahr machten die Männer der letzteren Inseln grosse Kriegszüge nach dem grossen Lande, wie sie es nennen, um Sklaven, Mädchen und Köpfe zu erlangen. Heutigen Tages herrscht jedoch zwischen diesen Stämmen Frieden; man geht nach anderen Teilen von Bougainville, wenn man Menschen zu rauben und zu erschlagen beabsichtigt. Der Kopra-Handel war es hauptsächlich, der solche ruhigere Zustände schaffte. Die Shortlands-Insulaner sahen nämlich, nachdem die Kopra-Händler zu ihnen gekommen waren, sehr bald ein, dass es für sie von grossem Vorteile wäre, mit den benachbarten Bougainville-Insulanern in Frieden zu leben, denn dort gab es grosse Pflanzungen von Kokospalmen, und war die Kopra sehr billig zu haben, sodass sich für die Bewohner der Shortlands-Inseln ein sehr guter Zwischenhandel ergab; sie verdienten sowohl an den von den Tradern erhandelten Waren als auch an der eingetauschten Kopra. Was nun die Eingeborenen von Bougainville selbst anbelangt, so kann ich darüber nur wenig schreiben, denn ich habe zu selten Gelegenheit gehabt, sie zu beobachten.

Wohl die ganze Insel Bougainville ist mit Ausnahme der höheren Gebirge und des südlicheren Teiles, wenn man den Massstab der dortigen Verhältnisse anlegt, stark bevölkert. Diese Bevölkerung zerfällt in unzählige kleine Stämme, die meistens nur ein Dorf bilden. Jeder Stamm, jedes

Dorf steht unter einem Häuptlinge, der seine Macht auf seine persönliche Kraft und seinen Reichtum gründet, der sich aber in der Lebensweise und dem Aussehen ganz und gar nicht von seinen Landsleuten unterscheidet. Die Dörfer sind ähnlich wie auf Neu-Pommern und Neu-Lauenburg angelegt, d. h. man baut die Häuser nicht dicht neben einander, sondern jede Familie hat ihren eigenen Ort, einen kleinen Hügel, eine Schlucht, einen Felsen, wo sie ihr Heim aufgebaut hat. Natürlich sind diese Familiensitze auch nicht zu weit von einander entfernt, immerhin dehnt sich aber z. B. ein Dorf von 100 Einwohnern über ein Gelände, das eine Stunde im Umkreis hat, aus. Jede Siedlung ist mit einer leichten, jedoch widerstandsfähigen Einfriedigung umgeben.

Die Leute befinden sich noch teilweise in der Steinzeit oder haben dieselbe erst ganz kurze Zeit hinter sich, denn vielfach sieht man noch Beile oder Äxte aus Stein und Muscheln; die Stelle von Messern vertreten geschärfte Perlmuttermuscheln; Angelhaken werden aus Perlmutter, Schildpatt und Knochen gefertigt. Sehr viele Sorgfalt wird auf die Lanzen und Pfeile verwendet, denn sie sind beinahe alle Kunstwerke, die sorgfältig in Blätter gewickelt werden, damit sie nicht durch Liegen und Anstossen leiden. Lanzen sowohl wie Pfeile sind mit Widerhaken aus Fledermausknochen versehen; eine Wunde von einem solchen Pfeile oder einer solchen Lanze ist wohl die grässlichste, die jemand erhalten kann; man weiss in einem derartigen Falle gar nicht, wie die eingedrungene Waffe aus dem Fleische zu entfernen ist, denn die elastischen Widerhaken spreizen sich bei jedem Herausziehen aus und verursachen, dass sich die Waffe um so fester bohrt. Der einzige Weg, dieselbe zu entfernen, ist der umgekehrte; man muss die Spitze zu ergreifen suchen und dann auf diese Art, nachdem man den Weg vorgeschnitten hat, den eingedrungenen Körper entfernen. Eine Brust- oder Leibwunde ist aus diesem Grunde beinahe immer mit tötlichem Ausgange verbunden, da ein Entfernen des eingedrungenen Geschosses kaum möglich ist. Welche Gewalt ein Pfeil hat, kann man sich vorstellen, wenn man hört, dass einem Manne auf 50 m Abstand beide Waden durchschossen wurden, der Pfeil dann in einen neben dem Getroffenen stehenden Baum ging und dabei den Mann an den Baum nagelte und zwar so fest, dass der Verwundete nur mit Hilfe seiner Gefährten aus seiner misslichen Lage befreit werden konnte.

Ferner verstehen die Bougainville-Eingeborenen sehr hübsche Armringe (Pago in Alu, Salo in Bougainville genannt) aus dreifarbigem Baste zu flechten; rote, gelbe und schwarze Streifen werden zu 2—3 cm breiten Bändern zusammen geflochten (vergl. Fig. 70). Als Hilfsmittel gebraucht man Nadeln, die aus Fledermausknochen gefertigt sind. Auch ganz nett gearbeitete Körbchen und Taschen zum Aufbewahren von Betelnuss und Tabak werden ähnlich wie auf den Shortlands-Inseln hergestellt.

Natürlich ist bei einem so wilden Volke die vollständige Nacktheit gebräuchlich, nur die Weiber tragen einen schmalen, rot gefärbten Schambüschel aus Gras. Da, wo europäische Händler verkehren, hat sich in den Küstendörfern das Laba-Laba, ein schmales Lendentuch, sehr rasch eingebürgert und wird von beiden Geschlechtern getragen. Der Bougainviller liebt es, seinen Körper zu schmücken. Die grösste Sorgfalt verwendet er auf sein Haar; er packt dasselbe, damit es sich nach aufwärts gewöhnt, in Tuten (Fig. 24). Ich lernte diese merkwürdige Sitte, die in Buka und in ganz Bougainville gebräuchlich ist, zuerst an der Küste von Suriei und Takerei kennen.



Fig. 24.
Mann von Bougainville mit Hut zum Auftürmen der Haare.

Es kamen nämlich Leute an Bord, welche aus Bananenblättern gefertigte, spitze Hüte trugen. Dieselben sind je nach den verschiedenen Gegenden von anderer Form und dienen dazu, die Haare des Trägers zusammenzuhalten. Es ist erstaunlich, welche Fülle von Kopfhaar in solchem Hute aufbewahrt wird. Der ganze Haarschopf wird kurz am Kopfe abgebunden, und dann der Hut über das aufwärtsstehende Haar gestülpt. Befestigt wird derselbe mit einer aus Knochen gefertigten Nadel, die von der einen nach der anderen Seite des Hutes durch die Haare hindurch gesteckt wird. Es sieht oft recht wunderlich aus, wenn die Huttragenden von einem Windstosse getroffen werden; Hut und Mann schwanken dann recht stark hin und her. Den wirklichen Grund dieser Haartracht konnte ich trotz vieler Mühe nicht mit Sicherheit feststellen. Gewiss ist, dass man mit diesem Tragen das Zusammenhalten der Haare bezweckt und dass man diesen grossen Haarwuchs bei festlichen Gelegenheiten, Tänzen etc. zur Entfaltung bringt. Dass nun die Huttragenden Sklaven sind, die bei solchen Festlichkeiten tanzen müssen und dann zum allgemeinen Schmause abgeschlachtet werden, wie von manchen behauptet wird, glaube ich aber nicht, auch bezweifle ich sehr, dass nur solche Leute sich die Haare lang wachsen lassen und demnach Hüte tragen, die heiraten wollen. Auf den Shortslands, wo man das Huttragen nicht findet, verneinten die Eingeborenen, die mit Bougainville in regem Verkehr stehen, den letzteren Zweck und behaupteten, dass der Hut lediglich zum Zusammenhalten der Haare diene. Dass

jedoch bestimmte religiöse Zwecke mit der Sitte zusammenhängen, musste ich aus dem Umstande schliessen, dass immer nur wenige Leute in einem Dorfe die Hüte tragen, und dass es sehr schwer hielt, dieselben von den Eingeborenen einzutauschen.

In die Ohrlappen bohren sich die Wilden Löcher, die durch Einschieben von aufgerollten Blättern von Pandanus oder Kokos erweitert und dann mit Ringen, Perlen etc. geschmückt werden. Die Erweiterungen sind meistens so gross, dass die Fleischfaden beinahe bis auf die Schulter



Fig. 25. Mann von Bougainville mit Tätowierung.

herabhängen. Gern steckt der Mann in diese Löcher eine Streichholzschachtel oder seinen Pfeifenkopf und hat dadurch für diese Gegenstände einen bequemen und sicheren Aufbewahrungsort. Die Gesichter sind meistens stark tätowiert, jedoch wird kein Farbstoff eingerieben (Fig. 25). Man scheint mit dem Tätowieren schon frühzeitig zu beginnen, denn ich sah Knaben von 5—6 Jahren, die im Gesicht über und über tätowiert waren. Auf den Armen, auf der Brust und auch auf den Schultern werden Brandnarben, die oft 1 cm hoch sind, angebracht. Der Nasenknorpel wird durchstochen und in das entstandene Loch ein sauber bearbeiteter, an beiden Enden zugespitzter Stab aus Perlmutter oder

Tridacna gesteckt, dieser Nasenstab heist Bunka. Auf der Stirn werden Stirnbänder, aus kleinen Cyprea- oder Ovulum-Muscheln gefertigt, getragen; dieser Schmuck, in Bougainville Korukua genannt, scheint sehr geschätzt zu sein, denn nur nach vielen Bemühungen glückte es mir, in den Besitz eines solchen zu kommen.

Tanz und Spiel scheinen beliebt zu sein, denn man findet verschiedene Gegenstände, die darauf hinweisen, z. B. werden grosse Land-Schneckenhäuser (Helix xantocheila) an Schnüren aufgereiht und zu Bündeln vereinigt, mit welchen dann bei Tänzen geklappert wird.

Vielweiberei ist überall gebräuchlich; die Frau ist die Sklavin des Mannes, sie muss die Felder bebauen, die meiste Hausarbeit verrichten und für die Erziehung der Kinder sorgen. Die Moral scheint keine grosse zu sein. Auch in Bougainville findet man die Sklaverei, allerdings in milder Form; meist sind es auf Kriegszügen erbeutete Kinder, die zu diesem Lose verurteilt sind.

Von Früchten baut der Wilde Tarro, Yams, Bataten, Bananen und Kokospalmen an. Da er ein sehr starker Raucher ist und von den Händlern nicht immer Tabak erhalten kann, baut er seinen eigenen, der ganz leidlich wäre, wenn die Leute eine bessere Behandlungsweise des Rohstoffes verständen; so wie sie ihn jetzt zubereiten, ist er für einen europäischen Raucher ganz unbrauchbar, denn selbst wenn man ihn im Freien raucht, verbreitet er einen solchen penetranten Gestank, dass man nach einmaligem Versuche gerne auf den absonderlichen Genuss verzichtet. In Bougainville und auf den Shortlands-Inseln heisst dieser Tabak Bulebus. Betel wird gekaut, doch in anderer Form als bei den Malayen. Es werden wie überall auch auf den Salomonen nur die reine Betelnuss (Pinang) und die Blätter und Früchte des Betelpfeffers mit ein wenig gebranntem Kalk dazu genommen, doch kein Tabak und Gambir*). Es ist ein Berauschungsmittel; Leute, die viel davon gebrauchen, geraten in einen der Trunkenheit ähnlichen Zustand. Gesund kann der übermässige Genuss von Betelnuss nun nicht sein, da er den Leuten den Appetit nimmt und einen schwachen, krankhaften Magen schafft.

Schon auf den Shortlands-Inseln hatte ich gehört, dass sich in diesem Teile von Bougainville ein grosser Süsswasser-See befinden sollte. Auf mein Befragen wurde mir das Vorhandensein des Sees von den Eingeborenen von Suriei und Takerei bestätigt. Ich versuchte, die Leute für einen Ausflug nach diesem See zu gewinnen, doch keiner der Schwarzen erklärte sich dazu bereit; alle fürchteten sich, den Distrikt ihres Dorfes zu verlassen, da sie mit der nächsten Ortschaft in Fehde lagen. Übrigens soll ein Weg, der dicht an dem See vorbeiführt, von der Ostküste von

*) Extrakt aus dem ostindischen Gambirstrauche, Nauglea gambir, in Europa unter dem Namen Katechu bekannt.

Gieta nach diesem Teile der Küste, wo wir lagen, führen, zu Zeiten auch von den Gieta-Leuten benutzt werden.

Recht unangenehm bemerkbar machte sich bei unserem Aufenthalte an der Küste von Bougainville die grosse Menge von Moskitos und Sandfliegen. Vor allem des Abends stellten sie sich sehr zahlreich an Bord des Kutters ein und waren nur durch stark rauchendes Feuer und starke Strümpfe und Hosen davon abzuhalten, unseren Körper als wohlfeile Beute zu betrachten.

Nachdem wir 3 Tage an der Küste von Bougainville gelegen und eine volle Ladung Kopra eingetauscht hatten, gingen wir mit guter Brise nach Faisi zurück. Erwähnen muss ich noch, dass ich 2 meiner Leute, die an der Fahrt teilgenommen hatten, an das Land zum Sammeln von Insekten geschickt hatte. Ich erhielt eine ganze Anzahl von Schmetterlingen und Käfern und war hocherfreut, feststellen zu können, dass beinahe alles neu war. Auch ein Weib der so seltenen und wunderbaren Ornithoptera victoriae regis war bei der Ausbeute. Ich war durch Erbeutung dieserArt, die sich später als eine Lokalform herausstellte und von Baron Walther von Rothschild als Ornithoptera victoriae regis beschrieben wurde, meinem Ziele sehr nahe gerückt, denn 2 Arten von Schmetterlingen sollte ich hauptsächlich aus der Süd-See nach Europa schicken, Ornithoptera urvilliana und victoriae.

Die von uns besuchte Gegend von Bougainville würde sich sehr gut für Plantagen eignen. Je nachdem die anzubauenden Pflanzen gewählt würden, könnte man sich das Gelände aussuchen, denn sowohl ausgedehnte, fruchtbare und wasserreiche Ebenen als auch Berge sind vorhanden. Die Schwierigkeiten mit den Eingeborenen würden sich leicht beseitigen lassen, umsomehr, da die Strandbewohner an den Verkehr mit Weissen gewöhnt sind. Der Hauptübelstand wäre das Fehlen eines gegen Wind und Wetter gesicherten Landungsplatzes, doch ist dieser Umstand von weniger Bedeutung, weil die grosse Tonolei-Bai in der Nähe ist und nach Anlage von Wegen leicht zu erreichen wäre.

Zurückgekehrt nach Faisi begann ich dort und auf den umliegenden Inseln emsig zu sammeln und hatte mit allem gute Erfolge.

Sehr unterstützt wurde ich bei meiner Tätigkeit von den im Adam- und Evakostüm umherlaufenden Insulanern. Gross und klein, männlich und weiblich legte sich auf das Einsammeln von Käfern, Heuschrecken, Puppen und Raupen, nachdem sie gemerkt hatten, dass sie für solche Sachen Tabak, Streichhölzer und Tonpfeifen eintauschen konnten. Vorzüglich waren es die sonst scheuen Weiber, welche mir die besten Insekten brachten und sich auf diese Art und Weise etwas Tabak verdienten, wovon der sonst alles beanspruchende Ehegemahl oder Vater nichts zu wissen bekam. Manchmal des Nachmittags, wenn ich hungrig und durstig, müde und abgespannt vön meinen Ausflügen heimkehrte, hatte sich eine

ganze Schar mit Bambusbehältern oder alten Flaschen versehener Insulaner und Insulanerinnen um mein Wohnhaus gelagert, begierig meine Ankunft erwartend, um ihre entomologischen Schätze loszuwerden. Häufig wurde es Abend, ehe ich alle abgefertigt, ehe ich alle gebrachten Tiere in meinen 20 Giftflaschen untergebracht hatte. Nehmen musste ich allerdings alles, auch dasjenige, was verdorben und schlecht war, denn hätte ich etwas zurückgewiesen, so hätte derjenige, welcher von diesem Umstand betroffen wurde, am nächsten Tage nicht mehr gesammelt, und ich hätte somit nach und nach überhaupt die Gelegenheit verloren, von den Eingeborenen etwas zu kaufen.

Mehrfach hatte ich Gelegenheit, Sitten und Gebräuche der Shortlands-Insulaner kennen zu lernen; vor allem konnte ich die Begräbniszeremonien genau feststellen. Grössere Feierlichkeiten werden nur bei dem Hinscheiden angesehener Männer oder Häuptlinge veranstaltet; die gewöhnlichen Leute werden ohne weiteres in die See geworfen, jedoch nur an besonders dazu bestimmten Stellen. Wenn aber ein Häuptling im Sterben liegt, und jeder, selbst der Zauberer, die Hoffnung auf Genesung aufgegeben hat, versammeln sich die Verwandten und die Dorfbewohner in der Nähe des betreffenden Hauses. Sofort nach erfolgtem Hinscheiden beginnen Männer, Weiber und Kinder ein weithin schallendes Geheul, bei welchem sich die nächsten Verwandten wie Brüder, Neffen und Söhne am meisten hervortun müssen. Auch haben sie die Pflicht, den Toten zu reinigen und zu kleiden, d. h. mit Schmucksachen, bunten Bändern und Bastlendentuch zu versehen. Die Männer der Verwandtschaft und des Dorfes haben alsdann dem Toten Geschenke zu bringen.

Nachdem der Tote im Sterbehaus aufgebahrt worden ist, wird von sämtlichen anwesenden Männern ein Umzug durch das Dorf oder auch durch die ganze Insel unternommen. Jeder ist mit Lanze, Bogen und Pfeilen und seinem langgestielten Streitbeile bewaffnet. Bei der Reihenfolge der einzelnen Männer im Zuge werden ganz streng vorgeschriebene Regeln befolgt. Die verschiedenen, zu einem Geheimbunde gehörigen Leute dürfen nicht unmittelbar hintereinander gehen, sondern müssen sich abwechselnd gruppieren. Wenn z. B. Mitglieder von 4 verschiedenen Geheimbünden a, b, c und d an der Feier teilnehmen, würde die Reihenfolge die sein, dass erst a, dann b, c und d, hierauf wieder a u. s. w. kommen würde. Auf diese Geheimbünde komme ich später noch zurück. Bei der Berührung des Waldes ist ein jeder verpflichtet, ein Stück frisches Holz, das etwa 1 m lang ist, mit nach dem Dorfe zu nehmen und auf den Platz zu werfen, wo die Verbrennung stattfinden soll.

Ferner müssen von jedem Geheimbunde eine bestimmte Anzahl Männer in den Wald gehen und 4 Stücke Holz einer bestimmten Baumart, jedes 2,5 m lang, holen. Diese 4 Stücke werden zurecht geschnitten

und an den obersten Spitzen mit menschlichen Gesichtern versehen und dann am Verbrennungsorte im Geviert (1,2 : 2,4 m) aufgestellt. Hierauf wird das Feuerholz in diesem Geviert aufgeschichtet, und zwar eine Schicht lang, die andere quer.

Nachdem der Scheiterhaufen fertig gestellt ist, müssen sich alle anwesenden Weiber leichte, aus Palmenblättern geflochtene und mit Holzasche gefüllte Körbe über die Köpfe stülpen, um so über und über mit Asche bedeckt zu werden. Auch sollen sie lange Stöcke in ihren Händen haben, um sich beim Wehklagen und Jammern darauf stützen zu können.

Der Tote wird alsdann unter Heulen und Schreien von den Männern nach dem Scheiterhaufen getragen, wobei er über den Köpfen der Träger auf ihren hochgestreckten Händen ruhen muss. Während der Überführung haben die Weiber um den Toten und um den Scheiterhaufen herumzutanzen*), wozu auf den grossen Holztrommeln eine marschähnliche Melodie gestampft wird. Ist nun der Tote auf den Scheiterhaufen gelegt worden, so wird dieser von unten herauf in Brand gesetzt. In diesem Augenblicke erklimmen die Verwandten, vor allem die weiblichen, den schon brennenden Scheiterhaufen, um unter Schreien und Heulen von dem Toten Abschied zu nehmen; sie verweilen solange, bis sie durch Rauch und Feuer gezwungen werden, ihren gefährlichen Standplatz zu verlassen. Zu grosser Ehre gereicht es besonders den Weibern, wenn sie sich bei dieser Gelegenheit recht verbrannt haben. Mehrere Sklavenweiber, die schon vorher bestimmt sind, werden gebunden und mit auf den brennenden Holzstoss gelegt. Nachdem sie durch Brandwunden und durch den Rauch halbtot sind, werden sie herabgerissen, mit Steinen beschwert und in der nahen See ersäuft. Noch in der Zeit, in welcher ich mich auf den Shortlands aufhielt, geschahen diese Hinopferungen.

Während der Scheiterhaufen brennt, heult und schreit die gesamte Trauergesellschaft, und die Holztrommeln lassen ihren dumpfen Ton weithin erschallen; man steht in gebeugter Haltung, gestützt auf die Holzstöcke, um den brennenden Holzstoss herum und wartet sein Erlöschen ab. Hierauf findet ein Speertanz statt. Die männlichen Verwandten ergreifen ihre Lanzen, begeben sich nach einem Ort, der 100—150 m von der Trauergesellschaft entfernt ist, und stürmen von dort mit hochgeschwungenen Lanzen gleich wie zum Angriff gegen die Trauernden vor, um kurz vor deren Füssen die Lanzen in den Boden zu rennen und die Schäfte abzubrechen. Beim Abbrechen der Schäfte stossen die Speerleute die schrecklichsten Drohungen aus, was sie alles denjenigen antun wollten, die den verstorbenen Häuptling beleidigen würden. Auch rühmen sie sich, wie viele Sklaven und Buschleute sie bei günstiger Gelegenheit dem Verstorbenen nachsenden wollen.

*) Dieses Tanzen ist ein Trippeln und Hüpfen und wenig zierlich.

Inzwischen haben die Weiber den herabgebrannten Scheiterhaufen umringt und die Überreste des Verstorbenen mit langen Stöcken aus der Asche herausgenommen und in eine reich mit Malerei verzierte Holzkiste (vergl. Fig. 1) gelegt. Diese wird an einer bestimmten Stelle im Dorfe, meistens in dem Geviert des Scheiterhaufens, am dritten Tage nach der Verbrennung aufgestellt. Rings herum pflanzt man Tarro und Yams; auch werden einige Knollen dieser beiden Gewächse in den oben offnen Totenkasten gelegt. Jeden Tag müssen dann die Weiber um diese Kiste herumtanzen und heulen.



Fig. 26. Frau mit Trauerschnüren.

An einem anderen Orte wurden, wie ich in Gisu beobachtete, die Aschenreste in grossen Steinhaufen (vergl. Figur 15), die im Meere errichtet werden, beigesetzt.

Alsdann gehen die Männer zum Fischfang, während die Weiber Tarro aus den Plantagen holen. Nun werden von den weiblichen Bewohnern die Speisen für das erste grosse Totenmahl zubereitet; die Männer besuchen unterdessen in ihren Kanus alle diejenigen Orte, welche der Verstorbene mit Vorliebe aufsuchte. Überall wird ein Totengesang, oder besser gesagt Geheul, angestimmt. Es ist für solche, welche nicht zum Dorfe oder Stamme gehören, sehr gefährlich, dieser Umzug haltenden Trauergesellschaft zu begegnen, denn diese schlägt, wenn sie es kann, alles in den Weg Kommende tot. Auch werden Fremdlinge, die zufällig bei einem Todesfalle anwesend sind, erschlagen und dem Verstorbenen geopfert.

Die zurückgebliebenen Weiber haben indessen in einer langen Reihe, die nach dem Verbrennungsorte hingeht, die Tafel für das Totenmahl auf dem Erdboden hergerichtet. Auf Kokos- und Bananenblättern sind die Speisen niedergelegt. Nur die Männer setzen sich dann zu beiden

Seiten der langgestreckten Tafel nieder und zwar wieder in der bei der ersten Prozession eingehaltenen Reihenfolge. Diese Schmausereien dauern nun 10 Tage lang und zwar so, dass am zweiten nicht Fische, sondern Cuscus und Tarro, am dritten wieder Fisch und Tarro gegessen werden.

Nachdem die vorerwähnte Kiste aufgestellt ist, müssen sich alle Leidtragenden die Haare abschneiden. Die Weiber müssen noch obendrein das Gesicht mit weisser Farbe anstreichen, damit man die Spuren der vergossenen Trauertränen deutlich sehen kann. Alle Leidtragenden müssen Trauerschnüre (Fakafakake genannt) (Fig. 26 u. 27) aus weissen Fasern um Arm, Brust und Leib anlegen. Auch ist es während der 10 Tage der Trauer streng verboten, dass ein Mann mit seinen Frauen Gemeinschaft hat. Dagegen ist es in dieser Zeit erlaubt, dass auch die Sklaven, Kaisi genannt, die sonst stets verhüllt gehenden Häuptlingsfrauen offen sehen können.



Fig. 27.
Mann von den Shortlands-Inseln im Traueranzuge.

Nach Ablauf der 10tägigen Trauerfeierlichkeiten müssen die Männer zu Kampf und Mord nach Bougainville ziehen. Nach ihrer Rückkehr findet ein grösseres Festessen statt, bei welchem zerstampfte Bananen eine besondere Rolle spielen. Die mit Blut getränkten Streitbeile, mit denen die in Bougainville hinterlistig Überfallenen erschlagen wurden, müssen dabei neben der Totenkiste in den Boden gesteckt werden.

Erwähnenswert ist noch, dass, wenn das Feuer des Scheiterhaufens gut brennt, alle dem Toten gehörigen Sachen in dasselbe geworfen werden. Als Gorei gestorben war und verbrannt wurde, zerhackte man sein grosses, wertvolles Walboot und warf die Stücke in das Feuer. Auch Freunde und Verwandte opfern, um ihre Trauer zu zeigen und um den Toten zu ehren, auf diese Weise ihr wertvollstes Eigentum.

Die Brüder, die Enkel und die Weiber des Verstorbenen haben dann noch in einer Hütte, die in der Nähe der Totenkiste gebaut ist, solange Wache zu halten, bis die Tarros, die neben der Kiste eingepflanzt worden sind, in voller Blüte stehen. Mehrere Monate lang, bis die zum Zeichen der Trauer geschnittenen Haare wieder lang gewachsen sind, werden dieselben von den Verwandten rot gefärbt, auch ist es ihnen nicht gestattet,

sich zu baden oder zu reinigen. Bestimmte Speisen sind während der Trauerzeit tabu und dürfen nicht gegessen werden. Nach längerer Zeit, die bei Häuptlingen verschiedene Monate dauert, erklärt der oberste Häuptling die Trauerzeit für beendigt, und ein grosses Festessen mit Tanz bildet dann den Abschluss der Tabuzeit.

Wie mir jedoch scheinen will, finden auch noch später nach Jahren grosse Tanzfestlichkeiten zum Gedächtnisse von Verstorbenen statt; so wurde der bereits geschilderte Tanz in Sanai zum Gedächtnisse des Königs Gorei abgehalten.

Für die weissen Händler ist die Zeit der Totenfeier wenig vorteilhaft und recht gefährlich. Dagegen wird nach aufgehobenem Tabu der Insulaner, der durch das viele Bewirten von auswärtigen Verwandten und Freunden recht arm geworden ist, gezwungen, intensiv zu arbeiten, um sich durch Kopra, Schildpatt und Trepang die vielbegehrten Waren des Europäers eintauschen zu können.

In neuerer Zeit scheinen sich aber bei einzelnen Eingeborenen doch bessere Ansichten einzubürgern, denn als bei dem Tode eines angesehenen Mannes in Paramatta der Häuptling Kupana sofort ein junges Sklavenmädchen auf einem bestimmten Felsen des Strandriffes erschlagen lassen wollte, legte sich sein Bruder Jonny ins Mittel, rettete das arme, auserlesene Opfer und gab ihm eine Freistatt in seinem Hause.

Auch der verstorbene Häuptling Gorei machte eine löbliche Ausnahme, denn als er fühlte, dass er sterben musste, beauftragte er seinen Neffen Ferguson, der sein Liebling war, dass nach seinem Tode niemand erschlagen werden sollte, dass man auch nicht zum Morden nach Bougainville ziehen sollte, vor allem aber, dass man seine Sklavenweiber, 60 an der Zahl, leben lassen sollte. Ferguson ehrte den Willen seines Onkels, ja, als am Sterbetage Gorei's 10 Leute von Bougainville in Sanai ankamen, nahm er sie unter seinen Schutz und sandte sie schleunigst in ihre Heimat zurück, denn er konnte sie wohl gegen seine eigenen Leute, aber nicht gegen die zu der Totenfeierlichkeit von auswärts Erscheinenden schützen.

Trotzdem nun Ferguson etwas besser als seine Stammesverwandten zu sein schien, antwortete er mir auf meine Frage, was er machen würde, wenn in seinem Dorfe ein angesehener Mann sterben würde, doch „all the same, me go Bougainville and kill plenty people“ (wie immer, ich würde nach Bougainville gehen und dort viele Leute erschlagen).

Wie feige die Eingeborenen auf den Inseln in der Bougainville-Strasse aber trotz dieses scheinbaren Mutes in Wirklichkeit sind, wird man aus folgendem ersehen.

Aus Anlass eines Todesfalles war man ausgezogen, um zu morden; man traf auf einer kleinen Insel durch Zufall gegen 20 Buschleute und erschlug sie hinterlistigerweise bis auf zwei. Diese flohen in einem Kanu

nach der Insel Fauro, wo sie der Häuptling Tomy March in Schutz nahm. Bei einer Gelegenheit — die Fauroleute fischten mit einigen der vorerwähnten, bei dem Morde beteiligten Leute — erwischte der eine der Geretteten ein Streitbeil und zerhackte den Sohn des Hauptmörders seiner Stammesgenossen. Er floh davon und wandte sich in den Busch; wochenlang lauerten wohl gegen 100 Mann darauf, dass der Mörder herauskommen würde, doch der Flüchtling war zu klug, und die Ausschauenden zu feige. Niemand wagte sich in den Busch hinein, denn jedem war um seine eigene Haut bange; konnte doch hinter jedem Baume der Buschmann mit seinem Beile stehen und einem von ihnen den Kopf spalten. Von vorn, auf ehrliche Art und Weise, trauen sich die Wilden keinen anzugreifen, er müsste denn ohne jede Waffe sein. Das beste Mittel bei einem übermächtigen Angriffe der Eingeborenen ist demnach nach Aussagen der Händler, und diese sind sehr gut mit den inländischen Sitten bekannt, in den Busch zu laufen, denn niemand wird den Mut haben, dorthin zu folgen.

Verschiedentlich findet man, dass bei oder nach Todesfällen Leute von einer Art Tobsucht befallen werden. Bekannt als ein solcher, der hin und wieder mit temporärem Wahnsinn belastet war, war der Häuptling Kupana in Paramatta. Ohne dass man vorher etwas geahnt hatte, nahm er eines Tages seinen Winchester (leider ist er im Besitze einer solchen gefährlichen Mordwaffe) und erschoss mehrere seiner Weiber. Seine Hauptfrau, aus königlichem Stamme, floh davon, doch kam sie nicht weit, denn die Bestie von Mann rief ihr nach, dass er, wenn sie nicht Stand halten würde, sein und ihr Kind erschiessen wollte. Die geängstigte Mutter lief zurück, um ihr armes Kind zu retten, doch der Wüterich hatte kein Erbarmen, er erschoss auch sie. Alles Volk war aus Angst in den Busch geeilt, nur der alte Schwiegervater des Häuptlings war geblieben; er hatte den Mut, zu seinem Schwiegersohne hinzugehen, um ihn zu besänftigen, doch war sein Vorhaben ohne Erfolg; auch er wurde von dem Tollen erschossen.

Glücklicherweise weiss Kupana, dass er manchmal toll wird; er vermeidet es aus diesem Grunde auch, inländische Feste, die von befreundeten Häuptlingen veranstaltet werden, zu besuchen, denn er fürchtet, dass er dabei einen seiner Wutanfälle bekommen könnte.

---

Eines Tages wollten wir nach der Faisi gegenüber liegenden Insel Poperan gehen, wurden jedoch von den aus Maliai gekommenen Eingeborenen daran verhindert; der Grund war folgender: Wie bei vielen Naturvölkern herrscht auch hier die Ansicht, dass, wenn jemand stirbt, irgend einer die Schuld an seinem Tode haben müsse. In Paramatta war nun vor wenigen Tagen plötzlich ein angesehener Mann verstorben;

derselbe sollte vergiftet worden sein, und zwar lenkte sich der Verdacht auf drei Männer. Diese dummen Leute bestärkten den Glauben noch dadurch, dass sie auf die gegenüber liegende Insel Poperan flohen und sich dort im Busche versteckten.

Es ist eine Art Amok-Wahnsinn,*) von welchem die in den Busch gelaufenen Leute befallen wurden. Um sich in den Augen ihrer Genossen von dem Verdachte zu reinigen, müssen sie nun morden. Der erste, der ihnen schussgerecht kommt, wird niedergestreckt; es ist gleich, ob es Mann, Weib oder Kind ist. Die Wahnsinnigen kennen weder Mutter, Vater, Bruder, die eigenen Kinder, noch sonst einen aus ihrem Stamme, alle sind ihnen als Opfer gleich willkommen. Natürlich wird, wenn sie in dem freiwillig gewählten Exil erwischt werden, auch wenig Federlesen mit ihnen gemacht; sie werden auf der Stelle totgeschlagen. Nach ihrer Heimat konnten die drei Leute schwer zurückkehren, nur wenn der Häuptling es erlaubte, und nachdem sie einige Menschen erschlagen hatten.

Es war ganz auffallend, dass nicht einer der hiesigen Bewohner es wagte, nach dem Orte, wo sich die Amok-Läufer aufhielten, zu gehen. Mit Leichtigkeit hätten sie 50—100 gut Bewaffnete aufbringen können, um die drei anzugreifen, doch sie waren zu feige, denn jeder fürchtete für sein eigenes Fell; konnte er doch der erste sein, der von einem Pfeile getroffen wurde. Ich hatte natürlich auch keine Lust, auf das Geradewohl in den Busch zu laufen und einen Pfeil zwischen die Rippen zu bekommen, und blieb darum auf Faisi.

---

Von Landwirtschaft kann man bei den Shortlands-Insulanern kaum sprechen, denn es sind nur wenige Pflanzen, die in gartenartigem, nicht feldartigem Betriebe angebaut werden. Das für einen Garten ausgewählte Land wird nur wenig von Gebüsch und kleineren Bäumen gesäubert. Ackergeräte sind nicht bekannt; ein Beil, ein Messer und ein zugespitztes Holzstück treten an deren Stelle. Nachdem man den abgeholzten Platz mehrere Tage hat ruhen lassen, werden das trocken gewordene Gestrüpp und die dünnen, zerhackten Baumstämme um den Fuss der stehengebliebenen Waldriesen geschichtet und angezündet. Meistens werden durch dieses Feuer die grossen Bäume zum Fallen gebracht und dann, während schon das umliegende Land angebaut wird, langsam durch das Feuer zerstört. In den so offen und frei gewordenen Boden pflanzt nun der Salomonier seine wenigen Kulturgewächse. Vor allem sind es Knollengewächse, die angebaut werden. Tarro (Caladium esculentum) in verschiedenen Varietäten spielt die Hauptrolle. Man schneidet von den reifen Knollen die obersten Teile mit den Keimblättern ab und setzt diese Triebe in den Boden; nach ungefähr 4—5 Monaten können dann die ausgewachsenen Knollen geerntet werden.

*) Vergl. Wallace, Malay.-Archipel, I. Teil, pag. 247.

Süsse Kartoffeln, sogenannte Sweet potatoes, ein Windengewächs (Batatas edulis), werden vielfach, meistens an feuchten Stellen, angebaut. Man nimmt einfach nur Teile des rankenartigen Krautes und steckt dieselben in die Erde. Eine ganze Anzahl von Arten dieser Kartoffel sind mir von den Shortlands-Inseln bekannt. 2—3 Monate nach dem Auspflanzen kann geerntet werden. Die Sweet potatoes haben für den Europäer einen zweifachen Nutzen; erstens sind die Knollen ein gut schmeckender Ersatz für die europäische Kartoffel, und zweitens geben die jungen Blätter, richtig zubereitet, ein ganz vorzügliches, spinatartiges Gemüse.

Yams (Dioscorea alata), deren Knollen bis zur Reife gegen ein Jahr gebrauchen, werden nur an trockenen Stellen zwischen den Tarros angepflanzt, im grossen und ganzen jedoch wenig.

Mais, der den Insulanern wohl erst von den Europäern gebracht wurde, wird von den Schwarzen nur an einigen Orten in beschränkter Menge gezogen. Man isst ihn nur jung in Kolben, welche über Feuer geröstet werden.

Eine dünne Art Zuckerrohr wird überall, jedoch nur in beschränktem Masse, von den Leuten angepflanzt und nur als Leckerei gegessen. Bananen, deren eine Anzahl Arten auf diesen Inseln kultiviert werden, sind nebst Tarro die besten und für den Anbau ertragreichsten Pflanzen. Die jungen Triebe werden nur in den Boden gesteckt und beginnen schnell zu treiben. Die Zeit, in welcher die Triebe zu grossen Stauden heranwachsen und Früchte geben, ist sehr verschieden und schwankt zwischen 8—24 Wochen. Kokospalmen wurden immer angepflanzt, jedoch erst, seitdem der Handel mit Palmennusskernen resp. -Öl begonnen hat, werden von den Salomoniern mehr Plantagen dieser so reichen Ertrag spendenden Palmen angelegt. Der Hauptstandplatz dieser Palmenart ist der Strand; hier erreicht sie ihre grösste Höhe und Fruchtbarkeit, während sie im Inlande weniger gut gedeiht. Die Kokospalmen-Anpflanzungen verlangen so gut wie gar keine Pflege, nur wenn sie noch jung sind, muss 1—2 mal im Jahre das niedere Unterholz weggeschlagen oder weggebrannt werden.

Öl aus dem Kerne der Nuss zu gewinnen, haben die Eingeborenen ursprünglich wohl nicht verstanden, sondern von den europäischen Händlern gelernt; selbst heutigen Tages findet Öl kaum Verwendung in der inländischen Küche.

Betelpalme (Pinang) scheint auf diesen Inseln überall wild vorzukommen und wird nur ganz ausnahmsweise durch Auspflanzen kultiviert.

Tabak wird auf Bougainville und ganz wenig auf den Shortlands-Inseln angebaut, soll aber dort nicht heimisch gewesen, sondern von Arbeitern aus Samoa eingeführt worden sein. Die angebaute Sorte ist recht gut, doch verstehen die Wilden, wie schon erwähnt, das Fermentieren

nicht. Darum ist der fertige Tabak zum Rauchen für einen Weissen kaum geeignet.

Beim Einrichten der Gärten und Felder muss alles mit Hand anlegen, Männer, Weiber und Kinder. Hat der betreffende Mann Sklaven, so werden zu den gröbsten Arbeiten hauptsächlich diese herangezogen. Das Auspflanzen der Pflanzen wird jedoch nur von Weibern besorgt; ein Mann würde diese Arbeit für gegen seine Würde verstossend halten.

Der Eingeborene der Shortlands-Inseln lässt sich schwer bewegen, neue, von auswärts eingeführte Pflanzen anzubauen; er ist mit dem zufrieden, was er hat, obgleich der Boden und das Klima allen tropischen Gewächsen sehr günstig wären. Eine Ausnahme machen Zierpflanzen und Sträucher, von welchen eine ganze Anzahl nach den Salomonen gebracht und mit Vorliebe von den Eingeborenen gepflanzt worden sind. Die Tarro- und Bananen-Gärten, die Wege und die Umgebung des Hauses sind die hauptsächlichsten Standorte dieser Ziergewächse.

Man kennt keine bestimmten Zeiten, in welchen die Aussaaten stattfinden. Meistens wird der Boden in der trockenen Zeit reingemacht und bei einsetzendem Regen besät und bepflanzt; geerntet wird das ganze Jahr über. Das Klima, das ein recht feuchtes zu nennen ist, ist den Eingeborenen in dieser Hinsicht sehr günstig. Darum ist auch eine künstliche Bewässerung der Gärten oder Felder gänzlich unbekannt.

Der Ort, wo eine Plantage angelegt werden soll, richtet sich teilweise nach der Bodenbeschaffenheit, denn es wird nur auf gutem, kräftigem Humus gebaut; teilweise ist seine Wahl durch den Aberglauben der einzelnen bestimmt. So ist das häufige Vorkommen von Schlangen ein böses Vorzeichen, Stellen, wo Krokodile zu treffen sind, werden gemieden. Meistens wird man die Pflanzungen mitten im Walde finden, dort ist auch der Boden am ertragreichsten; auch einsame Inseln, die nicht weit von dem Heimatsdorfe abliegen, sind sehr beliebt. Man benutzt dieselbe Stelle zu einer zweiten Anpflanzung erst wieder nach Jahren. Der Ertrag, welchen man aus den Gärten und Feldern erzielt, ist als ein sehr guter zu bezeichnen, denn mit wenigen Tagen Arbeit kann der Wilde Nahrung für sich und die Seinen auf ein ganzes Jahr erhalten. Die Natur hat es den Leuten sehr leicht gemacht, und dies ist auch der Hauptgrund ihrer Faulheit.

Ganz bestimmt sind die Plantagen auf den Salomonen bei weitem nicht so sauber und sorgfältig angelegt wie auf Neu-Pommern; dort ist alles schön in Reih und Glied gepflanzt, während hier die Pflanzen, gerade wie es der Zufall bringt, eingesetzt sind, auch auf das Reinhalten von Unkraut wird so gut wie keine Mühe verwendet; man muss die Anlagen in beiden Gebieten gesehen haben, um ein Urteil fällen zu können.

Von Haustieren fand ich Hunde, Hühner und Schweine. Man verwendet sehr wenig Sorgfalt auf diese nützlichen Tiere. Sie müssen sich ihre Nahrung selbst suchen und zwar meistens im Walde, welcher ihnen auch Schutz gegen Wind und Regen bietet. Die Hunde sind kleine, unansehnliche, gelbliche Kläffer, die nicht bellen, sondern nur heulen, und wahrscheinlich eine eigene Rasse; man muss sie stets unter Aufsicht halten, da sie mit Vorliebe Hühner und Eier fressen, bei allzu grossem Hunger auch die jungen Schweine angreifen. Häufig sieht man auch verwilderte Hunde, die, zumal für die europäischen Ansiedlungen, zu grosser Plage werden können.

Die Eier der Hühner scheint man nicht zu essen, denn auf Befragen äusserten die Leute einen Widerwillen dagegen. Die Hühner sind eine kleine, zierliche, eigene Rasse. Interessant sind vor allem die Hähne, denn sie tragen den Schwanz ähnlich wie bei uns die unter dem Namen Pfauenschwanz bekannten Tauben.

Auch die Schweine scheinen eine eigene Rasse zu repräsentieren und sind erst in den letzten Jahren durch Kreuzungen mit australischen Tieren zu der jetzigen Hausrasse umgeändert worden. Alles weist darauf hin, dass Bougainville das Stammland der ursprünglichen Rasse ist; noch heutigen Tages werden bei allen sich bietenden Gelegenheiten Schweine von dieser grossen Insel nach den Shortlands importiert. Man hat eine eigene Art Muschelgeld, um damit in Bougainville Schweine zu kaufen; es ist das schon an anderer Stelle genannte Mauwai. Man kennt das Verschneiden (Castrieren) der Schweine, hat jedoch, glaube ich, diese Sitte erst von den Europäern übernommen.

Wenn man nun noch Kakadus und bunte Loris, die in beinahe jedem Hause gehalten werden, zu den Haustieren rechnet, so hat man alles, was zu dem tierischen Besitzstande eines Shortlands-Insulaners zählt.

Die Nahrung der Eingeborenen ist in erster Linie eine vegetarische. Zu den in den Plantagen gezogenen Gemüsen und Knollengewächsen kommen noch einige hinzu, die der tropische Wald bietet. Die jungen Blätter eines Farnbaumes geben eine sehr gute, schmackhafte Speise, welche Ähnlichkeit mit unserem europäischen Grünkohl besitzt. Die Blätter der Sweet potatoes geben ein spinatartiges Gemüse, welches die Wilden mit Vorliebe zusammen mit Fisch oder Schweinefleisch kochen. Ein weiteres, sehr geschätztes Gericht wird von den Blättern eines kleinen Urwaldbaumes (Obia) zubereitet, doch nur selten kann sich der Insulaner dieses Genusses erfreuen, da der Baum nicht häufig zu finden ist. Auch einige Wurzeln von Staudengewächsen des Urwaldes geben gute Nahrungsmittel. So benutzt man die Wurzeln der unter den Namen Bibilung und Mecotana bei den Shortlands-Insulanern bekannten Staudengewächse. Mehrere Pilzarten finden ebenfalls in der inländischen Küche Verwendung. Essbare Früchte bietet natürlich der so reiche tropische Wald auch; Inu,

Kaluei, Tahati sind inländische Bezeichnungen für grosse, fruchttragende Bäume. Führt man nun noch Kokos- und Sagopalmen als Hauptnahrungsmittel-Lieferanten mit an, so muss man anerkennen, dass der Wilde reichlich mit vegetabilischen Nahrungsmitteln versehen ist.

Zur Fleischnahrung wird vor allem dasjenige verwendet, was der Fischfang und die bei Ebbe trockenen Riffe bieten. Der Fischfang wird auf verschiedene Arten betrieben. Wie schon erwähnt, hat man kleine Schöpfnetze (Figur 36), grosse Abstellnetze, Angelschnüre namens Kinia und Haken für Schleif- und Tiefseefang. Früher wurden die Angelhaken aus Schildpatt, Perlmutter und Holz angefertigt; heute sind diese inländischen Erzeugnisse wie auch die Angelschnuren von dem europäischen Materiale verdrängt. Man kennt auch eine Tiefseefischerei mit Angeln, denn ich konnte von den Leuten verschiedene Angelbeschwerer aus Stein, Pottwalzahn (Bau) und neuerdings aus Eisen erwerben. Ferner verwendet man leichte Bogen und Pfeile, die jedoch meistens nur von den Knaben benutzt werden, und 4 bis 8zinkige Lanzen (vergl. Fig. 41a) zum Fischschiessen und -stechen.

Auch das Vergiften der Fische kennt man, wozu man hauptsächlich 2 Pflanzenstoffe nimmt, die Gift enthalten. Der eine Stoff wird durch Zerreiben einer grossen, viereckigen Frucht, der andere (durch Zerschlagen) aus einer Schlingpflanze (Bure) gewonnen. Man streut die Gifte in engen Buchten und Kanälen in das Wasser, wodurch die Fische, welche die Stoffe fressen, betäubt werden, sodass man sie leicht fangen kann.

Am liebsten wird allen Seetieren des Abends und in der Nacht auf den bei Ebbezeit trockenen Riffen nachgestellt, oder indem man in kleinen Kanus auf den seichten Stellen umherfährt.

Bei beiden Gelegenheiten bedient man sich der aus Anaga-Harz, welches ähnlich wie Anis riecht, gefertigten Fackeln; der harzspendende Baum heisst Kamale. Da der Insulaner alles, was er Lebendes auf dem Riff findet, gebrauchen kann, so ist die nächtliche Ausbeute meistens eine recht gute. Häufig, wenn man in der Nähe von Eingeborenen-Ansiedlungen ist, gewähren die Riffe bei Nacht einen interessanten Anblick, denn eine Menge brennender Fackeln bewegen sich wie Irrlichter in der Dunkelheit hin und her.

Die Schildkröten und deren Eier werden natürlich ebenfalls in der inländischen Küche verwendet. Weiter werden zu bestimmten Zeiten Schweine, Hunde und Hühner gegessen.

Die Jagd, von welcher der Eingeborene nur wenig versteht, liefert nur wenige Tiere. Hier sind alle Vogelarten, 1 oder 2 Cuscusarten, Wildschweine und mehrere rattenähnliche Tiere zu nennen. Heutigen Tages wird dem Wilde am liebsten mit europäischen Waffen nachgestellt, und dasselbe nur noch selten mit Bogen und Pfeil geschossen oder in Fallen

gefangen. Ich fand wenigstens auf den Shortlands-Inseln niemals die im Bismarck-Archipel so verrufenen Schweinefallen.

Die Zubereitung der Nahrungsmittel ist natürlich eine recht einfache und meistens auch recht unsaubere. Teils wird in Töpfen, teils aber auch mit heissen Steinen in Gruben und in heisser Asche gekocht. In Gruben werden die Speisen im allgemeinen nur bei grossen Festlichkeiten zubereitet, wogegen man die tägliche Kost in Töpfen und in heisser Asche herrichtet. Auffallend ist, dass man Salz garnicht kennt; zum Würzen der Speisen wird hin und wieder Seewasser verwendet. Aus Tarro, vermischt mit geriebenen Kokosnusskernen, wird die beliebte Fakalolo bereitet; die Tarroknollen werden in dem Fakalolo-Stampfer (Tagoro genannt, vergleiche Figur 22), nachdem sie gar gekocht sind, zerstossen. Fakalolo wird häufig in Blätter gewickelt als Reisenahrung auf den langen Kanufahrten mitgenommen.



Fig. 28 a.
Kokosnuss-Schaber.

Aus Pilzen, die bei nassem Wetter auf den umgefallenen Sagopalmenstämmen wachsen, wird eine bei allen Eingeborenen sehr beliebte Suppe gekocht, welcher man eine bestimmte Heilkraft bei Magenbeschwerden zuschreibt.

Küchengerät ist nur sehr wenig vorhanden. Der Fakalolo-Stampfer, die Töpfe, die grossen Körbe und Wasserflaschen sind das beste und am meisten gebräuchlichste. Hierzu kommen noch primitive Kokosnussöffner aus einem harten Stücke Holz, Kokosnuss-Schaber, Bambusstücke zum Wasserschöpfen und löffelartige Stücke Perlmuttermuscheln zum essen breiiger Speisen und zum auskratzen der jungen Kokosnüsse. Der Kokosnuss-Schaber (Fig. 28a) ist ähnlich dem in malayischen Ländern gebräuchlichen Instrumente. Er besteht aus einem längeren Stücke Holz, an dessen schmalem Ende sich eine scharfkantige und scharfrissige Muschel befindet; letztere wird in neuerer Zeit durch ein gezacktes Stück Eisen ersetzt. Das ganze Instrument wird auf einen Stein oder ein Stück Holz gelegt. Die Person, welche den Schaber benützen will, setzt sich auf das breitere Ende des letzteren, nimmt alsdann eine halbierte, noch mit Kern versehene Kokosnuss in beide Hände und schabt über der Muschel oder dem Eisen den Kern heraus; ein Blatt, ein Korb oder eine Matte fängt die abgeschabten Späne auf (Fig. 28b). Der Schaber wird Kusisi genannt.

Berauschende einheimische Getränke kennt man auf den Shortlands-Inseln nicht, weder Palmenwein noch Kawa, doch wird bei Gelegenheit ganz gern ein kräftiger Schluck Schnaps genommen.

Die Menge von Nahrung, welche eine einzelne Person benötigt, ist für gewöhnlich nicht gross. Nimmt man an, dass ein Mann mit zwei Mahlzeiten am Tage zufrieden ist, so genügen für jede Mahlzeit je 5 bis 6 Bananen, je 1—2 Tarroknollen, je 5—10 Sweet potatoes, je 1—1½ kleinere Yams, je 3—4 Kokosnüsse oder je 1—2 Pfd. Sagomehl. Rechnet man alles zusammen, so wird der monatliche Verbrauch, in Geld umgesetzt, für eine einzelne Person etwas über 4 Mark betragen. Bei bestimmten Gelegenheiten, bei Festen, und wenn Überfluss herrscht, giebt sich der Wilde jedoch



Fig. 28 b. Mann mit Kokosnuss-Schaber.

auch der Völlerei hin und kann dann ganz enorme Qantitäten von Nahrungsmitteln verzehren, doch sind diese Ausnahmen recht selten, im grossen und ganzen ist der Shortlands-Eingeborene mässig.

---

Das Haus des Shortlands-Insulaners ist recht primitiv. Alles Material wird aus dem Walde genommen. Auf einem sehr leichten Gerüste von Stangen und Balken ruht das Dach. Wände und Dachbekleidung bestehen aus den Blättern der Sagopalme, aus dem sogenannten Atap. Verschiedentlich wende ich den Ausdruck Atap an und will darum hier

eine kurze Erklärung geben. Atap — das Wort stammt aus der malayischen Sprache und ist auf den Salomonen nur bei den von Westen gekommenen Europäern gebräuchlich — sind Matten, die aus Palmenblättern gefertigt werden. Am liebsten werden die breiten und kräftigen Fiedern der Sagopalme genommen. Bei der Herstellung der Matten nimmt man einen 2—2½ m langen, flachen Stab, der aus der Rinde des wilden Pinangbaumes gefertigt ist, und legt um diesen die in der Mitte geknickten Blattfiedern so wie es Fig. 81 zeigt. Um den aneinander gereihten Blattfiedern Zusammenhalt zu geben, werden sie dicht an dem Pinangstabe zusammengenäht. Bei dem Zusammennähen, wozu man feingespaltenes spanisches Rohr nimmt, werden Durchstecher, wie sie in Fig. 80 aus Isabell abgebildet sind, angewendet. Man durchsticht die Blätter und schiebt dann auf dem steckengebliebenen Stecher das spanische Rohr durch. Die fertig gestellten Atap-Matten lässt man trocknen, wodurch sie eine schöne braune Farbe erhalten, und verwendet sie erst dann zum Dachdecken und zur Bekleidung der Häuserwände.

Die Muster für die Wohnhäuser sind nicht sehr verschieden; meistens sind sie 6—9 m lang, 3—5 m breit und in der Mitte 3—4 m, an den Längsseitenwänden jedoch nur 1—2 m hoch. Das Dach hängt an den Längsseiten etwas über. Vor beinahe jedem Hause befindet sich an einer der Kopfseiten eine kleine, überdeckte Veranda, wo viele der häuslichen Arbeiten verrichtet werden. Luft und Licht erhält der Innenraum nur durch 2 Türen, die sich an den Kopfenden des Hauses befinden. An den Längsseiten sind im Innern auf erhöhten Gestellen die Schlafstätten der Bewohner angebracht; hat ein Mann mehrere Frauen, so muss für jede eine besondere, abgetrennte Schlafstelle vorhanden sein. Der Mittelraum muss als Gang, der durch das ganze Haus geht, frei bleiben. In jeder Schlafabteilung, meistens unter der Schlafstelle selbst, unterhält man des Nachts ein zwar nur gelindes, aber stark rauchendes Feuer, um die lästigen Moskitos und Sandfliegen abzuhalten und um auch warm zu schlafen. Beim Schlafen benutzt man als Unterlage eine aus Kokospalmenblättern roh geflochtene Matte, zum Zudecken dienen aus Pandanus genähte Matten, Sarara oder Sararang genannt, die ich schon an anderer Stelle schilderte.

Nur in dem Dorfe Paramatta und später in Maliai sah ich besser gebaute Hütten; dort schien man mehr die von den Europäern eingeführte Bauart angenommen zu haben.

Von Herdvorrichtungen kann man kaum sprechen, denn man kocht ausserhalb des Hauses. Kocht man in Töpfen, so werden mehrere grössere Steine zusammengelegt, zwischen welchen man das Feuer für den darauf stehenden Topf anzündet. Oft wird auch nach Süd-See-Art in Gruben und mit heissen Steinen gekocht. Knollengewächse und Fische legt man einfach in die heisse Asche.

Sicher kann man die Wohnhäuser der Wilden keine gesunden nennen, denn alle Feuchtigkeit, alle schlechte Luft bleibt in den Häusern, und da die meisten noch dazu recht baufällig und dem Einsturze nahe sind, bieten sie demzufolge wenig Schutz gegen Wind und Wetter. Erkältungen und heftige Fieber sind darum auch nicht selten.

Besondere Rechte auf ein Stück Land oder Wald kennt man in unserem europäischen Sinne nicht. Einzelne kleine Inseln gehören zwar besonderen Häuptlingen, das Land als Gesamtheit gehört jedoch der Bevölkerung eines ganzen Distriktes. Jeder hat das Recht, sich im Walde eine Stelle, die natürlich nicht tabu sein darf, auszuwählen und dort eine Plantage anzulegen. Durch die Anlage von Plantagen erhält der Mann, die Familie zwar Eigentumsrecht, aber nur für so lange, als auf dem Flecke Pflanzen angebaut werden, resp. solche dort vorhanden sind. So sind Kokospalmen-Anpflanzungen erblich und bleiben häufig für lange Zeit in einer Familie. Jede Kokospalme hat ihren Besitzer und wird von diesem ausgenutzt. Häuptlinge und Familienväter schenken ihren Stammesgenossen, ihren Kindern mit Vorliebe einige Kokospalmen. So kommt es, dass oft schon kleine Kinder Besitzer von mehreren Hundert oder Tausend Kokospalmen sind, oder auch, dass oft eine ganze Anzahl von Personen Rechte an eine Anpflanzung hat. Gerade die Verletzung dieses Eigentumsrechtes führt häufig zu langen Kämpfen und Fehden.

Ein weiteres Recht an einen bestimmten Ort kommt bei den Sagopalmen-Beständen in Frage; auch hier scheint jeder einzelne Baum seinen Besitzer zu haben. Wie das Eigentumsrecht erworben wird, liess sich nicht in Erfahrung bringen.

Auch bei dem Fischfang und Schildkrötenfang müssen besondere Vorrechte einzelner an bestimmte Stellen anerkannt werden, denn verschiedentlich wurde mir ein im Meere befindliches Riff, eine Felseninsel, als Eigentum einer bestimmten Person genannt, doch immer nur in Verbindung mit dem Fange von Fischen und Schildkröten.

Das Besitzrecht eines einzelnen an ein Stück Land scheint, wenn keine Anpflanzungen mehr vorhanden sind, zu erlöschen, während die Rechte einer Dorfbevölkerung, einer ganzen Sippe, an einen Distrikt nicht zu verfallen scheinen. Ich muss dieses letztere aus folgenden Umständen schliessen. Die Eingeborenen verlassen nicht selten aus Aberglauben alle zusammen ihre Ansiedlung, um an einer anderen Stelle ein Dorf neu zu gründen. Sie erklärten mir nicht nur einmal, sondern verschiedentlich, dass die Gegend des alten Dorfes Eigentum ihrer Gemeinde sei; obgleich ich sie darauf aufmerksam machte, dass die alte Ansiedlung für sie doch gar keinen Wert hätte, da sie aus Furcht dieselbe meistens nicht mehr beträten, blieben sie doch dabei, dass sie ein Teil des Stammesbesitzes wäre.

Die Bewohner der Shortlands-Inseln sind in der Anfertigung von Flechtereien, Holzarbeiten und Schmucksachen nicht ungeschickt, wennschon nicht unerwähnt bleiben soll, dass sie ihren Nachbarn in Choiseul, Bougainville und teilweise in Neu-Georgien in allen Kunstfertigkeiten nachstehen. Der Hauptgrund hierfür ist wohl in der Faulheit der Leute zu suchen, denn durch den Reichtum an Kokosnusspalmen gelangen sie in den Besitz von Kopra und dadurch wieder erhalten sie viele wertvolle Handelsgegenstände, wodurch es ihnen leicht wird, von den anderen Insulanern dasjenige einzutauschen, was sie gerne haben wollen; so werden Lanzen, Bogen und Pfeile z. B. von Bougainville eingetauscht.



Fig. 29. Holzbearbeitung.

In Bearbeitung von Holz sind die Shortlands-Insulaner recht geschickt, denn man darf hierbei nicht vergessen, dass die zur Verwendung kommenden Instrumente immerhin sehr primitiv sind. Waren es in vergangenen Tagen Muschel- und Steinmesser, Stein- und Muschelbeile, die zum arbeiten benutzt wurden, so sind es heutigen Tages europäische Messer, Beile, Bohrer und Hobeleisen, die verwendet werden. Zum Abreiben werden bestimmte rauhe Blätter (Pota, von Ficus politoria?) und zum Polieren Schweine- oder Pottwalzähne benutzt.

Zu den Werkzeugen will ich nur bemerken, dass die Hobeleisen an einem Stück Holz ganz so wie in malayischen Ländern befestigt werden, und auch ihre Anwendung eine gleiche ist. (Fig. 29.)

Gross war die Sammlung von Holzarbeiten, die ich während meines Aufenthaltes auf den Shortlands-Inseln erwerben konnte; gross war auch die Mannigfaltigkeit, sowohl was die äussere Form als auch den Zweck der verschiedenen Gegenstände anlangte. Ich will hier nur auf die verschiedenen Herstellungsarten näher eingehen, denn der Zweck der verschiedenen Gegenstände ist an anderen Stellen geschildert.

Zunächst sind hier die Kanus zu nennen. Die Planken werden aus

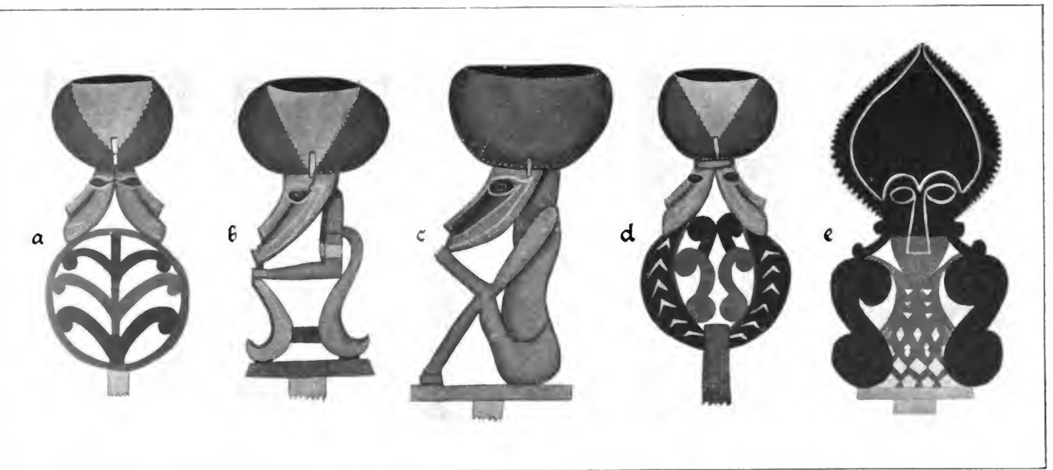
dem vollen Stamme herausgehauen und dann mit dem Hobeleisen-Instrument (Biriku genannt) bis zur gewünschten Stärke und Glätte bearbeitet. Die Steven, die in die Kanus eingesetzt werden, sind häufig auch verziert, zumal die, welche dicht am Vorder- und Hinterende sitzen. Man schneidet diese Steven aus einem ganzen, vollen Stück Holz und schnitzt die Figuren erst dann aus. Über die weitere Herstellung der Kanus habe ich mich schon an anderer Stelle ausgesprochen. Ich will hier nur noch die Herstellung der Kanuschnabel-Verzierungen schildern. Man hat die verschiedensten Muster. Auf Tafel 8 sind die auffallendsten und am häufigsten wiederkehrenden abgebildet. Immer ist es die menschliche Figur, welche als Modell gedient hat; freilich wird häufig nur das Gesicht verwendet. Die turbanähnliche Haartracht bei a-d wird vielfach von einer Kokosnuss, welche auf die Figur aufgesetzt ist, gebildet, das übrige ist jedoch aus einem Stücke Holz geschnitten. Für diese Kanu-Figuren, die alle Beko heissen, werden nur harte Hölzer verwendet, da sie längere Zeit Wind und Wetter Stand halten sollen. Ihre Höhe schwankt zwischen 10—50 cm. Die Grösse richtet sich nach der des Kanus. Es ist sicher bewundernswert, mit wie vieler Mühe und Arbeit Stücke, wie sie Taf. 8a oder e darstellt, ausgeschnitten werden.



Fig. 30. Hausgötze.

Die Darstellung der menschlichen Figur wiederholt sich bei den Holzarbeiten vielfach. Beispiele zeigen Taf. 3, Fig. 21 und Fig. 42a. Auch bei dem Haus- und Netzzauber wird die menschliche Figur als Modell genommen (Fig. 30). Doch nicht allein die menschliche Figur, auch andere lebende Wesen werden in Holz nachgeahmt. Man versteht es ganz gut, Vögel, (wie sie in Fig. 61 von Wella-La-Wella abgebildet sind), Frösche, Hunde, Cuscus und Krokodile nachzubilden. So konnte ich zwei sehr gute Nachahmungen von Hunden erwerben. Die Beine, der Schwanz und die Ohren waren sogar abnehmbar; die letzteren waren aus Bambus.

Die Bemalung dieser vorerwähnten Holzarbeiten erfolgt nach Fertigstellung der Arbeit. Eine andere Sorte, die aus flachen Stücken Holz besteht, wird vor der Bearbeitung mit schwarzer Farbe oder durch Feuer gefärbt, dann schneidet man die weissen Figuren mit dem Messer heraus. Bei vielen Holzarbeiten kommen aber die vorerwähnten Modelle nicht in Anwendung, da fertigt der Künstler ganz nach seiner eigenen Phantasie




Tafel 8. Kanuschnabel-Ornamente von den Shortlands-Inseln. (1/5 Grösse.)

einen Gegenstand und ein Muster. Meistens sind diese Gegenstände solche, die keinen bestimmten Zweck haben, die nur als Spielerei hergestellt werden. Selten wird hierzu hartes Holz gewählt, da dieses ja auch keinen Zweck haben würde, denn der Gegenstand ist nur für den Augenblick bestimmt.

Weiter wären von Holzarbeiten die grossen Holztrommeln, deren Herstellung ich noch genauer erwähne, die Haken zum Aufhängen von Gegenständen in den Häusern, Tarro- oder Fakololo-Stampfer (Tagoro genannt), Betelnuss-Stampfer, Ruder, Beilstiele und Pfeile zu nennen. Alle diese Gegenstände sind abgebildet, und es ist darum nicht nötig, sie näher zu beschreiben. Nicht unerwähnt mag bleiben, dass in neuerer Zeit die sämtlichen Holzarbeiten auf den Shortlands-Inseln nicht schöner, sondern trotz der besseren Instrumente schlechter gearbeitet werden als in früheren Zeiten.

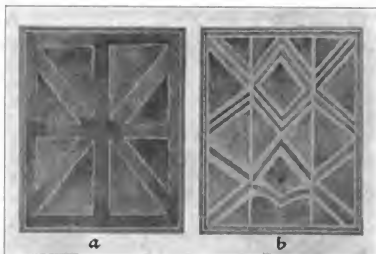


Fig. 31 a, b. Muster von Perltanzschurzen.

Sehr geschickt sind die Weiber im anfertigen von Tanzschurzen. Früher wurden diese aus Muschelgeld gearbeitet und waren sehr wertvoll; der Besitz eines solchen Schurzes verlieh Ansehen und Macht. Heute werden solche Schurze nicht mehr angefertigt und sind demnach recht selten, nur 3 befanden sich noch im Besitze der Eingeborenen, als ich auf den Shortlands war. Es gelang mir nicht, einen von diesen drei zu erwerben, da ich den geforderten Preis, ein Gewehr, nicht zahlen durfte. Einige Zeit darauf tauschte der Graf Festetics, der mit seiner Frau auf der Segeljacht Tolna die Inseln besuchte, gegen 1 oder 2 Gewehre einen der Muschelschurze ein. Heutigen Tages werden von den Shortlands-Weibern aus europäischen Glasperlen ähnliche Tanzschurze (Fig. 32) hergestellt. Als Faden benutzt man die Faser der Liane Abesoli; es ist streng verboten, europäischen Zwirn zu verwenden, und auch mit Recht, denn die Lianenfaser hält Feuchtigkeit und Hitze sehr gut aus, während der Zwirn seine Haltbarkeit schon nach wenigen Monaten verlieren würde. Hauptsächlich weisse, rote und blaue Perlen werden zu diesen Tanzschurzen verwendet; die Muster erinnern mehr oder weniger an die Farbenzusammenstellung der englischen Flagge (Fig. 31 a, b).

Die Anfertigung, eine Knüpfarbeit, ist recht mühsam und nimmt längere Zeit in Anspruch. Dieses ist wohl auch der Hauptgrund, dass man solche Perlgehänge von den Eingeborenen nur schwer erstehen kann. Je nachdem der Mann reich oder arm ist, wird er einen mehr oder weniger grossen Schurz von seinem Weibe anfertigen lassen. Ich habe solche von 20 cm Breite und 25 cm Länge, welch letztere durch den freihängenden Perlansatz um das doppelte und mehr, auf 50—75 cm, erhöht wurde, nach Europa gesendet. Die äussere Form ist beinahe immer dieselbe, ein Viereck, in welchem die Muster angebracht sind; unten befinden sich über die ganze Breite dicht aneinander genau gemusterte, freihängende Schnüre von je einer Perlreihe, am oberen Teile sind zwei Bänder zum Tragen des Ganzen angebracht. Beim Tanzen wird der Schurz auf dem Rücken getragen; meistens sind es die Weiber, welche bei festlichen Gelegenheiten mit diesem Schmucke behangen werden.



Fig. 32. Frau mit Perltanzschurz.

Weiter werden auch aus kleinen europäischen Perlen Arm- und Halsbänder (Kekebe — Perle) gefertigt, doch findet man diese nur ganz selten in Gebrauch.

Nicht ungeschickt ist man in der Herstellung von Amuletten (Figur 33a, b, vergleiche auch Figur 34). Hauptsächlich werden Conus-Durchschnitte (Conus millepunctatus) dazu verwendet. Man schneidet mit Messern oder auch mit scharfen Muscheln die verschiedenen Formen aus, doch erreichen diese Amulette die von Rubiana bei weitem nicht an Sauberkeit und Grösse.

Aus Schildpatt liebt man es, Fingerringe (Burei, wohl gleich Schildkröte, genannt) zu schneiden, doch glaube ich, dass dies keine inländische Gewohnheit war, sondern den Europäern nachgeahmt wurde, denn das Einlegen von Steinen, Perlmutter oder Metall in die Ringe lässt beinahe mit Sicherheit darauf schliessen.

Die Haare, welche auf den Shortlands nicht mit Kalk weiss gefärbt werden, verziert der Wilde mit Kämmen (Sopi genannt). Diese sind oft wirkliche, kleine Kunstwerke. Der Kamm selbst wird aus Bambus gefertigt, 4—6 Zacken von ca. 10 cm Länge befinden sich an demselben, er ist nur schmal, höchstens 3 cm breit. An dem Kamme befindet sich alsdann ein weiteres, krumm gebogenes Stück Bambus, das meistens mit zierlichen Flechtereien in Gelb, Rot, selten in Schwarz umsponnen ist. Am obersten Ende ist eine aus Holz geschnittene, kleine, kauernde menschliche Figur angebracht, die häufig noch ausserdem mit Farbe verziert ist. Der ganze Kamm ist ca. 25 cm lang und wird in der Regel nur von den Männern getragen (Figur 34).

Stirnbänder von weissen Ovulum-Muscheln findet man auf den Shortlands-Inseln hin und wieder, doch scheint diese Sitte nur auf den grösseren Inseln Bougainville, Choiseul, Isabell etc. heimisch zu sein.

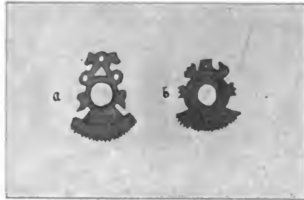


Fig. 33 a, b. Amulette (Omitei) von den Shortlands-Inseln. (1/2 nat. Grösse.)

Von Ohrschmuck fand ich bei den Leuten nur wenig; die Ohrlöcher werden zwar hin und wieder sehr erweitert, doch trägt man nicht die grossen Holzplatten wie in Rubiana. In den Ohrlappenlöchern werden kleine Ringe aus Schildpatt (Bera-Bera), 20—30 Stück aneinander gereiht, getragen. Herabhängende Ohrverzierungen, Sirihelli genannt, fand ich nur einmal; der Ohrring bestand aus einem halbmondähnlichen Stücke Schildpatt, das mit einer kleinen Perlschnur an dem herabhängenden Ohrläppchen befestigt war (vergl. Fig. 62 c).

Auch Nasenschmuck findet man bei den Shortlands-Insulanern jetzt nicht, obgleich vielfach das Septum durchbohrt ist. In Bougainville ist dagegen, wie bereits erwähnt, Nasenschmuck recht gebräuchlich.

Halsbänder sind in den verschiedensten Formen beliebt. Die am meisten geschätzte und demnach auch am häufigsten zu findende Art (Kasisi) ist ein Baststreifen, auf welchem eine grosse Anzahl von kleinen, weissen, aus Muscheln gefertigten Ringen, dachziegelartig übereinander liegend, aufgenäht ist. Ferner sind aus buntem Bast geflochtene, 2—3 cm breite Streifen vor allem bei den angesehenen Männern als Schmuck zu finden. Auch aus Muschelgeld zusammengestellte Halsbänder findet man nicht selten. Leider werden gerade diese Schmucksachen in neuerer Zeit von europäischen Perlschnüren sehr verdrängt.

Armverzierungen trägt jeder Mann, doch fand ich nur die eine schon von Bougainville bekannte Form häufiger, nämlich die aus buntem Bast gearbeiteten Oberarmringe (vergl. Fig. 70). Heutigen Tages werden diese Bastringe nicht mehr auf den Shortlands-Inseln angefertigt, sondern von Bougainville und Choiseul eingeführt. Die Abwechselung der Muster, welche bei diesen Bastringen in Betracht kommen, ist recht gering, ich konnte trotz der grossen Anzahl, die ich kaufte, nur 3 verschiedene Muster feststellen. Ausserdem werden dünne Armringe, welche von den Händlern aus Rubiana eingeführt wurden, gerne getragen. Ebenso findet man bei den Wohlhabenderen auf den Shortlands-Inseln und auf Bougainville häufig Armringe aus Porzellan (vergl. Fig. 58), die aus Europa importiert sind.



Fig. 34. Shortlands-Insulaner mit Sonnenschutz, Brustamulett (aus Conus) und Haarkamm.

Bänder aus Bast und Rotang, neuerdings aus Zeug, werden häufig unterhalb des Knies getragen, doch sind sie ohne alle Verzierung nur aus dem Rohmateriale genäht.

Die männliche Kleidung war früher, wenn eine solche überhaupt getragen wurde, höchst primitiv. Sie bestand nur aus einem schmalen Streifen Tapa, Pogab genannt, der um die Hüften geschlungen war und vorn und hinten herabhing. Die Tapa, ein zeugartiges Bastprodukt, wird aus der Rinde hauptsächlich des Brotfrucht- und Papiermaulbeerbaumes bereitet. Ihre Herstellung geschieht auf folgende Weise. Man nimmt nicht zu starke Stämme und zieht die äusserste Rinde ab, sodass der darunter liegende, weissliche Bast zu Tage kommt. Hierauf wird der Bast mit Schlägeln, welche aus besonderem Holze gefertigt sind, solange geklopft, bis er sich vom Stamme ablöst. Nachdem man die gewünschte Länge abgeklopft hat, wird der röhrenartig über dem Stamme liegende Bast abgeschnitten und durch einen Längsschnitt aufgetrennt. Das so gewonnene Stück Tapa wird durch erneutes Klopfen und Anfeuchten noch weiter ausgedehnt, um dann, in Streifen zerteilt, für die schon mehrfach genannten Tjedakos verwendet zu werden. Die Behandlung der Tapa ist auf den Salomo-Inseln bei weitem nicht so

sorgfältig und kunstfertig als in Samoa, oder wie ich sie an der Ostküste von Celebes kennen lernte.

Die Frauen tragen einen an langen Stäben befestigten Pflanzenbüschel, der durch einen Leibgürtel gehalten wird, um ihre Scham zu bedecken. Auf diese Schambüschel, Bassa genannt, wird von den Weibern viele Sorgfalt verwendet. Das Gras oder die Blätter dürfen nur von bestimmten Pflanzen (Masinai) genommen werden; der Stab, an welchem sich das Bündel befindet, ist schön mit Flechtereien verziert. Auch darf er nicht aus einem Stücke Rohr oder Holz gefertigt sein, sondern nur aus den getrockneten Rippen der Sagopalmenblätter. Am oberen Ende müssen die Enden dieser Rippen frei aus dem Leibgurt (Fig. 35) hervorragen. Ich war schon recht lange auf den Shortlands-Inseln und hatte viele Mühe und Überredung angewendet, um für meine ethnographische Sammlung einen solchen Schambüschel zu erlangen, ehe es mir gelang, in Besitz desselben zu kommen. Dieselben sowie die Pflanzen, aus welchen sie bestehen, sind nämlich tabu. Es war die Lieblingsfrau (vergl. Fig. 51) des verstorbenen Königs Gorei, die endlich auf vieles Zureden sich bewegen liess, mir einige dieser Kleidungsstücke zu bringen. Offen durfte sie es jedoch nicht tun, deshalb kam sie auch in der Nacht, und ich musste die Gegenstände in ihrer Gegenwart fest verpacken und in meine Kiste legen, auch musste ich ihr fest versprechen, die Büschel keinem Shortlands-Manne zu zeigen. Dass sie sich für ihre Lieferung gut bezahlen liess, war natürlich selbstverständlich. Möchten doch unsere Museums-Ethnographen, deren Trachten hauptsächlich nach grossen, schönen, in die Augen springenden Schnitzereien steht, auch diese kleineren Sachen nach ihrem vollen Werte schätzen lernen; möchten sie endlich erkennen, dass der Reisende, welcher versucht, solche Tabu-Gegenstände zu erwerben, sein Leben und seine ganzen Reiseziele aufs Spiel setzt!



Fig. 35.
Frau mit Schambüschel, darüber Laba-Laba.

Die Leibgurte, namens Tugu, die zu dieser Weiberkleidung gehören, werden in jetziger Zeit immer seltener getragen, meistens tritt an Stelle derselben ein Baststück oder eine Schnur. Die Gurte sind gegen 10 cm breit und 50—60 cm lang, sie sind sehr dauerhaft aus Bast geflochten und mit den verschiedensten Mustern versehen. An den Enden befinden sich Bastschnüre zum Festbinden des Gürtels. Häufig werden noch bunte Zeugstreifen durch diese Gurte geflochten.

Durch die Handelsbeziehungen haben die Eingeborenen natürlich auch die billigen Kattune erhalten, und dieselben werden heutigen Tages von Mann und Weib zum Teil noch über die ursprüngliche Kleidung in der Form von Lendentüchern, die in der Süd-See unter dem Namen Laba-Laba bekannt sind, getragen. Woher der Ausdruck Laba-Laba stammt, kann ich nicht angeben, möglicherweise hängt er mit dem malayischen Worte lawa = Spinne (Spinnegewebe) zusammen und würde dann anzeigen, dass Worte der malayischen Sprache bis zu den Inseln des stillen Ozeans vorgedrungen sind. Die Tanzkleidung habe ich schon an anderer Stelle ausführlich erwähnt.

---

Flechtereien werden, wie schon öfters erwähnt bei den verschiedensten Gegenständen in Anwendung gebracht. Beutel, Taschen und Sonnenschützer wären hier noch zu nennen. Die beiden ersteren hat man in den verschiedensten Grössen und Formen, doch ist die rundliche Gestalt vorherrschend. Meistens sind die Flechtereien einfarbig braun oder naturfarben, nur ganz ausnahmsweise findet man solche, die aus rotgefärbten Streifen gefertigt sind. Als Material für die provisorischen Körbe und Taschen, wie sie zum Einholen von Feldfrüchten dienen, werden grüne Kokosnussblätter verwendet.

Als weitere Flechtarbeiten müsste man hier auch die grossen Körbe Rutagan von Choiseul anführen, denn wahrscheinlich wurden sie in früheren Zeiten auch auf den Shortlands-Inseln angefertigt. Um dünnes spanisches Rohr als Einlage wird das Geflecht gelegt. Das Material zu demselben wird von einer Liane gewonnen und ist sehr dauerhaft. Wie ich schon an anderer Stelle erwähnte, werden diese Körbe oft so fest geflochten, dass man Wasser darin aufbewahren kann.

Zwei verschiedene Formen scheinen besonders beliebt zu sein, die eine ist in Fig. 11 a abgebildet. Interessant ist, dass der Henkel nicht gleich mit eingeflochten, sondern erst, nachdem der Korb fertig ist, von innen angesetzt wird. Bei der anderen Form (vergl. Fig. 11 b) ist das Flechtwerk genau dasselbe wie bei der ersteren. Henkel haben diese Körbe aber nicht, sondern am oberen Ende sind längliche Löcher offen gelassen worden, die zum Eingreifen der Hände dienen.

Für feinere Körbe und Taschen nimmt man die gespaltenen, mit Wasser behandelten Blätter der Kokosnuss- und Sagopalme, auch die von den Pandanaceen. Das Material wird über ein in Spiralen gelegtes Stück spanisches Rohr geflochten, und in bestimmten Abständen werden rote Streifen eingelegt. Die meisten solcher Körbe besitzen birnenförmige Gestalt und sind durch Deckel verschliessbar (vergl. Fig. 11 c). Besonderes

Geschick in der Anfertigung zierlicher Körbe bewies der Häuptling Kupana auf Paramatta.

Ferner müssen hier die verschiedenen Verzierungen, die an Lanzen, Pfeilen und Bogen und an den Kanus angebracht werden, genannt werden. Früher wurden diese Verzierungen auf den Shortlands-Inseln selbst hergestellt. Heutigen Tages macht man sich die Sache bequemer, denn man importiert diese Gegenstände von Bougainville. Das Gleiche geschieht auch mit den in Rot, Gelb und Schwarz gehaltenen bunten Armbändern; auch sie sind ein Importartikel von Bougainville. Erwähnen muss ich hier auch noch die breiten Leibgurte Tuga, welche ebenfalls Flechtarbeit sind. Meistens scheint die Flechterei von den Frauen ausgeübt zu werden, die ja wie überall bei den unzivilisierten Völkern die Arbeitenden sind. Es würde zu weit führen, wollte ich alle verschiedenen Flechtmuster, die in Frage kommen, und die ich zu beobachten Gelegenheit hatte, beschreiben; ich will nur kurz erwähnen, dass man, wenn man auch bestimmt wiederkehrende Motive bei allen gleichartigen Gegenständen feststellen kann, doch nicht zwei gleiche Körbe, Taschen oder Baststücke finden wird. Die grösste Gleichartigkeit herrscht noch bei den Flechtereien der Armbänder, der Bogen, Pfeile und Lanzen.

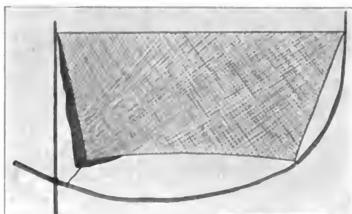


Fig. 36. Fischnetz.

Je nach dem Zwecke der verschiedenen Flechtereien ist die Herstellung mehr oder minder sorgfältig. Körbe z. B., die zum Sagoholen benutzt werden, sind oft aus grünen Kokospalmenblättern geflochten, wogegen die Rutagan genannten Körbe so dauerhaft gearbeitet sind, dass sie jahrelang im inländischen Haushalt verwendet werden können. Netze, in deren Anfertigung man ganz gewandt ist, werden aus verschiedenen Bastarten und in verschiedenen Grössen gearbeitet; die kleinen Tragbeutel (Labua) (vergl. Fig. 27) wären hier in erster Linie zu nennen. Alsdann hat man von Fischnetzen hauptsächlich 2 Arten. Kleinere Schöpfnetze, 2 m lang und 1 m hoch (Fig. 36), die an 2 unter einem rechten Winkel aneinander gebundene Stücke Holz befestigt werden, und grosse, oft viele Meter lange, jedoch nicht sehr breite Netze. Die ersteren werden von einem einzelnen Manne, meistens in jeder Hand eines, zum Schöpfen (Figur 37a, b), die letzteren als Abstellnetze in flachem Wasser oder bei dem Schildkrötenfange benutzt.

Die kleineren Netze (Sorau) werden von einem Manne geknüpft, wobei er den Faden auf einem Stücke Holz aufgerollt hat. Die grossen hingegen erfordern mehrere Leute. Der Anfang des Netzes wird an einem Pfahl oder Baum befestigt, und über ein Stück Holz, das von 2 Männern gehalten wird, werden von einem dritten die Maschen gelegt. Der Bastfaden, mit dem der dritte Mann knüpft, ist über einem circa 1 m langen Stock gewickelt. Die Anfertigung der grossen Netze (Fig. 38) erfordert oft monatelange Arbeit. Sie sind meistens Eigentum einer ganzen Gemeinde oder doch wenigstens einer ganzen Familie. Damit die eine Seite des Netzes untersinkt, sind Muscheln, und damit die andere oben schwimmt, Früchte (Poputu) angebracht. Diese grossen Netze sind tabu und werden beim Gebrauche mit Holzschnitzereien als Talisman für guten Fang versehen.



Fig. 37 a. Mann mit Fischnetzen.

Manche Gegenstände sind es besonders, die von den Leuten mit reichen Verzierungen geschmückt werden. Vor allem sind hier die Kalkdosen zu nennen; die aus Bambus und Kürbis habe ich schon erwähnt, und es bleibt mir nur noch übrig, einige Worte über diejenigen zu sagen, welche aus Kokosnuss gefertigt werden. Mehrere Exemplare solcher Kalkdosen, die ich auf den Shortlands-Inseln erwerben konnte, waren reine Kunstwerke, denn die steinharte Schale war über und über mit Kerbmustern, die dann durch Einreiben mit Kalk weiss gefärbt waren, bedeckt. Wirklich ausgeprägte Figuren findet man bei diesen Kerbarbeiten nicht, sondern nur regelmässig wiederkehrende Muster, welche Kreise, Dreiecke, Zackenlinien und Sterne darstellen (Fig. 39).

Gleiche Verzierungen weisen auch kleine Schalen und Büchsen auf, die gleichfalls aus Kokosnüssen gefertigt sind und eine schwarze Erde zum blankputzen und schwarzfärben der Zähne enthalten (Fig. 40a—c). Auch in Rubiana fand ich ähnliche Behälter.

Von Waffen habe ich die gebräuchlichsten wie Lanzen, Bogen und Pfeile schon erwähnt, auch schon bemerkt, dass ihre Anfertigung in Bougainville stattfindet. Ganz ausnahmsweise sieht man im Besitze

von Häuptlingen Lanzenschäfte, welche über und über mit zierlicher, 2 und 3farbiger Flechterei versehen sind; dieselben werden sehr geschätzt, und es hält schwer, solche von den Leuten zu erwerben; so gelangte ich nur in den Besitz zweier Exemplare. Auch Bogen werden ausnahmsweise mit Flechtereien versehen. Die Lanzen- und die Pfeilspitzen, die immer aus Holz sind, werden mit grosser Sorgfalt gearbeitet und reich mit Zieraten versehen. Meistens wird man einspitzige finden, nur selten solche mit mehreren Spitzen; die Fischlanzen (Fig. 41 a) sind hierbei natürlich nicht gemeint, denn diese haben immer 3—8 Zacken.

Die Spitzen der Lanzen sind bis 50 cm lang. Die äusserste Spitze, 5—6 cm, ist mit gelbem Baste umwickelt, dann folgen auf eine Länge von 10—15 cm kurze, fest eingeflochtene, scharfe und spitzige Widerhaken aus Fledermausknochen. Dicht an der Stelle, wo die Spitze in den Schaft übergeht, sind Flechtereien in Gelb, Rot und Schwarz angebracht; der Übergang selbst wird durch eine runde Wulst, die die ganze Lanzenrundung kugelartig umgiebt, gebildet. Die Zwischenräume, welche sich zwischen den Flechtereien und Widerhaken befinden, sind mit roter und weisser Farbe bemalt. Um die Spitze zu schonen, und damit der Träger sich nicht selbst an den scharfen Widerhaken verletzt, ist sie sowohl bei den Lanzen als auch bei den Pfeilen mit kräftigen Blättern umwickelt. Das Ende der Lanze verjüngt sich nach unten zu.



Fig. 37 b. Fischender Mann.

Die Pfeile (Fig. 41 b—f) sind aus Rohr mit aufgesetzter Spitze gefertigt. Die Spitzen haben die verschiedensten Formen, teils sind sie ähnlich wie die der Lanzen, teils auch einfach aus der harten Rinde der Pinang-Palme gefertigt. Doch selbst wenn sie auch nur aus dieser letzteren gearbeitet sind, weisen sie meistens Verzierungen und Widerhaken auf. Von dem Häuptlinge in Sanai bekam ich eine Anzahl Pfeile, welche, obgleich die Spitzen nur aus Hartholz gearbeitet waren, merkwürdige Formen aufwiesen. Die Spitzen waren nämlich am äussersten Ende herzförmig oder 5—6 cm abwärts zu einer runden Fläche verbreitert. Wie mir gesagt wurde, dürfen nur Häuptlinge solche Pfeile

führen. Auch die Schäfte der Pfeile werden zum grossen Teil mit schwarzgefärbten Kerbmustern versehen. In den Händen der Kinder sind kleine Bogen und Pfeile, welche zum Fischschiessen benutzt werden. Die Pfeile sind aus den Rippen der Palmenblätter gefertigt und vorn sehr spitz, hinten hat man als Feder etwas von dem Palmenblatte stehen lassen.

Ausser diesen Lanzen, Bogen und Pfeilen findet man noch Keulen (Fig. 42a—c) und langgestielte Beile. Die Keulen, deren Anfertigung in neuerer Zeit kaum noch stattfindet, wurden natürlich auch mit schönen Schnitzereien versehen. Besonders die Griffe sind diejenigen Teile, welche in dieser Hinsicht bevorzugt wurden. Menschliche Figuren waren als Ornament vorherrschend. Hartes Holz oder für die einfachen Keulen



Fig. 38. Netzanfertigung.

auch Palmenrinde (wilde Pinang) war das Material, aus welchem die Keulen hergestellt wurden. Einige alte Stücke, die ich erwerben konnte, sind ganz vorzüglich gearbeitet; das Holz, eine Eisenholzart, ist sehr gut geglättet und poliert.

Auch die Stiele der Eisenbeile (Bala-Bala genannt), welch letztere hauptsächlich aus Amerika importiert werden, sind sauber gearbeitet und häufig mit Schnitzereien versehen. Um den Keulen und den Beilstielen eine dunkle, glänzende Farbe zu verleihen, werden sie nach Fertigstellung in eine schwarze, nur an wenigen Stellen zu findende Modererde (Mehu genannt) eingegraben; in 2—3 Tagen sind weisse Hölzer dunkel und lassen sich leicht mit scharfen Blättern, die als Sandpapier benutzt werden, abreiben und blank polieren.

Die Bogenschützen benutzen einen Armschutz, um gegen das Zurückschnellen der Sehne geschützt zu sein; ich fand diese Sitte

übrigens auch in Buka und Bougainville. Meistens verwendet man hierzu eine Schlingpflanzen-Spirale. Auf den Shortlands-Inseln und auf Bougainville scheint mir der Bogen frei gespannt zu werden (Fig. 43), d. h. nicht etwa das eine Ende zwischen die grosse und die folgende Zehe eingeklemmt zu werden. Beim Spannen muss ein besonderer



Fig. 39. Kalkdose von den Shortlands-Inseln, von der Seite gesehen.



Fig. 39. Kalkdose von den Shortlands-Inseln, von unten gesehen.

Kunstgriff in Anwendung kommen. Würde nämlich der Bogen schnell auf einmal gespannt, so würde er meistens brechen. Deshalb spielt der Schütze mit dem Bogen, indem er ihn abwechselnd leicht spannt und wieder in die Ruhelage zurückgehen lässt, wobei er zielt. Dann erst legt er den Oberkörper zurück, nimmt die Sehne und den Pfeil dabei mit rückwärts und lässt letzteren abschnellen.

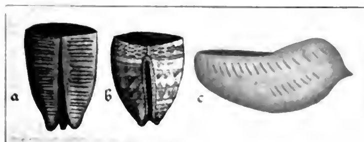



Fig. 40. Schalen für Zahnpulver.

Die Töpferei wird nur in einem einzigen Dorfe und zwar in Gisu auf Fauro betrieben. Nicht die Männer, sondern die Weiber sind die Verfertiger der irdenen Töpfe. Man benutzt eine Lehmerde, die dicht bei Gisu gefunden wird. Nachdem der Lehm gut durchgeknetet ist, werden die Töpfe aus freier Hand geformt. Durch Klopfen von innen und aussen versucht man dann, den Wänden grössere Gleichheit zu geben;

zum Trocknen werden die Töpfe in Bastkörben an schattigen Orten aufgestellt. Nachdem die Geschirre gut lufttrocken geworden sind, werden sie mit Holzfeuer gebrannt und erhalten durch diesen Prozess die allen eigentümliche, rotbraune Farbe. Die Töpfe haben immerhin eine merkwürdige Form, da sie nach unten zu beinahe in eine Spitze verlaufen und aus diesem Grunde auch nicht ohne untergestellten Blätter- oder Holzkranz stehen können. Natürlich sind bei diesen Geschirren (Figur 44) die verschiedensten Grössen vertreten; man versieht sowohl die oberen Ränder als auch den ganzen Topf gern mit Verzierungen. Der obere Rand wird mit aufgelegten, guirlandenähnlichen Verzierungen, der Boden und die Seiten des Topfes mit symmetrischen, ganz leicht erhabenen Zeichnungen geschmückt. Teilweise werden diese Verzierungen mit spitzen Bambusstücken eingeritzt oder ausgearbeitet, teilweise sind die symmetrischen Zeichnungen aber auch die Abdrücke des Korbgeflechtes, in welchem sich der Topf bis zum Brennen befunden hat. Dass auch ein Einklopfen der Zeichnungen mit gemusterten Holzstücken stattfindet, glaube ich nicht; den Eingeborenen war wenigstens nichts davon bekannt. Das Glasieren kennt man nicht.



Fig. 41 a.
Fischlanzenspitze.



Fig. 41 b-f. Pfeilspitzen von Bougainville und den Shortlands-Inseln.

Als guter Handelsartikel gehen diese Gisu-Töpfe durch die Shortlands-Inseln, nach Bougainville, Treasury, Choiseul, ja in neuerer Zeit wohl auch weiter. Leider ist die Ware sehr zerbrechlich und hält einen längeren Transport kaum aus; wenigstens musste ich zu meinem Ärger erfahren, dass alle meine nach Europa geschickten Töpfe in Scherben angekommen waren.

Die Wasserflaschen (Fig. 45 a-d), welche man bei den Insulanern im Gebrauche findet, gehören eigentlich nicht zu den Töpferarbeiten, doch will ich hier einige Worte über ihre Anfertigung schreiben. Der untere Teil besteht entweder aus einer ganzen Kokosnussschale oder, hauptsächlich bei grösseren Wasserflaschen, aus zwei Halbschalen. Der Hals wird aus einem Stück Bambus gebildet. Das Ganze wird zusammengehalten und erhält seine flaschenähnliche Gestalt durch einen mehr oder weniger starken Überzug des harzigen Breies der Zitanuss, der auch beim Dichten der Kanus gebräuchlich ist. Verzierungen, in neuerer Zeit aus kleinen, weissen Perlen, in alter Zeit aus kleinen, runden Muschelplättchen, werden durch Eindrücken in dem breiigen Überzug befestigt. Nachdem die Flasche getrocknet ist, empfängt sie einen roten Anstrich von Tonerde und erhält dadurch ganz das Aussehen eines Tongefässes.

Auffallend ist auch bei diesen Flaschen, dass die wenigsten selbst-

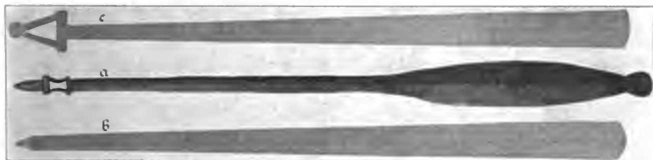



Fig. 42. Kriegskeulen.

ständig stehen können, sondern eines Untersatzkranzes aus Bast oder Blättern bedürfen.

Diese Wasserflaschen sind es vor allem, die mit reicher Ornamentik versehen werden; man wird kaum zwei Flaschen mit gleichen Mustern finden. Wellen-, Zickzacklinien, stern- und S-förmige Zeichnungen in den verschiedensten Zusammensetzungen und Gestalten werden am häufigsten eingearbeitet. Übrigens bleibt das Wasser in diesen inländischen Flaschen recht kühl, sodass auch die Europäer sich häufig derselben bedienen.

Von Musikinstrumenten haben die Bewohner der Shortlands-Inseln nur wenige. An Stelle der früher gebräuchlich gewesenen Maultrommeln aus Bambus (vergl. Fig. 63) sind heutigen Tages ganz und gar die europäischen, eisernen Maultrommeln getreten. Der inländische Name für dieses schöne Instrument ist Mako-Mako. Auch das an anderer Stelle erwähnte Spielzeug Kri-Kri könnte man hier anführen.

Des weiteren rechnen zu den Musikinstrumenten die grossen, aus Holz gefertigten Trommeln (Fig. 46). Man hat in jedem Dorfe in den Beratungs- oder in besonders dazu gebauten Häusern immer mehrere dieser weitschallenden Instrumente liegen. Sie sind verschieden ab-

gestimmt und werden durch Stampfen mit einem nicht zu leichten Stocke zum Tönen gebracht. Welch gutes Signalinstrument diese Trommeln sind, habe ich schon an anderer Stelle erwähnt. Die Herstellung der grossen Holztrommeln ist nicht so leicht und kostet viele Arbeit und Geduld. Oben bleibt nur ein schmaler Schlitz offen, von dessen einer Seite eine Zunge bis unter die andere Seite reicht. Der Hohlraum wird durch heisse Steine, durch Feuer und Nachhelfen mit Instrumenten hergestellt. Die äussere Form der Trommeln ist baumstammähnlich. Zu beiden Seiten, in einer Linie mit dem Schlitze befinden sich an dem oberen Teile der Kopfseiten vierkantige Handgriffe. Die Rundungen der Längsseiten sind oft mit Verzierungen versehen, für welche Tiere haben Modell stehen müssen.



Fig. 43. Bogenschütze von Siwuei auf Bougainville.

Die am besten ausgebildeten Musikinstrumente sind jedoch die Flöten. Es sind sogenannte Pansflöten (Fig. 47 a), die aus Bambusrohrstücken gefertigt werden. Das Instrument besitzt zwei Reihen von Röhren, doch wird beim Flöten nicht auf derjenigen, welche am Munde liegt, sondern über diese hinweg auf der davor liegenden geblasen. Da die Bambusröhren nur gut tönen, wenn sie dünne Wände haben, diese sich aber bei wechselnder Temperatur leicht verziehen und Sprünge bekommen, werden die Pansflöten zu jeder Tanz- und Musikfestlichkeit neu angefertigt. Sie weisen demnach auch keine Verzierungen auf. Die einzelnen Röhren sind durch eine Lianenschnur nur leicht zusammengehalten. Die verschiedenen Töne werden dadurch gebildet, dass die acht Röhren je nach der Höhe des Tones kürzer werden. Um die verschiedenen Tonarten herauszubekommen, hat man die Flöten in verschiedenen Grössen. In einer grossen Tanzkapelle kann man Flöten finden, die nur wenige Zentimeter, aber auch solche, die 50 cm lang sind.

Das Bassinstrument (Fig. 47 b) ist nun ganz anders wie diese Pansflöten geformt. Es besteht aus einem ½—1 m langen, dickwandigen Stücke Bambus von 6—10 cm Durchmesser. Auf dem oberen Ende ist eine halbe Kokosnussschale festgebunden und festgekittet; in der Mitte dieser Halbkugel befindet sich ein Loch, dessen Durchmesser 1—1½ cm beträgt. In dieses bläst, besser grunzt der Bassist hinein. Ich habe schon erwähnt, dass die Salomonier von den Shortlands-Inseln

bis nach Buka ganze Kapellen mit diesen Flöten zusammenstellen. Die Musik klingt ganz harmonisch, zumal wenn man von den Spielenden etwas entfernt ist. Die sonst auf den Salomo-Inseln gebrauchte Muscheltrompete aus Triton ist auf den Shortlands-Inseln wahrscheinlich ebenfalls gebräuchlich gewesen, doch habe ich selbst dort nie eine solche gesehen.

Interessant ist auch die Herstellung des Muschelgeldes, von dem ich auf den Inseln der Bougainville-Strasse verschiedene Arten im Verkehr fand. Man muss jedoch zwei Gruppen unterscheiden: 1. eine solche, die auf den Shortlands selbst gefertigt, und 2. eine solche, die von auswärts eingeführt worden ist. Letztere Arten wie Mimisi, Basia, Kuriri und mehrere andere Sorten gelten auf den in Frage kommenden Inseln nicht als Geld,



Fig. 44. Kochtöpfe.

sondern nur als Schmuck. Interessant ist, dass die Eingeborenen das Material, aus dem die roten Muschelgeldringe, das Mimisi, angefertigt werden, nicht kennen; sie behaupten, dass diese Ringe aus einem Steine hergestellt würden, der auf einer der kleinen Inseln in der Manning-Strasse gefunden würde. Es ist dies natürlich eine falsche Ansicht, da eine rote Muschel aus der Gattung Spondylus, ganz wie in Neu-Hannover für das Muschelgeld Tapsok, verwendet wird. Mimisi ist in Choiseul und Rubiana im Kurs. Kuriri soll von der Kaiserin-Augusta-Bai stammen und aus einer in den Bergen vorkommenden Land- oder Süsswasserschnecke hergestellt werden.

Als Geld sind nur zwei Arten Muschelgeld, die auf den Shortlands-Inseln selbst angefertigt werden, im Verkehr und zwar Mauwai und Perasali.

Mauwai scheint auf allen Inseln der Gruppe, Perasali jedoch nur in Sanai hergestellt zu werden. Die Bearbeitung wird nur von Weibern ausgeübt. Ich hatte mehrere Male Gelegenheit, die Herstellung des Geldes

zu beobachten. Die Muscheln zu Mauwai wie auch zu Perasali werden am Strande gesammelt und sind überall nicht selten.

Für Mauwai nimmt man ganz kleine Conusarten. Mit einem eigenen scharfkantigen Steine oder mit einer grösseren Austerschale werden von den Conus die Seitenwände weggeschlagen, sodass nur die runde, obere Spiralenplatte übrig bleibt. Diese kleine, $^3/_4$ cm breite und mehrere Millimeter dicke Platte wird in ein 15—25 cm langes Stück weichen Holzes, an dessen unteren Ende sich eine Vertiefung befindet, eingeklemmt und dann erst auf der einen breiten Seite und nach Umwenden und neuem Einklemmen auf der anderen Seite auf einem Steine (Sandstein) abgerieben. Die so gewonnenen, runden, leidlich

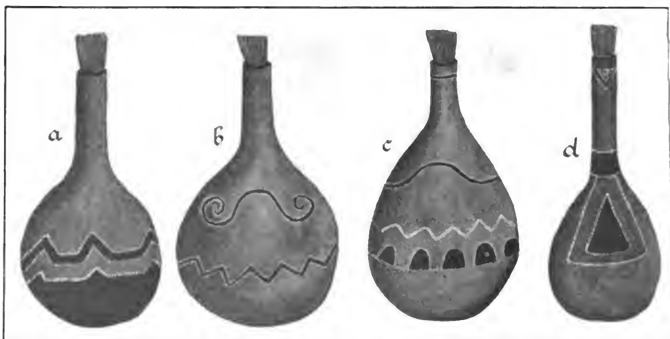



Fig. 45. Wasserflaschen.

glatten Platten werden dann mit einem Bohrer in der Mitte durchbohrt. Dieser (Fig. 48) besteht aus einem 20—30 cm langen Stücke Hartholz und einer angebundenen eisernen Spitze, die aus einem Nagel oder einem Stückchen Feile gefertigt ist. In Betrieb gesetzt wird der Bohrer durch eine Schnur, die am oberen Ende des Bohrstabes befestigt ist, und durch ein an den Enden dieser Schnur befestigtes Querholz. Dadurch, dass sich die Schnur beim Auf- und Abbewegen des Querholzes um den Bohrer wickelt, wird der letztere in schnelle, abwechselnd rechts und links drehende Bewegung versetzt. Nachdem die Durchbohrung fertig gestellt worden ist, werden die Plättchen auf eine dünne Bastschnur gereiht, worauf die Aussenränder noch mit Bimsstein glatt gearbeitet werden.

Die Herstellung des Perasali ist die gleiche, doch wird viel grössere Sorgfalt auf seine Anfertigung verwendet, auch werden nicht Conusscheiben,

sondern solche aus einer Imbricaria verwendet. Perasali ist hauptsächlich auf den Shortlands-Inseln im Verkehr, wohingegen Mauwai von den Leuten nach Bougainville zum Einkauf der Schweine mitgenommen wird.

Mauwai kursiert in 2 Arten, in der vorerwähnten, leidlich bearbeiteten Form und dann in einer recht rohen. Die Platten der letzteren Art sind nur behauen, durchbohrt und auf Stränge gereiht, werden jedoch nicht abgeschliffen. Diese Sorte scheint vor allem in den Ortschaften Suriei, Takerei und Lavelei auf Bougainville beliebt zu sein, doch verwenden die Bewohner dieser dicht am Strande der grossen Insel gelegenen Ortschaften das Mauwai nicht für ihre eigenen Zwecke, sondern vertauschen es an die Bergbewohner, welche Schmucksachen und Verzierungen daraus anfertigen.

Wie man aus den gesamten Abbildungen von Geräten der Eingeborenen ersehen kann, sind die Salomonier recht geschickte Handarbeiter. Es war darum für mich recht interessant festzustellen, wie weit die Kunstfertigkeit der Leute ging, ob sie auch Gegenstände, welche sie täglich vor Augen hatten, durch Zeichnungen wiederzugeben vermochten. Ich wählte mir zu diesen Versuchen hauptsächlich die Aufgewecktesten aus und fand, dass die Leute, was Zeichnen nach der Natur anbelangt, mit geringen Ausnahmen recht wenig angeborenes Talent besassen. Es ist dies um so verwunderlicher, da man etwas ganz anderes und besseres erwartet, wenn man die Holzarbeiten der Leute vor allem von Wella-La-Wella und Rubiana kennt.



Fig. 46. Holztrommel.

Sowohl auf den Shortlands-Inseln als auch in Rubiana gab ich den Eingeborenen Papier und Bleistift und forderte sie auf, Menschen, Bäume, Tiere und Schiffe zu zeichnen. Es zeigte sich, dass sie ganz leidlich Schiffe mit ihren geraden Linien, weniger gut Menschen, recht schlecht Bäume und die Tiere zeichnen konnten. Leider ging mir ein grosser Teil der von Eingeborenen gefertigten Zeichnungen verloren, sodass ich in der Lage bin, nur einige wenige von den Shortlands-Inseln zur Abbildung zu bringen. Ich will gleich erwähnen, dass man mit Vorliebe die Schiffe der Europäer zeichnete. Diese Handzeichnungen sind am Schlusse des Buches beigefügt.

Die erste derselben (a) ist von einem 18jährigen Manne gezeichnet, und giebt ein europäisches Schiff wieder. Ebenso stellen auch die

Figuren c und d solche Schiffe dar; die erstere stammt von dem 20jährigen, schon öfter genannten Häuptlinge von Sanai, Ferguson. Dieser war der Neffe des Königs Gorei und unterschied sich von seinen Stammesgenossen wohl durch aufgewecktes Wesen, aber auch durch besondere Hinterlist. Fig. d zeigt die Geschicklichkeit eines 18jährigen Mannes. Noch interessanter sind aber die 3 Zeichnungen, welche inländische Fahrzeuge darstellen. So zeigt die von einem 18jährigen Manne gefertigte Zeichnung b ein Kanu mit Haupt-, Top- und Klüwersegel, dessen Steuermann die Haartracht der Eingeborenen recht gut veranschaulicht. Fig. e und f sind von je einem 17jährigen Manne gefertigt; beide Male ist nur ein einfaches Segel vorhanden. Ferner haben beide Zeichner versucht zu zeigen, dass die Kanus nicht aus ausgehölten Baumstämmen bestehen, sondern aus Planken zusammengenäht sind. Bei Fig. e sind auch die Kanuschnabel-Verzierungen angedeutet. Während in dem Kanu der Fig. e 2 Männer sitzen, weist Fig. f keine Besatzung auf. Der Zeichner der letzteren Figur hat aber versucht, das Muster des Segelkattunes zu zeigen. Fig. g soll Kokospalmen darstellen und wurde von einem 15jährigen Jünglinge gezeichnet. Auffallend war, dass der Zeichner, als er den zweiten Baum mit grünem Farbstifte gezeichnet hatte, noch einen braunen verlangte, denn, so meinte er, alle Palmen hätten doch nicht grüne Kokosnüsse.

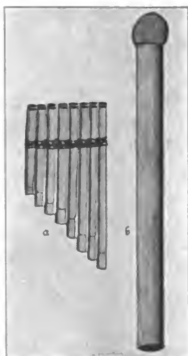



Fig. 47. a Pansflöte, b Bassflöte.

Hinzufügen will ich, dass alle Zeichnungen aus freier Hand und ohne Hilfe eines Lineals gezeichnet sind.

Von staatlichen Einrichtungen ist bei den Shortlands-Insulanern recht wenig zu finden. Die Bewohner eines Dorfes oder einer Insel bilden eine Gemeinschaft und werden meistens von zwei Häuptlingen regiert. Dass mit der Häuptlingswürde religiöse Vorstellungen verknüpft sind, glaube ich nicht, da nichts darauf hinweist. Die Macht, der Häuptlinge ist wie überall auf den Salomonen keine sehr grosse, jedoch ist ihre Würde nach den herrschenden Gebräuchen erblich. Die Adeligen setzen sich aus den mit den Häuptlingsfamilien verwandten Leuten zusammen; der gemeine Mann stammt meistens von Sklaveneltern ab oder besitzt keine einflussreiche Verwandtschaft. Sklaven sind Kriegsgefangene, die in der Mehrzahl von Bougainville eingeführt werden.

Der beste Schutz für einen Schwarzen ist Reichtum und grosse Familie, darum schliessen sich auch die mit beidem weniger gesegneten Leute den vom Schicksal Begünstigteren an.

Die Behandlung der Sklaven ist eine gute, und es ist nicht selten, dass ein Sklave zu Macht und Ansehen gelangt und durch Heirat in ein Verwandtschaftsverhältnis zu der Häuptlingsfamilie tritt. Freilich müssen die unbemittelten Sklaven bei Totenfesten, beim Häuserbau, beim Stapellauf eines Kanus mit ihrem Leben herhalten. Grossen Zwang oder Gewalt kennt man hier recht wenig. Jeder einzelne Mann ist sein eigener Herr und tut, was ihm beliebt, nur muss er sich hüten, gegen das Tabu zu verstossen. Blödsinnige, Kranke, selbst wenn es Sklaven sind, werden von jedem geschützt, denn sie sind tabu. Der Mörder eines Blödsinnigen würde alle Dorfbewohner zu Verfolgern haben.

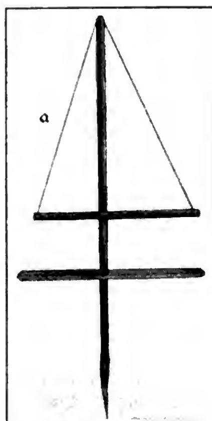


Fig. 48. Muschelgeldbohrer.

Vor allem werden Verletzungen und Übertretungen des Tabu*), welches die Felder, Sago- und Kokospalmen schützt, streng bestraft; ein Sklave (Kaisi genannt) hat solche Übeltaten meistens mit dem Tode zu büssen. Es hält sehr schwer, von den Insulanern genaue Aufklärungen zu erlangen; meistens decken sie sich damit, dass sie sagen, ihre Vorfahren hätten diese Sitten und Gebräuche gehabt, und deshalb fühlten sie sich verpflichtet, dieselben beizubehalten.

Grössere Gewalt, als der Häuptling über seine Stammesgenossen ausübt, hat der Familienvater als Oberhaupt seiner Familie. Ist der Häuptling gezwungen, wichtige Angelegenheiten der Versammlung im Beratungshause vorzutragen, so ist der Familienvater dagegen keinem Rechenschaft darüber schuldig, was er in seinem Hause, innerhalb seiner Familie tut. Zu berücksichtigen hat er nur, dass er sich nicht durch schlechte und ungerechte Behandlung seiner Frau, falls diese aus guter und starker Familie stammt, den Hass dieser Familie zuzieht. Der väterlichen Gewalt nicht unterstellt sind die erwachsenen Söhne. Die Behandlung der Kinder ist eine recht gute, zumal die Knaben werden von den Vätern schon frühzeitig in allen möglichen Fertigkeiten unterwiesen und auf den Streifzügen zu Wasser und zu Lande mitgenommen. Bei Streitigkeiten im Dorfe

*) Tabu oder tambu bedeutet, dass eine Person oder ein Gegenstand unverletzlich ist.

entscheidet der Häuptling mit den älteren Männern, in der Familie einzig und allein nur der Vater.

Der Häuptling, dessen Sohn oder Tochter haben bei allen möglichen Gelegenheiten den besten Sitz inne; es ist bei Festlichkeiten in der Familie oder im Dorfe nicht erlaubt, eher mit dem Essen zu beginnen, als bis der anwesende höchste Häuptling seine Genehmigung dazu giebt. Eine Sklavin hat, wenn sie an einem Häuptlinge oder einem Mitgliede seiner Familie vorbeigeht, den Vorderkörper herabzubeugen. Auch darf ein Sklave den Namen einer Häuptlingsfrau nicht laut aussprechen, dieselbe für gewöhnlich auch nicht unverhüllt sehen.

Die erstgeborene Tochter eines Häuptlings und einer ebenbürtigen Gattin ist die angesehenste und im Rang höchststehende Frau. Man kann dies leicht daraus erkennen, dass die älteste Tochter Goreis, die mit dem Amerikaner John Macdonald verheiratet war, den Namen Tonatana (Erschaffer der Welt) führte. Der männliche Nachkomme einer solchen Tochter steht höher als seine Onkel und Vettern.

Wie in Bougainville, Wella-La-Wella und Rubiana werden Schuldforderungen, die man an einen Verstorbenen hat, von den Hinterbliebenen, auch wenn sie den ganzen Besitzstand des Verstorbenen geerbt haben, nicht anerkannt. Obgleich diese Ansicht zu vielen Unzuträglichkeiten, zumal im Verkehr mit den weissen Händlern führt, so muss doch anerkannt werden, dass die Lebenden meistens ihren Verpflichtungen nachzukommen suchen. Schuld ist keine Unehre, jedoch wird der säumige Zahler auch bei diesen Naturvölkern nicht sehr geachtet; meistens halten die Häuptlinge die Säumigen sogar zum Bezahlen ihrer Schulden an.

Merkwürdig ist die Einteilung der Eingeborenen in Geheimbünde oder besser in Totems. Eine ganze Anzahl solcher Totems giebt es auf den Shortlands; hauptsächlich benennen sie sich nach Tieren, denn es giebt Tauben-, Haifisch-, Adler-, Cuscus-, Krokodil-Totems. Manche sind miteinander befreundet, manche stehen sich feindlich gegenüber. Männer dürfen nicht Mädchen desselben Totems heiraten; der Sohn gehört, da er seiner Mutter folgt, einem anderen Totem an als sein Vater, beide können sich demnach feindlich gegenüberstehen. Zu Zeiten sind bestimmte Totems mächtig und angesehen und beherrschen durch ihre Kraft die anderen. So war bei Lebzeiten des Königs Gorei der Tauben-Totem der mächtigste und angesehenste, nach dem Tode Goreis verlor er jedoch bald an Macht und zählte, als ich auf den Shortlands weilte, nur noch wenige Mitglieder. Die Totems der Shortlands-Inseln haben auch Anhänger in Nord-Choiseul, in Treasury und an der Nord-Ost- und Süd-West-Küste von Bougainville; selbst Leute, die ganz verschiedene Sprachen oder Dialekte sprechen, z. B. die Eingeborenen an der Nord-Ost-Küste Bougainvilles im Vergleich mit den übrigen, können zu ein und demselben

Totem gehören. Es ist nichts Ungewöhnliches, dass selbst in Kriegszeiten bestimmte Leute aus den feindlichen Dörfern herüber und hinüber verkehren, ohne dass sie erschlagen werden, denn ihr Totem schützt sie. Ob man irgend welche äusseren Erkennungszeichen hat, konnte ich nicht mit Bestimmtheit feststellen, doch möchte ich es beinahe annehmen, denn sonst würde man sich nicht erklären können, wie die Insulaner bei einem Fremdlinge erkennen können, zu welchem Totem er gehört. Mehrere Male fiel es mir auf, dass, als Leute von Gieta nach Fauro gekommen waren, die Fauroleute bestimmt angeben konnten, ob die aus dem Kanu Steigenden zu dem Tauben- oder Haifisch-Totem gehörten.

Bei Tanz-, Hochzeits-, Toten-, kurz bei allen Festlichkeiten bestehen genaue Vorschriften, in welcher Reihenfolge die Mitglieder der verschiedenen Totems anzutreten haben und in welcher Reihenfolge sie mit Speise versehen werden müssen. In den verschiedenen Dörfern, in welchen meistens mehrere Totems nebeneinander bestehen, hat jeder sein eignes Beratungshaus, jeder seinen Führer, welch letzterer wieder Dorfhäuptling sein kann. Im anderen Falle ist der Führer dem Dorfhäuptlinge untergeordnet, doch nur dadurch, dass der Totem desselben zur Zeit der mächtigste ist. Wie mir scheinen will, haben die Totems als Hauptzweck den Schutz ihrer Angehörigen. Übrigens erwähnt Woodford das Vorhandensein der Totems auch auf den südlichen Salomonen; auch der Duk-Duk-Bund in Neu-Pommern, der Asa-Bund in der Astrolabe-Bai und der Balum-Bund am Huon-Golf in Neu-Guinea, höchstwahrscheinlich auch der Kakian-Bund in Seram (vergl. Ribbe, Gross-Seram, XXII. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden, pag. 190) scheinen ähnliche Geheimbünde zu sein.

Die Ehe ist ein recht lockeres Band, welches Mann und Weib miteinander verbindet. Alle Rechte sind auf Seiten des ersteren. Das Weib ist mehr Sklavin und Lasttier des Mannes als Genossin und Gefährtin. Die Frau wird gekauft und zwar schon recht zeitig; der Kaufpreis richtet sich nach dem Ansehen der Familie, aus welcher das Mädchen stammt. Vielweiberei ist gestattet und kommt häufig vor, doch haben nur die aus gleichgestellten Familien stammenden Frauen Gattinnenrechte, die übrigen sind nur Kebsweiber.

Wenn eine Frau des Ehebruches, der übrigens im Geheimen recht häufig vorkommt, überführt wird, so hat der Mann das Recht, die Übeltäterin zu erschlagen. Will er dieses nicht tun, so wird sie an einen Stamm gebunden, und jeder männliche Bewohner hat das Recht, einen Pfeil nach ihr zu schiessen. Übersteht sie diese Probe, dann ist sie wieder ehrlich, ihr Mann kann sie, ohne Schaden an seinem Rufe zu leiden, ja muss sie sogar wieder zu sich nehmen. Wird weder das eine noch das andere mit der ungetreuen Gattin getan, dann ist und bleibt sie unehrlich. Natürlich kommt es bei der erwähnten Strafe ganz darauf an, ob die Frau beliebt

ist oder nicht; im ersteren Falle kommt sie mit einigen leichten Wunden davon, wogegen sie im anderen Falle wohl immer getötet wird, denn 20 oder 30 Pfeilwunden genügen hinreichend, einen Menschen in das Jenseits zu befördern. In Fauro sah ich eine Frau, welche 10 Pfeilwunden an den Schenkeln und Hüften hatte; sie waren gut geheilt, und die Ungetreue lebte mit ihrem Manne wieder zusammen.

Auffallend ist die Erbfolge. Heiratet nämlich ein hochstehender Mann ein Mädchen niederer Abstammung, so werden seine Frau und Kinder in seinen Stand erhoben, heiratet eine hochstehende Frau, dann werden durch sie ihr Mann und die Kinder erhoben. Sonst ist die Erbfolge immer bei der Frau.

Die Eingeborenen sind, obgleich von Moral nicht viel bei ihnen zu spüren ist, doch recht eifersüchtig und schlagen ihren Hausfreund und Rivalen, wenn er ihnen Hörner verschafft, bei gegebener Gelegenheit einfach tot. Ich erlebte selbst einen solchen Fall, als ich mich auf den Shortlands-Inseln aufhielt. Ein Einwohner von Sanai, Sikeboko mit Namen, hatte eine Liebesaffäre mit einer verheirateten Frau aus Suriei. Bezahlte er nun nicht genug (die Liebe ist hier wie in Europa käuflich), oder war seine Schöne erzürnt, kurz sie teilte ihrem Ehegatten mit, dass Sikeboko ihr nachstellte. Der Mann sagte weiter nichts und ging in grösster Ruhe mit einer Lanze bewaffnet, was übrigens nichts Ungewöhnliches ist, da alle Leute der Unsicherheit wegen bewaffnet gehen, nach dem Strande, wo die Leute von Sanai und unter ihnen Sikeboko lagerten. Er zeigte letzterem seine Lanze und fragte ihn, ob er sie kaufen wollte. Sikeboko wollte sich nun die Lanze besehen, in dem Momente jedoch, als er sich vorbeugte, um die angepriesene Waffe zu betrachten, erfasste ihr Besitzer sie mit beiden Händen und bohrte sie mit solcher Kraft fusstief in die Brust seines Rivalen, dass sie abbrach. Danach sprang er unter Heulen und Jubelschreien in den Busch. Natürlich lagen wegen dieses Mordes die beiden Ortschaften im Streit; offen wird jedoch nicht gekämpft, sondern nur hin und wieder wird einer der feindlichen Partei hinterlistig erschlagen.

Auffallende Sitten herrschen bei der Verheiratung einer hochgestellten Frau. Sie wird natürlich, wie allgemein üblich, gekauft und zwar für einen höheren Preis wie eine niedrig gestellte Frau. Die gesamten Bewohner des Dorfes, in welches die Frau hineinheiratet, machen ein grosses Festessen fertig. Tage-, ja wochenlang dauern oft die Vorbereitungen; ist alles fertig, besteigen die Männer und eine Anzahl Frauen die Kanus. Die ganze Speise wird mit in die Kanus geladen und dann so schnell als möglich nach dem Dorfe der Braut gerudert, denn die Speisen müssen noch warm sein, wenn sie den Verwandten und Bekannten der Braut überreicht werden. Dann findet ein gemeinsames Essen statt, hierauf folgt ein Tanz. Zuerst wird von den Männern, dann von den Frauen getanzt. Es ist nicht erlaubt, dass die Männer bei dem Weibertanze

zugegen sind, selbst der Bräutigam nicht. Dem letzteren ist es jedoch gestattet, auf einen abseits stehenden Baum zu klimmen und von dort durch die Zweige und Blätter die tanzenden Weiber zu beobachten. Hierauf müssen, nachdem der Bräutigam mit seinen Leuten nach seinem Dorfe zurückgekehrt ist, die Bewohner der Nachbardörfer demselben Essen bringen und tanzen. Nachdem diese Festlichkeiten wochenlang gedauert haben, d. h. nachdem man so ziemlich alle Vorräte aufgegessen hat, nachdem das letzte Schwein geschlachtet worden ist, wird endlich die Braut von dem Vater, Bruder oder Onkel, wer gerade der höchste in der Familie ist, nach dem Orte des Bräutigams gebracht.

Alle Männer und beinahe sämtliche Weiber geben ihr das Geleit. Die Braut sitzt in dem grössten Kanu und ist mit Matten bedeckt. Nähern sich die Kanus der Heimat des Bräutigams, so haben alle Männer davonzulaufen, bis die Braut und die anderen hohen Frauen an das Land gegangen sind, bis der Weibertanz, der von beiden Parteien, d. h. von den weiblichen Verwandten der Braut und auch von denen des Bräutigams aufgeführt wird, zu Ende ist. Dieser Weibertanz ist nun recht wenig graziös oder schön, er besteht in Körper- und hauptsächlich Gesässverdrehungen, ist wohl auch häufig mit obscönen Bewegungen verbunden. Die Männertänze finden statt, wenn alles Volk wieder am Strande versammelt ist. Wenn diese Tänze — der Männertanz unterscheidet sich nicht von dem bei anderen Festlichkeiten üblichen — vorüber sind, wird die Braut dem Bräutigam übergeben, und eine oft mehrere Tage dauernde Fressfestlichkeit, die nur aus Mangel an Stoff beendigt wird, beschliesst die Hochzeit.

Bei verschiedenen Tänzen sind Tanzhanteln und Tanzstöcke im Gebrauch. So sah ich bei einem Hochzeitstanze, der von Männern ausgeführt wurde, Bambusstäbe, die mit Kerbmustern und mit bunten Lappen und Federn verziert waren, in Anwendung. Die Vortänzer und Vorsänger hatten je 2 dieser Bambusstöcke in den Händen. Die vielfach von mir erworbenen hölzernen Tanzhanteln sah ich jedoch nie im Gebrauch.

Eine Häuptlingsfrau, deren jeder Häuptling nebst einer unbeschränkten Zahl von Sklavinnen mehrere haben kann, ist tabu. Sie darf für gewöhnlich bei Lebzeiten ihres Ehegemahles von keinem fremden Manne gesehen werden. Die Männer müssen, wenn eine Häuptlingsfrau naht, davonlaufen; tun sie es nicht, so verfallen sie in Strafe. Die hochgestellten Frauen verdecken sich ihren Kopf meistens mit den jetzt überall auf den Shortlands-Inseln eingeführten Laba-Laba. Wie es scheint, wird in den letzten Jahren diese Sitte, die an mohamedanische Vorschriften erinnert, nicht mehr sehr streng ausgeübt und beinahe nur noch angewendet, wenn die Häuptlingsweiber jung sind.

Eine der Häuptlingsfrauen, fast immer die Favoritin, muss dem Gemahl die Speisen zubereiten. Sie und alle diejenigen, die irgend wie

mit der Speise in Berührung gekommen sind, müssen in Gegenwart des Häuptlings davon essen, damit bewiesen wird, dass keine Vergiftungsversuche vorliegen.

Eine Häuptlingsfrau darf, solange ihr Mann lebt, sich ausserhalb ihrer Hütte, nicht auf ihren Füssen gehend, sehen lassen.

Der Schwiegersohn soll seine Schwiegermutter nach der Hochzeit nicht sehen und nicht mit ihr verkehren. Wenn er ihr begegnet, soll er sie nicht erkennen, sondern schleunigst davonlaufen und sich verstecken.

Über Gebräuche bei der Geburt konnte ich mit Hilfe von europäischen Frauen einige Nachrichten sammeln. Wenn eine Frau ihre Stunde herankommen fühlt, werden die Weiber der Verwandtschaft herbeigerufen. Alle Männer müssen die Hütte und deren Umgebung verlassen. Durch Schütteln und Schlagen auf den Rücken und das Gesäss und durch Hochbinden des einen Beines versucht man die Geburt zu erleichtern. Die Nabelschnur des Neugeborenen wird mit scharfem Bambus, in neuerer Zeit mit Glas oder einem Messer durchschnitten. Ein Wochenbett kennt die Insulanerin nicht, wenige Stunden nach der Geburt ist sie fähig, wieder herumzugehen und ihre häuslichen Arbeiten zu verrichten.

Das Kind wird oft bis zum zweiten Jahre gesäugt, meistens so lange, bis die Mutter wieder schwanger wird. Der Mann soll kurz vor und längere Zeit nach der Geburt keinen Umgang mit seinem Weibe haben, er soll in einem anderen Hause, mindestens in einem anderen Raume schlafen. Abtreibung wird vor allem von den Kebsweibern betrieben, doch scheint man keine direkten Mittel zu kennen, sondern nur durch äussere Gewalt einzuwirken; starkes Klopfen auf den Bauch, heisse Bäder und heisse Steine scheinen hauptsächlich angewendet zu werden.

Der bei vielen melanesischen und polynesischen Stämmen gebräuchliche Kindermord wird auch hier von den Weibern ausgeübt, freilich ohne Wissen und Willen der Männer. Häuptlingsfrauen und wirkliche Frauen werden den Kindermord wohl nie ausüben, denn für dieselben ist es von Vorteil, möglichst viele Kinder zu haben, da alle, was Ansehen und Rechte anbelangt, der Mutter folgen. Anders ist es mit den Sklavinnen; sie wissen, dass ihre Kinder Sklaven bleiben, dass, je mehr sie Kinder haben, desto grösser auch ihre Sorge und Mühe ist, denn sie haben niemanden, der sie unterstützt, der ihnen irgend welche Arbeit abnimmt, darum töten sie auch die Neugeborenen. Lassen sie sich dabei erwischen, so werden sie häufig mit dem Tode bestraft.

Die Namengebung der neugeborenen Kinder scheint zeitig stattzufinden; man wählt die Namen nach einem Freunde oder nach einem Ereignisse. Der Namensgevatter hat Geschenke zu geben. In neuerer Zeit werden häufig europäische Namen verwendet, hauptsächlich sind es die Häuptlingssöhne, die mit solchen belegt werden. Dass mit der Namens-

gebung Festlichkeiten verbunden sind, bezweifle ich, denn ich konnte nichts darauf Hinweisendes feststellen, auch von einer Beschneidung der Knaben ist mir nichts bekannt geworden.

---

Einen Vorfall, der manche Streiflichter auf die Ansichten und Einrichtungen der Eingeborenen wirft, schalte ich hier ein. Die gesamten Eingeborenen der Shortlands waren gegen uns Weisse aufsässig geworden. Die Gründe dazu waren in dem Folgenden zu suchen. Der Händler John Macdonald war mit einer Tochter des alten Königs Gorei verheiratet. Schon lange zuvor, bei der Eingehung der Ehe, hatten die Eingeborenen einen Hass auf den Mann der Prinzessin geworfen, ihn verschiedene Male mit dem Tode bedroht, auch Mordversuche unternommen. John Macdonald war nach Sydney gegangen, um seine zerrüttete Gesundheit in einem kühleren Klima wiederherzustellen, und liess natürlich seine schwarze Frau in der Obhut seiner beiden weissen Schwestern zurück. Tonatana, wie die Frau hiess, war schon längere Zeit lungenkrank, ihr Zustand verschlimmerte sich aber noch, zumal sie in anderen Umständen war. Die inländischen Verwandten versuchten nun verschiedene Male, die Frau zu bewegen, mit ihnen nach ihrer Heimat zu gehen, doch weigerte sich dieselbe standhaft; sie hätte nichts mit ihresgleichen mehr zu tun, sie gehöre zu den weissen Leuten, war ihre Antwort. Gegen Weihnachten wurde sie unter freiem Himmel bei Regen und starkem Winde von einer Frühgeburt entbunden. Das Kind starb natürlich sofort, und der Zustand der Mutter verschlimmerte sich so, dass man den sicheren Tod vorhersehen konnte. Mehrfach wurden nun seitens der Eingeborenen Drohungen gegen die hier lebenden Weissen ausgestossen: „Wenn Tonatana stirbt, so ist sie von den Weissen vergiftet worden (nach Ansicht der Eingeborenen stirbt kein Mensch eines natürlichen Todes), und wir werden sie dadurch rächen, dass wir alle Europäer erschlagen, die Stationen zerstören und dann nach vollbrachter Tat nach Bougainville auswandern, um, wenn ein Kriegsschiff kommt, vor Strafe sicher zu sein.“

Obgleich wir nun auf dieses Geschwätz sehr wenig gaben, waren wir doch auf unserer Hut und vorsichtig im Verkehre mit den Leuten. Als der Häuptling des Dorfes, dessen Bewohner am meisten geprahlt hatten, nach Faisi kam, stellte ich ihn zur Rede und teilte ihm mit, dass wir im Falle eines Angriffes wenig Umstände machen würden, und dass es ja doch Unsinn wäre, wenn sie nach Bougainville auswandern wollten, denn sie wüssten doch ebenso gut wie ich, dass sie dort einfach von der Buschbevölkerung herausgeworfen, wenn nicht erschlagen würden. Der hohe schwarze Herr leugnete alles und erklärte, dass es ihm hauptsächlich darauf ankäme, mit den weissen Händlern in gutem Einvernehmen zu leben, dass wohl alles auf einem Missverständnisse beruhe. Dessen

ungeachtet erklärte ich den Leuten, nicht eher zufrieden gestellt zu sein, und dass der Frieden nicht eher wiederhergestellt wäre, bevor sie nicht Geschenke gebracht hätten*), sagte auch dem Häuptlinge, dass ich ihn für das Verhalten seiner Leute verantwortlich machen würde.

Wunderbar war, welche knechtische Furcht die Leute vor dem Häuptlinge und dessen Anhange hatten, obgleich derselbe sonst bei anderen Gelegenheiten so gut wie über keine Macht verfügte. Ein Gieta-Mann, der uns von den Drohungen der Eingeborenen erzählt und uns versichert hatte, dass man die feste Absicht hegte, ihn, seine Genossen und alle weissen Männer zu ermorden, ja der, wie er sagte, selbst mit angehört hatte, wie der Häuptling geäussert hatte: „gut, esset nur recht viel, damit ihr fett werdet, dann rutscht das Streitbeil viel besser in den Schädel hinein“, zog sich, als ich ihn dem betreffenden Häuptlinge gegenüber stellte, feige zurück und erklärte, dass alles Lüge wäre. Obgleich mehrere Wochen seit dem Vorfalle vergangen waren, und die Prinzessin gestorben war, blieb jedoch alles ruhig. Die Eingeborenen brachten Tauschwaren, auch Gemüse und Tarro, ein Zeichen, dass sie wenig an Feindseligkeiten dachten. Meiner Ansicht nach war es nur die Erregung über die Krankheit und den Tod der Tonatana, welche die Leute Äusserungen tun liess, die sie gerne ungesprochen wünschten, glaube aber auch bestimmt, dass in dem betreffenden Momente das Leben eines Weissen, hätten sie ihn unvorbereitet überraschen können, keinen Pfifferling wert gewesen wäre.

Dem mag nun sein, wie ihm will, man muss es als unhaltbare Zustände ansehen, wenn man bei dem Todesfall einer hervorragenden Person ähnlichen Drohungen und gefährlichen Zusammenstössen ausgesetzt ist. Es war damals wirklich an der Zeit, dass ein Exempel statuiert worden wäre, d. h. dass ein Kriegsschiff gekommen wäre, und dass einer oder zwei der Häuptlinge deportiert, und eine Anzahl der anderen Grossmäuler tüchtig bestraft worden wäre. Inwieweit man durch Abbrennen der Dörfer die gesamte Einwohnerschaft bestrafen konnte, will ich nicht weiter ermessen; man hätte zunächst sehen müssen, welchen Eindruck es auf die Leute gemacht hätte, ihrer Häuptlinge beraubt zu werden und die Lehre vom beweglichen Stocke kennen zu lernen. Die Sicherheit der Europäer würde durch solche Massnahmen, die der Tat auf dem Fusse folgen müssten, sehr gewinnen, denn die schwarzen Herren würden merken, dass die Zeiten, wo sie alles ungestraft tun konnten, vorbei wären. Die Neu-Guinea-Compagnie war natürlich zu solchen Bestrafungen der Eingeborenen verpflichtet, resp. den europäischen Händlern, die Steuern und Abgaben zahlten, Schutz schuldig, doch nichts geschah. In 2 Jahren

*) Bei den Melanesiern gilt der Austausch von Geschenken als Zeichen des Friedensschlusses.

besuchte kein Schiff der Compagnie oder des Reiches diesen abgelegenen Winkel unserer Südsee-Kolonie.

---

Eine kurze Tour, die ich nach der Insel Munia machte, bot mir Gelegenheit, verschiedenes Interessante bei den Eingeborenen kennen zu lernen. Auf Munia hatten sich kurz nach meiner Übersiedlung nach Faisi Eingeborene, und zwar ein Teil der Gisu-Leute, unter einem Häuptlinge niedergelassen; der Besitzer von Munia, John Macdonald, hatte ihnen dies unter der Bedingung gestattet, dass sie Land klären, den Boden bebauen und auf diesen Stellen dann Kokosnüsse anpflanzen sollten. Das dort entstandene Dorf war klein; ich zählte im ganzen 6 Hütten, höchstens 40 Einwohner lebten dort.

Man hatte natürlich auch nicht versäumt, einen Teufelsplatz anzu-



Fig. 49. Teufelspfähle in Munia.

legen. Derselbe war im Dorfe selbst in der Nähe des Strandes gelegen und bestand aus einer Reihe rot angestrichener Pfähle, die stufenweise vom Strande ungefähr 10 m weit in das Dorf hinein anstiegen; zwischen je 2 Pfählen war ein Abstand von $^3/_4$ m. Neben diesen Pfählen und mit ihnen gleichlaufend waren dünnere Stäbe eingerammt, die mit allen möglichen Zieraten behangen und bemalt waren. Bunte Taschentücher dienten als Fahnen, an jeder Spitze befanden sich nicht gerade ungeschickt geschnitzte Vogelgestalten, mit natürlichen Federn geschmückt und rot, schwarz und blau angemalt. An mehreren dieser Stöcke hingen Perlenschnüre herab (Figur 49). Zu bestimmten Zeiten wurden auf den dicken Pfählen Speisen als Opfergaben aufgestellt. Auf mein Befragen, welchen Zweck die ganze Vorrichtung hätte, wurde mir gesagt, dass man damit den Teufel versöhnen und Krankheit vom Dorfe abhalten wollte. Wenn der Teufel nach dem Dorfe käme und von dem hingestellten Essen genommen hätte, dann würde er auch alle Krankheiten und alles Übel von dem Orte

wegnehmen. Auf meine Fragen, ob einer der Dorfbewohner den Teufel schon einmal gesehen hätte, wurde mir von einigen ganz bestimmt versichert, dass sie ihn verschiedene Male nachts hätten am Strande entlang gehen sehen; sein Aussehen konnten sie mir jedoch nicht beschreiben, da es meistens sehr dunkel gewesen wäre.

Die religiösen Ansichten sind recht verworren; es hält sehr schwer, von den Eingeborenen etwas Genaues zu erfahren. Das, was ich in Erfahrung bringen konnte, will ich hier einfügen.

Die Welt soll von Tonatana geschaffen sein, auch die Menschen wurden von diesem Gotte erschaffen. Anfangs gab es keinen Tod in der Welt, derselbe kam erst durch folgenden Anlass zu den Menschen.

Tonatana hatte ein Weib erschaffen. Damit dieses nun nicht allein sei, gab ihm der Gott ein Kind. Dem Weibe war ewige Jugend verliehen, es konnte nach einer bestimmten Zeit seine alte Haut abstreifen und eine neue, jugendliche anlegen. Eines Tages nun war die Frau mit diesem Hautwechsel beschäftigt. Unklugerweise hatte sie ihr Kind bei dem Vorgange zugegen sein lassen. Als das Kind nun den Hautwechsel sah, erschrak es heftig und begann lebhaft zu schreien. Die Mutter, aufgeregt über das schreiende Kind, machte beim Anlegen der neuen Haut verschiedene Fehler, sodass sich das Ganze nicht schliessen wollte. Als sie den Fehler durch nochmaliges Ablegen der Haut zu verbessern versuchte, fiel sie tot um.

Die Verstorbenen werden alle in Teufel, in Nitus, verwandelt und gehen von Alu nach den Kronprinzen-Bergen und nach den Höhen bei Gieta (auf Bougainville); nachdem sie dort einige Zeit verweilt haben, müssen sie sich nach dem Vulkan Bagama und dem Balbi begeben. Häuptlingsseelen gehen auf eine bestimmte einzelne Person über; diese letztere wird dann ein grosser Zauberer und übt eine weitgehende Macht aus.

Man kennt zwei Sorten von Teufeln. Sakesali sind schlecht und bösartig, sie rauben Kinder, stiften Unfrieden, bringen Stürme, Krankheiten, kurz alles Unheil über die armen Wilden. Die Sakesali sind Buschteufel, die, wenn jemand im Walde oder im Wasser verloren gegangen oder gestorben ist, die Seele des Toten festhalten. Der Zauberer muss die verloren gegangenen Seelen einfangen und zu den anderen Nitus senden.

Gute Geister oder Teufel sind die Koriti, sie schützen die Seefahrer, die Kinder, die Kanus, die Häuser und die Pflanzungen.

Krokodile scheinen heilig zu sein, denn bei dem Dorfe Siwuei auf Bougainville, dessen Bewohner mit den Shortlands-Insulanern sehr nahe verwandt sind, wurde lange Zeit ein heiliges Krokodil gehalten; dasselbe wurde mit Schweinen, Hunden, vielleicht auch mit Menschen gefüttert.

Teufelsbeschwörer hat man natürlich auch auf den Shortlands-Inseln. Nachstehende Vorfälle mögen hierüber Aufklärung bieten.

Als die Frau von John Macdonald krank war, erschien der Teufelsbeschwörer von Sanai, um sie wieder gesund zu machen. Er fand, dass die Frau mit drei Teufeln behaftet war, zwei schwarzen und einem weissen; nach verschiedenen vergeblichen Versuchen gelang es dem Beschwörer, diese drei Teufel einzufangen. Er hatte sich Holzpuppen gemacht, dieselben angekleidet und verfuhr mit diesen nun, als wenn sie lebende Personen wären, er nährte sie, legte sie schlafen und trug sie in dem Orte umher, bis ihre Zeit zum Sterben gekommen war. Die beiden schwarzen Teufel wurden verbrannt, der weisse in der See ersäuft. Nun war, wie der Zauberer sagte, für die Kranke jede Gefahr vorbei, und der Zauberer konnte wieder nach seinem Heimatsorte Sanai zurückkehren.

Als das Befinden der Frau nun immer schlechter und schlechter wurde, und sie dann starb, konnte sie natürlich nach Ansicht des Zauberers an keiner Krankheit gestorben sein, sondern war vergiftet worden. Der schlaue Fuchs wusste sich, um nicht an Ansehen, mit welchem es übrigens nicht weit her war, einzubüssen, nicht anders zu helfen.

Matiker war der Name des Teufelbeschwörers. Manches Mal hatte ich meinen Spass mit dem alten Herrn und erzählte ihm allerhand Teufels- und Spukgeschichten, die er scheinbar dann für sich weiter verwendete. Am Tage hatte er niemals den Teufel beobachten können und war sehr erstaunt, dass ich mit Beelzebub auch bei hellem Sonnenschein Brüderschaft getrunken haben wollte. Ihm erschienen die Geister nur im Traume, dann erzählten sie ihm, was er tun müsste, sagten ihm die Zukunft voraus, gaben ihm die Mittel gegen die Krankheiten und zeigten ihm die Wege, wie die bösen Teufel zu bekämpfen seien.

Der grösste und angesehenste Zauberer war ein Mann namens Saraba. Er hatte sich mit einigen Sklaven ganz von seinem Stamme getrennt und lebte auf den kleinen Inseln, die im Westen von Alu liegen.

Sein erster Zauberversuch, der ihm beinahe das Leben gekostet hätte, war folgender. Eines Tages, als der alte Gorei noch lebte, nahm Saraba ein Stück Zeug und bewedelte sich und seine Genossen, indem er einen Rundgang durch das Dorf Sanai machte; während desselben sprach er eine allen unbekannte Sprache, d. h. er kauderwelschte irgend etwas zusammen.

Man fragte ihn nun, was sich zugetragen hätte, und er erzählte: Die Teufel sind mir erschienen und zwar die von den hohen Bergen (Balbi, Bagama) und haben mir erzählt, dass in Kürze ein grosses Erdbeben kommen wird, welches durch verschiedene kleine eingeleitet werden wird. Gerade als er beim Erzählen war, erfolgte ein leichter Stoss. Hatte man erst über den Mann gelacht, so wurden die Leute dadurch stutzig. Morgen wird ein stärkeres kommen, sagte nun Saraba, und der Zufall wollte es, dass dies auch wirklich geschah. Das war nun genug Grund für die einfältigen Schwarzen, um dem schwatzhaften Zauberer zu glauben und ihn

zu bitten, doch zu sagen, was sie zur Abwehr des Übels tun sollten. Saraba, der bei jedem Stosse getanzt und geschrieen hatte, erklärte, dass die Stösse von Tag zu Tag heftiger werden würden, bis zuletzt kein Mensch mehr leben könnte. Es gebe nur ein Mittel, das Unheil zu verzögern oder abzuhalten, und das wäre, jeden Tag ein Schwein zu schlachten. Mit schwerem Herzen entschloss sich Gorei hierzu. Mehr als 50 Schweine wurden getötet; der Zauberer beanspruchte natürlich immer den grössten Teil des geschlachteten Tieres. Die Erdbeben kehrten jedoch mehrere Male wieder, und die Getäuschten wurden zuletzt argwöhnisch. König Gorei liess den Herrn Saraba festnehmen und in Eisen legen; man beschloss, ihn zu töten, zuvor jedoch die Wahrheit aus ihm herauszuprügeln, was denn auch in ausgiebigster Weise geschah. Unter den Schmerzen gab der Herr Saraba denn zuletzt auch zu, dass er einen grossen Schwindel begangen hätte. Getötet wurde er jedoch nicht, denn er wurde von einem Häuptlingssohne, dem jetzigen Häuptlinge von Sanai, Ferguson, losgebeten, wurde aber damit Sklave desselben. Er konnte sich jedoch nach kurzem loskaufen. Für den Schwindel musste er natürlich auch tüchtig bezahlen und zwar Schildpatt und Schweine.

Ein weiterer, recht naiv angelegter Schwindel des Saraba, den jedoch niemand von den Shortlands-Insulanern herausfand, war folgender. Sein Bruder war mit seinem Kanu nach einer kleinen Insel zum Schildkrötenfang gefahren. Auf der Rückkehr wurde er von schlechtem Wetter überrascht und verlor sein Kanu; durch Schwimmen erreichte er seinen Abgangsort, die kleine Insel; nachdem er unter Hunger und Durst stark gelitten hatte, baute er ein Floss, um nach der Insel, auf welcher Saraba lebte, zurückzurudern. Saraba ging an demselben Tage in den Busch, um Cuscus zu fangen, kam nach kurzer Zeit unverrichteter Sache zurück und legte sich schlafen. Plötzlich sprang er auf, begann zu heulen und erzählte den Anwesenden, dass sein Bruder in Gefahr sei, dass er sein Kanu verloren, dass er ein Floss gebaut hätte und auf dem Wege zu ihm wäre. Als die Leute an den Strand liefen, und mehrere auf Kokospalmen kletterten, konnten sie wirklich das Floss sehen. Dieser Vorfall begründete den Ruf des Zauberers aufs neue, man verzieh ihm die Erdbebengeschichte und kam auch nicht darauf, dass die ganze Angelegenheit zwischen den beiden Brüdern verabredet war.

Auf mein Befragen, wie er denn die Geister sehen könnte, meinte Saraba: es ist mit deinen Augen, als wenn ein dichtes Spinngewebe, wie du es oft im Busch findest, vor denselben liegt, du kannst nicht durchsehen und die Geister erblicken, ich kann jedoch hindurchschauen, sehe die Geister und kann mit ihnen sprechen.

Merkwürdig ist, dass die Zauberer sich der Masken bedienen sollen. Ich konnte während meines langen Aufenthaltes auf den Shortlands-Inseln

nur zweimal solche Masken erwerben. Die eine war ganz aus Holz, schwarz gefärbt und stellte nur ein menschliches Gesicht dar; für Augen und Mund waren Löcher gebohrt. Die zweite war ein ganzer Kopf. Als Untergestell hatte man spanisches Rohr und Bambus gebraucht und über das Ganze einen Überzug aus blauem europäischen Zeug gefertigt. Das Gesicht war teils aus Holz, teils aus Zeug gebildet; auch hier waren für Augen und Mund die entsprechenden Löcher gebohrt resp. offen gelassen worden. Welchem Zwecke diese Masken dienten, konnte ich trotz vieler Bemühungen nicht genau feststellen. Der Zauberer soll sie anlegen, wenn er mit den Geistern der Abgeschiedenen spricht.

Amulette werden gegen alle möglichen Zufälle und Krankheiten und gegen böse Geister angewendet. Sogenannte Tambuschnüre aus Bast und Pflanzen, eine Schnur mit daran hängender Wurzel, Akalau Tambu, an einer Schnur befestigte Krokodilzähne, zusammengebundene Blätter an einem Stücke Bast und aus Conus oder Tridacna (Anitai) zierlich geschnittene Platten werden hauptsächlich von den Männern getragen und wären hier zu nennen.

In den Häusern befinden sich Hauszauber, die die Form von verzerrten menschlichen Figuren, Krokodilen, Hunden und Vögeln haben. Die Netze, vor allem die grösseren, werden mit aus Holz geschnitzten Figuren versehen, damit die bösen Geister abgeschreckt werden, und der Fang mit den Netzen erfolgreich wird.

Auch die Kanuschnabel-Verzierungen, die in den verschiedensten Formen gebräuchlich sind, können hier als Amulette angeführt werden, denn auch sie sollen die Kanus gegen Gefahren schützen.

Die an anderer Stelle erwähnten Teufelsstellagen und Bauwerke gegen Krankheit, wie ich sie in Paramatta, Maliai und Munia fand, gehören auch hierher.

Auch die Plantagen, Gärten und Felder werden hin und wieder mit sichtbaren Zeichen gegen Geister und schlechte Witterung geschützt. Hauptsächlich werden hierzu Flechtereien und Schnüre verwendet. Nicht zu verwechseln sind hiermit die Tabu-Zeichen, wie z. B. Kokosnusspalmenzweige, welche in Manneshöhe um die Palme geflochten werden, oder kreuzweise neben einander gesteckte Zweige an dem Eingange der Plantagen.

Wie man sieht, versucht der Salomonier seinen Körper, seine Gebrauchsgegenstände und seinen ganzen übrigen Besitz gegen den Einfluss von bösen Geistern zu schützen, da nach seiner Ansicht Land und Meer, Wald und Riffe mit den verschiedensten bösen Geistern, die nur darauf ausgehen, ihm zu schaden, bevölkert sind.

Man kennt den Schwur und zwar wird bei der Schwester, bei der Mutter geschworen, oder man sagt auch, um seine Aussage als wahr zu

bekräftigen, aeguteim, d. h. wenn das, was ich sage, nicht wahr ist, wenn du es nicht glaubst, so kannst du mich mit Kot beschmutzen.

Als Zeichen der Unterwerfung und der Erniedrigung gilt das Auflegen von Asche auf das Haupt.

Was nun das Vergiften anbelangt, so scheint wirklich Pflanzengift in den Händen der Eingeborenen zu sein. Die Alu-Leute selbst scheinen es nicht oder nur schlecht zu verstehen, aus den betreffenden Pflanzen Gift zu bereiten, denn, wenn man darnach fragt, weisen sie immer auf die Buschleute von Bougainville hin. Es gelang mir nicht, etwas von dem bereiteten Stoffe zu erlangen. Die Frucht, woraus das Gift angeblich gewonnen wird, ist eine knotige, im Durchmesser gegen 6 cm grosse, mit faseriger Aussenschale versehene Nuss, die auf hohen Bäumen wächst. Auch werden diese Nüsse, wie ich an anderer Stelle beschrieb, als Schwimmer für die grossen Netze verwendet. Fische z. B. sollen mit der zerriebenen Nuss, wie schon erwähnt, betäubt und dann eine leichte Beute der Eingeborenen werden. Ob die weisse Farbe Fioi wirklich ein Gift ist, konnte ich leider nicht feststellen; doch will ich nicht unterlassen, sie hier als mutmassliches Gift anzuführen. Ein weiteres Gift soll aus einer Art Schlingpflanze (Bure) gewonnen werden. Ferner findet sich im Walde eine Baumart, die ganz unheimliche Wirkung auf den Menschen ausübt, wenn er mit ihr in Berührung kommt, wobei es ganz gleich ist, ob es der Stamm, die Wurzel, die Zweige oder Blätter des Baumes sind. Der damit in Berührung gebrachte Körperteil schwillt an, Entzündungen und offene Wunden entstehen, die nach Aussagen der Eingeborenen unheilbar sind.

Als Beweis der Gefährlichkeit des Baumes kann ich folgendes anführen. Auf einer gelichteten Stelle des Urwaldes hatte ein solcher Baum gestanden. Man hatte versucht, ihn durch Feuer und Axt zu vernichten; nach Wochen war jedoch noch ein starker Stamm liegen geblieben. Da derselbe im Wege war, beschloss der Leiter der Arbeiten, ein Europäer, den Stamm forttragen zu lassen, in der Meinung, dass seine Gefährlichkeit durch Feuer und Rauch zerstört worden sei. Die Arbeiter, Leute von Buka, welche nichts von der Gefährlichkeit des Baumes wussten, nahmen den Stamm auf ihre Schultern und trugen ihn nach dem Strande. Wenige Stunden später klagten mehrere der betreffenden Leute über Kopfschmerzen und Schmerzen in den Schultern; letztere schwollen an, ja einer der Männer bekam einen Abscess auf der Schulter, der erst nach Monaten abheilte. Auch stellte sich Fieber ein, allerdings bei den einzelnen in verschiedenem Grade. Manche waren wochenlang krank.

Leider war ich zu der betreffenden Zeit nicht an dem Orte, konnte demnach auch keine Untersuchung anstellen, doch ist die Schilderung von einem glaubwürdigen Europäer; ich selbst sah nur noch einige Fieberkranke.

Ähnlich wirkende Bäume und Sträucher giebt es in Java und in Celebes. In Java sind es der gefürchtete Upas-Baum und der Gluta benghas und auf Celebes eine Strauchart; letztere hat eine Wirkung wie unsere Brennessel.

Der Upas-Baum, eine Ficusart, ist bei den Javanen sehr gefürchtet, und ich gebe zum Vergleich eine kurze Schilderung wieder, die Forbes in den „Wanderungen eines Naturforschers im Malayischen Archipel", pag. 119 und 120, veröffentlicht hat. „Unter dem schattigen Dache dieses hohen Feigenbaumes wagt kein Eingeborener, der ihn kennt, zu ruhen, noch wagt er, unter dem Winde seines Stammes durchzugehen; so stark ist sein Glaube an seine Schädlichkeit. Im Mittelpunkt einer grossen Teepflanzung, nicht weit von meiner Wohnung, stand ein ungeheures Exemplar; keiner war kühn genug, es zu fällen, obgleich es dem Eigentümer schon vielen Schaden gebracht hatte. Von Zeit zu Zeit hatte der Blitz grosse Äste von ihm abgeschlagen, welche die darunter stehenden Teesträucher beschädigten, und keiner seiner Diener konnte vermocht werden, sie fortzuschaffen. Eines Tages jedoch schob man sie mit der Heugabel auf einen Haufen, verbrannte sie und hielt sie für beseitigt; aber am nächsten Morgen erwachten die sämtlichen Arbeiter im nächsten Dorfe mit einem schmerzhaften Ausschlag an allen Körperstellen, welche die Kleidung unbedeckt lässt. Da erinnerte man sich, dass der Rauch der brennenden Äste vom Wind durch das Dorf geblasen worden sei. Das erklärte die Epidemie, hinderte sie (sic) aber nicht, sich alle für so gut wie tote Leute zu halten, denn die Giftigkeit des Saftes ist ihnen nur zu wohl bekannt." Nur der Rindensaft soll gefährlich sein, denn aus dem Holze werden Kisten, Möbel und andere Gegenstände gearbeitet; weder der Zimmermann, noch diejenigen, welche die angefertigten Sachen in Benutzung haben, haben nachteilige Folgen aufzuweisen. Der Gluta benghas — eine Anacardiacee — soll noch gefährlicher sein. Seine Rinde enthält einen Saft, der, wenn er die Haut berührt, hartnäckige Geschwüre hervorruft. Holzfäller, die von diesem giftigen Safte bespritzt wurden, brauchten oft monatelang zur Heilung der bösartigen Geschwüre. Der Strauch in Celebes, den ich hauptsächlich in der Gegend von Bonthain auf Süd-Celebes fand, kann auch recht schmerzhafte Anschwellungen hervorrufen. Mein Diener Husein hatte einmal wochenlang unter den Folgen einer zu starken Berührung zu leiden.

---

Die Shortlands-Leute sind grosse Freunde von Erzählungen; des Abends bei Mondenschein oder bei dem Feuer erzählen die alten Männer den jüngeren alle möglichen Sagen. Ich habe mit Hilfe von John Macdonald einige dieser Sagen aufzeichnen können und lasse dieselben hier folgen.

### Die beiden Häuptlingssöhne.

Ein Häuptling hatte zwei Söhne. Der ältere, hässlich und misswachsen, war auf den jüngeren, hübschen eifersüchtig, und so waren die beiden von früh bis spät im Streite. Der Vater, des Haders müde, kam zu dem Entschlusse, den jüngeren fortzusenden. Dem jungen Manne wurde ein Kanu gegeben, und ihm geheissen, seine Heimat zu verlassen. Nach längerem Rudern kam er zu einem Eilande und fand daselbst ein altes, hässliches Weib. Dieses verlangte, dass er mit ihr in den Busch gehe und sie lieb habe, was der gefällige junge Häuptlingssohn auch tat. Nachdem er die Wünsche der alten Hexe befriedigt, zeigte sie ihm eine bestimmte Sorte Nüsse (Canarie) und erlaubte ihm, einen Teil davon zu nehmen; alsdann schickte sie ihn an das andere Ende der Insel zu dem Herrn des Eilandes. Derselbe war ein steinalter Mann, welchem der junge Mann die von der Frau erhaltenen Nüsse gab. Der Herr der Insel zerkaute die Nüsse, spie den Brei in seine Hände und verlangte von dem Häuptlingssohne, dass er ihn lause. Bereitwilligst kam der junge Mann diesem Wunsche nach und liess die Läuse in die mit Nussbrei gefüllten Hände des alten Mannes fallen. Nachdem die Forderung des Alten erfüllt war, frass der Greis das ganze Gemisch auf. Er belohnte den gefälligen Jungen mit 3 Kokosnüssen, die er sich selbst aus einem grossen Haufen heraussuchen durfte. Er hiess ihn die 3 Nüsse hinter sich in sein Kanu legen und dann nach seiner Heimat rudern. Weiter gab er ihm den Rat, sich zuerst nicht umzuschauen und zwar nicht, wenn es nach Pfefferminz röche, auch nicht, wenn Betelnussdüfte um seine Nase wehten, sondern erst, wenn er den dritten Geruch, verursacht durch eine Rinde, spürte, sollte er sich umwenden. Der junge Häuptlingssohn tat, wie ihm befohlen; als er sich endlich beim dritten Geruche umdrehte, fand er statt der 3 jungen Kokosnüsse 3 wunderschöne, junge Mädchen in seinem Kanu, die ihn mit liebeschmachtenden Blicken anschauten. Mit diesen ruderte er so schnell wie möglich heimwärts. Als er zu Hause angelangt war und die 3 Jungfrauen an das Land brachte, waren seine Eltern über das Glück, welches ihren jüngsten Sohn betroffen hatte, sehr erfreut.

Nicht so erfreut war der ältere Bruder, derselbe barst beinahe vor Neid und entschloss sich, nachdem er seinen jüngeren Bruder ausgefragt hatte, auch nach der Insel zu gehen, um sich auf so leichte Weise 3 junge Weiber zu holen. Er kam auch zu dem alten Weibe, verlachte sie aber ob ihres Verlangens. Auch er wurde zwar mit Canarie-Nüssen zu dem alten Mann gesandt, weigerte sich jedoch, denselben zu lausen, und erhielt als Belohnung für seine Ungefälligkeit 3 alte Kokosnüsse und denselben Ratschlag, sich auf der Heimfahrt nicht bei den 2 ersten Gerüchen umzuschauen. Als er es nun bei dem dritten tat, fand er 3 alte, hässliche Weiber hinter sich im Kanu sitzen. Sein Empfang zu Hause war natürlich

nicht der beste, alle verlachten und verhöhnten ihn und meinten, was für ein grosses Glück er gehabt hätte, die 3 alten, hässlichen Weiber unterwegs aufzulesen.

### Wie die Eule dazu kam, dass sie ihren Hals immer verdrehen muss, warum der Kranich*) den langen Hals hat, und der grüne und rote Papagei verheiratet wurden.

Die Eule war mit dem roten Papagei (Eclectus, Edelpapagei) verheiratet. Der Mann, die Eule, war sehr eifersüchtig und musste, um seine etwas flatterhafte Frau beobachten zu können, immer seinen Hals verdrehen. Der Kranich war ein Sklave in dem Hause der Eule. Hauptsächlich sollte dieser Sklave auf den roten Papagei aufpassen, damit er sich nicht mit anderen in Liebes-Tändeleien einliesse.

Eines Tages fand nun ein grosser Tanz statt. Auch der grüne Papagei war als Tänzer zu diesem gekommen. Hierbei zeigte er durch Aufheben der Flügel die schönen blauen Federn, die sich unter seinen Flügeln befanden. Alle Anwesenden begannen zu singen und zu schreien, wenn er diese Pracht zeigte. Als die Eule nach Hause kam, fragte ihre Frau, warum denn die anderen bei dem Tanze so sängen, lärmten und erfreut wären. Die Antwort war: oh, man bewunderte die schönen blauen Federn unter meinen Flügeln, wenn ich dieselben lüftete. Die Frau dachte, ich kann keine schönen blauen Federn an meinem Manne entdecken, es muss etwas anderes sein, und sie fragte den weissen Kranich. Dieser schilderte ihr nun den grünen Papagei, und welche prächtigen Federn er unter den Flügeln hätte. Als sie hierauf den Kranich fragte, ob sie den prächtigen Vogel sehen könnte, sagte dieser, sie sollte ein Loch in die Graswand des Hauses machen. Sie tat es; als sie den grünen Papagei gesehen hatte, fiel sie in Liebe zu ihm. Sie sandte durch den Kranich die Botschaft an den grünen Papagei, dass er am Abend kommen und bereit sein müsste, mit ihr davonzulaufen. Wie ausgemacht war, so geschah es auch. Als die Eule nach diesem Vorfalle nach Hause kam, vermisste sie ihre Frau und fragte den Kranich nach ihrem Verbleib. Sie ist mit dem grünen Papagei davongelaufen, meinte der unredliche Sklave. Komm näher, sagte die Eule, ich kann dich nicht verstehen. Der Kranich kam näher, und die Eule erwischte ihn beim Halse und streckte denselben durch Ziehen und Zerren beiderseits so lang, wie er bei Kranichen noch heutigen Tages ist.

### Hund und Cuscus.

Hund und Cuscus (Opossum) waren Freunde. Eines Tages fragte der Cuscus den Hund, ob er ihn kämmen wollte, da seine Haare zusammen-

*) Es ist kein eigentlicher Kranich, sondern nur ein ähnliches Tier, dessen Namen ich aber nicht in Erfahrung bringen konnte.

klebten. Der gefällige Hund kämmte und wusch den Cuscus und sagte nach vollbrachter Arbeit zu dem Cuscus: geh jetzt nach dem Wasser und sieh hinein, wie schön ich dich gemacht habe; als der Cuscus nun sah, welches schöne Bild das Wasser wiederspiegelte, sagte er dem Hunde Dank und versprach Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Der Cuscus bestieg einen Baum, und der Hund setzte sich darunter. Anstatt letzteren nun zu kämmen und schön zu machen, streckte und reckte der Cuscus die Ohren des Hundes zu einer enormen Länge, zerzauste die Haare in Büschel und Klumpen, ferner reckte er den Schwanz des Hundes so lang wie möglich aus und machte 3 Knoten hinein. Alsdann sagte er zu dem Hunde: geh nach dem Wasser und sieh, wie schön ich dich gemacht habe. Der Hund tat, wie ihm geheissen war; als er nun seine Verunstaltung sah und merkte, was für ein schlechter Kerl der Cuscus war, rannte er zurück, um ihn zu töten. Der Cuscus war jedoch auf den Baum gekrochen und verlachte den Hund, dem er so bös mitgespielt hatte. Seit dieser Zeit nun sind Hund und Cuscus die grössten Feinde, und verfolgt der Hund jeden Cuscus, welcher ihm zu Gesicht kommt. Der Cuscus ist seitdem dadurch gezwungen, immer auf Bäumen zu leben.

### Die Sage vom Kanubau.

In alten Zeiten hatten die Eingeborenen von Alu keine Kanus, denn sie verstanden es nicht, dieselben zu bauen; auch hatten sie keine Netze.

Eines Tages sagte der König, wir wollen etwas bauen, um über das Wasser gehen, und etwas anderes, um Fische fangen zu können. Sie bauten ein Netz aus Rohr und ein Kanu aus schlechten Stöcken und Tauen und nahmen anstatt der jetzt gebräuchlichen Nuss (Zita) Lehm und Schlamm zum Dichtmachen.

Im Dorfe war nun eine steinalte Frau; dieselbe hatte einen jungen Knaben zum Enkel. Sie wusste, wie ein Kanu zu bauen und Netze richtig anzufertigen wären. Auf Bitten ihres Enkels baute sie ein richtiges, seetüchtiges Kanu und strickte ein gutes, starkes, grosses Netz.

Als die Leute nun fischen gingen, wurde der zum Dichtmachen verwendete Schlamm durch das Wasser aufgelöst, die Fahrzeuge füllten sich mit Wasser und sanken, auch gingen die Fische durch die Rohre und zerbrachen dieselben dabei.

Des Enkels Kanu und Netz waren jedoch gut. Darum nahm der König sie dem Knaben fort und befahl ihm, auf das Kanu und Netz aufzupassen. Das alte Weib, deren Kunst man endlich erkannt hatte, musste nun für alle Männer im Dorfe ein Netz stricken. Daraufhin ging man wieder zum Fischen aus. Der Knabe war in dem Kanu, um die gefangenen Fische aufzunehmen. Als er über den Rand des Kanus sah, bemerkte er zwischen den Korallensteinen etwas, was wie ein Fischschwanz

aussah. Er sprang in das Wasser und versuchte, den vermeintlichen Fisch, der in Wirklichkeit ein Stein war, am Schwanze herauszuziehen. Hierüber vergass er, auf das Kanu achtzugeben, und dasselbe trieb weit davon.

Die Männer hatten den Knaben und das Kanu ganz vergessen und gingen, wie sie mit Fischen fertig waren, an das Land. Der Knabe versuchte, durch Tauchen den vermeintlichen Fisch zu erlangen, doch erreichte er ihn nicht, da inzwischen die Flut gekommen war.

Die Leute reinigten gerade am Strande die erbeuteten Fische, als der König den Knaben und das Kanu vermisste und endlich letzteres davontreiben sah. Er sandte einen seiner Leute aus, damit er nachschwämme und es zurückbringe; der Mann kam jedoch nicht weit, denn ein Hai frass ihn auf. Der König schickte hierauf 2 Männer, doch auch sie wurden von dem Ungeheuer verschlungen; nun sandte der König 5 Männer, auch sie erfuhren dasselbe Schicksal wie ihre Vorgänger. Auch 10 Männer konnten das Kanu nicht erreichen, sie wurden ebenfalls von Haien gefressen; zuletzt gingen alle Männer, da man das Kanu nicht einbüssen wollte, in das Wasser und wurden alle ohne Ausnahme von den Haien getötet. Als der Knabe nun sah, was vorging, und nur Blut und Haie um sich herum erblickte, begann er sich zu fürchten. Die Haie sagten jedoch zu ihm, dass er keinen Grund dazu habe; sie schwammen dicht zusammen und bildeten so ein Floss, auf welches sie den Knaben setzten. So brachten sie ihn an Land. Sie sagten ihm, dass er der einzige Mann im Dorfe wäre und ohne Furcht vor Strafe nach demselben gehen sollte. Er tat es und sagte, im Dorfe angelangt, zu den Weibern, dass er, da alle Männer tot wären, König sei und alle Weiber nun ihm gehörten. Die Weiber verlachten ihn und trieben ihn mit Stöcken in den Busch, indem sie sagten, wenn unsere Männer heimkommen, werden wir ihnen alles erzählen, und sie werden dich erschlagen. Zwei bis drei Tage später aber, als die Weiber die Wahrheit merkten, gingen sie in den Wald und baten den Knaben nach dem Dorfe zurückzukommen; derselbe wollte es jedoch zuerst nicht tun. Drei Mal gingen die Weiber, um ihn zu bitten, und zuletzt willigte der Knabe ein. Man veranstaltete nun ein grosses Essen und brachte den Knaben im Triumph nach dem Dorfe zurück, wo er König wurde. — Er ist nach Ansicht der Eingeborenen der Stammvater der ganzen Alu-Bevölkerung. Der betreffende Stein, der wie ein Fisch aussieht, befindet sich bei der Insel Gomai. Mein Wirt hatte denselben gesehen.

---

Wie vielfach auf den Molukken und auf den papuanischen Inseln findet man auch bei den Shortlands-Insulanern und bei den Bewohnern von Bougainville, von der Kaiserin-Augusta-Bai bis Gieta, sagenhafte Erzählungen von kleinen Menschen, von Zwergen, die in den Bergen

leben sollen. Leider konnte ich nur wenig über diese angeblichen Zwerge erfahren. In Sanai soll sich zu Zeiten Goreis solch ein kleiner Bergbewohner, der kaum die Höhe eines sechsjährigen Knaben erreichte, befunden haben. In Treasury sah ich eine Frau, die mir als Sklavin und als Bergbewohnerin von Bougainville bezeichnet wurde. Diese noch junge Frau (Fig. 50*) war sehr gut und normal gebaut, erreichte aber nur die Höhe von 1,15 m. Auf mein Befragen behauptete sie, dass alle



Fig. 50. Frauen von Treasury. * Zwergin von Bougainville.

ihre Stammesgenossen in Bougainville von gleicher Höhe wie sie selbst wären; auf weiteres Nachforschen stellte sich jedoch heraus, dass sie schon als kleines, dreijähriges Kind von den Strandbewohnern geraubt und nach Treasury gebracht worden war, ihren Versicherungen demnach wenig Wert beigelegt werden kann.

Der Häuptling von Siwuei auf Bougainville, einem Orte, der dicht an der Kaiserin-Augusta-Bai liegt, zeigte mir eine Stelle, wo vor längerer Zeit ein ganzer Stamm von Bergbewohnern gelagert haben sollte. Seine

Erklärung über die Kleinheit dieser Leute war recht bezeichnend, denn er meinte, er hätte sich zwischen den Leuten wie ein grosser Kakerlak zwischen Ameisen ausgenommen. Ein Schwein, welches man den Zwergen geschenkt hätte, hätten sie kaum bewältigen können. Recht drastisch bezeichnete ein anderer Mann, der die kleinen Leute gesehen hatte, ihre Kleinheit dadurch, dass er erzählte, sie hätten die langen Lanzen der Strandbewohner kaum benutzen können, denn als ein kleiner Mann mit einer solchen Lanze nach einer nicht zu hoch hängenden Kokosnuss hätte werfen wollen, wäre ihm dieses unmöglich gewesen, da er seiner Kleinheit wegen bei der Länge der Lanze nicht den richtigen Treffwinkel herausbekommen hätte.

Obgleich nun den Erzählungen der Eingeborenen wenig Glauben beizumessen war, da wohl alles übertrieben wurde, so konnte ich doch verschiedentlich feststellen, dass die von den Bergen stammenden Leute durchschnittlich kleiner als die Strandbewohner von Bougainville und den Shortlands-Inseln sind. In Faisi selbst hatten wir zwei zwergartige Leute, der eine stammte aus dem nördlichsten Teile, und der andere aus dem mittleren Teile von Bougainville; beide waren gut gebaut, doch recht klein. Der eine mass vom Kopf bis zur Sohle 1,39 m, der andere 1,41 m. Beide waren frühzeitig geraubt worden und wussten demnach nichts von ihren Heimats-Stämmen. Auch 3 Arbeiter, die von Buka stammten, die dort als Sklaven gehalten worden waren, erreichten nur 1,50 m (vergl. die Masstabellen No. 3, 4, 5 und die Abbildungen 85 und 86). Sicher sind die Lebensbedingungen, unter welchen die Bergbewohner existieren, schwerer als die der Strandbewohner, und es ist leicht möglich, dass dieser Umstand Einfluss auf die Grösse und Körperverhältnisse der Leute hat. Sehr merkwürdig ist folgendes, weil es mit den Berichten der Eingeborenen über Zwerge zusammenhängt. Die Hauptwaffen der Alu-Bewohner sind Bogen und Pfeile. Beide werden nun nicht von ihnen selbst, sondern in Bougainville angefertigt, und zwar die Pfeile von den Buschleuten, die Bogen jedoch von den Zwergen, da das zu benutzende Holz nur hoch oben in den Bergen wächst, wo keine Kokospalme gedeiht. Die Zwerge vertauschen diesen gesuchten Artikel an die Strandbewohner gegen Kokosnüsse, und diese Strandbewohner gegen Handelswaren wieder an die Alunesen.

Kinderspiele lernte ich bei den Shortlands-Insulanern drei kennen. Das eine, Caru oder Cäru genannt, besteht darin, dass man eine Reihe von Sandhaufen macht. In einen derselben wird heimlich eine Muschel hineingelegt, dann muss geraten werden, in welchem Sandhaufen sich die Muschel befindet. Das zweite wird gespielt, wenn die Zeit der Canarienüsse ist. Ein Spieler legt eine Canarienuss 9 m von dem Stand-

orte der Spielenden auf den Boden, und es kommt nun darauf an, mit einer anderen Canarienuss die erstere zu treffen. Wird die Nuss von dem zweiten Spieler nicht getroffen, so hat derselbe seine Nuss hinzulegen und muss nun abwarten, ob der erste Spieler seine Nuss trifft. Das dritte Jugendspiel, welches häufig von jung und alt mit grossem Vergnügen betrieben wird, ist das Tauziehen, Nascio genannt. Es wird dieses genau so wie bei uns ausgeführt.

Als Kinderspielzeuge können kleine Bogen und kleine, sehr primitive Kanumodelle gelten. Ferner fand ich als Spielzeug in den Händen der Knaben ein merkwürdiges Knallinstrument. Dasselbe wird aus einem Stück Bambus, 60—100 cm lang, gefertigt. Die eine Öffnung des Bambusrohres wird mit Ton- oder Lehmkugeln luftdicht abgeschlossen, in die andere Öffnung wird eine zweite Kugel gesteckt und mit einem stempelartigen Stock langsam nach der anderen, verschlossenen Öffnung geschoben. Ist die zwischen den beiden Kugeln befindliche Luft genügend zusammengepresst, so kann die am vorderen Ende befindliche dem Luftdruck nicht mehr widerstehen und fliegt mit schussähnlichem Knalle 100—200 m davon. Werden genügend grosse Röhren genommen, so ist die Wirkung der aufschlagenden Kugel für den Getroffenen recht fühlbar. Ähnlich mögen diejenigen Instrumente beschaffen gewesen sein, mit denen Seefahrer Mitte oder Ende des 18. Jahrhunderts von den Eingeborenen an der Küste von Neu-Guinea beschossen worden sein wollen.

Ein weiteres Spielzeug, welches ich oft auch bei den Männern fand, ist ein Instrument, um Geräusch zu machen. Es ist ähnlich dem vor Jahren bei uns in Europa gebräuchlichen Kri-Kri. Eine längliche Canarienuss wird von der einen Spitze aus mit einem durch beide Seiten gehenden Schlitze versehen. Durch denselben wird der Kern der Nuss herausgenommen. Dann wird das oberhalb des Schlitzes freistehende Stück Nussschale schmäler geschnitten und etwas dünner geschabt, sodass es zungenartig wird. Knipst man nun mit dem Daumennagel an diese Zunge, so erhält man ein knatterndes Geräusch.

---

Die Insulaner haben ein offenes Auge für die sie umgebende Natur. Als ich mich auf den Salomonen befand, erhielt ich von der Firma Hernsheim den Auftrag, Rinden, Früchte, Hölzer und wohlriechende Pflanzen zu sammeln. Hierbei konnte ich feststellen, dass die Eingeborenen für jeden Baum, für jedes Gewächs einen eigenen, feststehenden Namen haben. Gegen 150 verschiedene Pflanzennamen konnte ich mit Sicherheit feststellen. Ich lasse eine grosse Anzahl dieser Namen hier folgen, und zwar führe ich zuerst die Namen derjenigen Pflanzen an, die für die Eingeborenen oder auch für den Europäer, so weit ich es beobachten konnte, irgend welchen Nutzen haben, um dann die übrigen anzugeben.

Asama, Schlingpflanze, die den Bast hergiebt, um die Kanuplanken zusammenzunähen.

Alas, strauchartig, häufig }
Alollo, Büsche, häufig } der Bast wird für Stricke verwendet.

Assala, hoher Baum, häufig; die Kanuruder und Hausgötzen werden daraus gefertigt.

Ati, hoher Baum, nicht häufig; aus seinem Holze fertigt man die Kanuplanken.

Abesoli, Schlingpflanze, aus deren Baste die ganz feinen Schnüre zum Aufreihen der Perlen hergestellt werden.

Anzawe, hoher Baum, dessen Blätter wohlriechend sind.

Bahuau, bis 1½ m starker Baum (Calophyllum), dessen Holz zu Schnitzereien verwendet wird.

Bareo, Brotfruchtbaum, dessen Rinde zur Tapabereitung benutzt wird.

Baratu, grosser Baum, der gutes Kanuplankenholz liefert, da er gut spaltet.

Bakaula, Schlingpflanze, Rotang, spanisches Rohr.

Bibilung, Staude, deren Wurzel gegessen wird, wächst wild im Walde.

Bure, Liane, deren Rinde, Nuss (Poputu) und Blätter gerieben zum Fischetöten benutzt werden.

Daras, Fächerpalme, deren angebrannte Blätter zum Einreiben benutzt werden.

Eala, grosser Baum, häufig, hat gutes, hartes Holz, das für Schnitzereien benutzt wird.

Firon, mittelgrosser Baum; aus seinem Holze werden Kanuplanken gefertigt.

Gassu-Gassu, kleiner Baum; der Bast wird als Bindematerial verwendet.

Hatoto, mittelgrosser Baum, der sehr verwachsen ist, jedoch zu den härtesten Holzarten zu rechnen ist, die ich kennen lernte, und zu Keulen verarbeitet wird.

Inu, hoher Baum, häufig; die apfelähnlichen Früchte werden gegessen.

Kaluei, hoher Baum, häufig; die Früchte werden gegessen.

Kamale, grosser Baum, häufig, sehr harzreich. Das Harz (Anaga) riecht nach Anis und wird zu Fackeln verwendet.

Kekesiope, grosser Baum; die Rinde wird geschabt und als Medizin gegen Kopfschmerz auf das Gesicht geschmiert. Sein Holz riecht nach Anis und gilt als Arznei.

Kobeï, Schlingpflanze, aus welcher die Ţambuhalsbänder gefertigt werden.

Kengere, grosser Baum, der gutes Kanuholz liefert.

Lotu oder Lohu, hoher Baum, häufig; der Bast giebt gute Taue und ist sehr klebrig.

Mana-Natu, mittelhoher Baum, selten; aus dem harten Holze werden die Keulen gefertigt.

Masinai, Staude; aus den Blättern werden Schambüschel für Frauen gemacht.

Mamafu, nicht zu hoher Baum, aus dessen Bast Stricke und Schnüre hergestellt werden.

Mecotana, Staude, wild wachsend; die Wurzel wird gegessen.

Nakir, Ingwer, wild wachsend, vielfach als Medikament angewendet.

Obia, mittelgrosser Baum; die jungen Blätter geben ein gutes Gemüse.

Onzala, grosser Baum; die Blätter werden gegen Kopfschmerzen und auf Wunden aufgelegt.

Popusa, grosser Baum, der häufig am Strande getroffen wird, liefert gutes Holz für Schnitzereien.

Ratako oder Rakataku, grosser Baum, aus dessen Bast die Stricke für die grossen Schildkröten-Netze gemacht werden.

Temo, grosser Baum; Blätter und Zweige riechen sehr gut, beinahe wie Pfefferminz.

Tahati, grosser Baum, dessen Früchte gegessen werden.

Temoli, die Wurzeln geben eine wohlschmeckende Speise.

Pflanzen, Bäume und Sträucher, von welchen ich nicht nachweisen konnte, dass sie einen Nutzen für die Insulaner hatten.

Akamono, Baum.
Alue, Baum.
Aubatai, Liane.
Ala, grosser Baum.
Aubilo, grosser Baum.
Bolu, grosser Baum.
Bubulata, Liane.
Boluanzoa, Baum.
Borolong, grosser Baum.
Bilage, grosser Baum.
Cogamu, Strauch.
Cirami, Strauch.
Diri, Busch.
Digessei, Busch
Fulu, Baum.
Gogo, mittelhoher Baum.
Gehala, grosser Baum.
Harebariba, grosser Baum.
Hiru, grosser Baum.
Halalung, grosser Baum.
Hinuwei, Baumschmarotzerpflanze
Ihili, grosser Baum.
Kobokopo, grosser Baum
Kokosala, niedriger Baum.
Kurama, niedriger Baum.
Kabunahai, grosser Baum.
Koipika, grosser Baum.
Kololo, grosser Baum.
Komohei, grosser Baum.
Keilang, Liane.
Kio, grosser Baum
Konkaku, Liane.
Koinau, grosser Baum.
Kuputu, grosser Baum.
Kalikolo, Liane.
Kokkoboro, kleiner Baum.
Kabukin, Liane.
Konakona, Liane.
Laolao, Liane.
Lapao, grosser Baum.
Lahu-lahu, grosser Baum.
Lahai, grosser Baum.
Loubei, Liane.
Loa, Liane.
Lokopau, grosser Baum.
Mehuan, grosser, schlanker Baum.
Momoru, niedriger Baum.
Mananare, hoher Baum.
Marasika, hoher Baum.
Malakulu, hoher Baum.
Manrai, hoher Baum.
Mareas, hoher Baum.
Maregua, Strauch.
Momusi, kleiner Baum.
Malassan, grosser Baum.
Ninikale, hoher, gerader Baum.
Natu, hoher, gerader Baum.
Nana, Liane.
Nihe, grosser Baum
Ono-ono-aweisa, Liane.
Piri-pirik, Liane.
Pati-pati-waun, kleiner Baum.
Samala, mittelhoher Baum.
Suge, Baum.
Siing, Baum.
Suluki, Baum.
Sahana, Baum.
Sasaratuna, Baum
Sesapiana, Liane.
Saina, Staude.
Tjioko, kleiner Baum.
Tuging, grosser Baum.
Tobo, grosser Baum.
Tanganala, Liane.
Tiave, grosser Baum.
Ulaugu, buschartiger Baum.

Auch die eine der angeführten Sagen über die Artengleichheit der beiden grossen Papageien beweist, wie gute Naturbeobachter die Leute sind. Jede Muschel, jedes Tier hat seinen bestimmten Namen.

Die Zeiteinteilung wird hauptsächlich nach dem neuen Mond, der überall freudig begrüsst wird, vorgenommen. Nächstdem werden auch bei Bestimmungen von besonderen Vorfällen aussergewöhnliche Ereignisse, wie grosse, starke Erdbeben und verheerende Stürme, herangezogen. Die Jahre werden mit leidlicher Sicherheit durch das Reifwerden der Canarienüsse, die hauptsächlich von Choiseul in grossen, umflochtenen Ballen eingeführt werden, berechnet. Man muss jedoch bei allen Zeitangaben der Insulaner vorsichtig sein, denn selten kann ein Mann oder eine Frau angeben, wie alt sie ist, wie viele Monate, wie viele Jahre seit einem bestimmten Ereignisse vergangen sind.

Nach den verschiedenen Winden, Monsunen oder Passaten, wird nicht gerechnet, was leicht erklärlich ist, da die Monsune auf den Salomonen nicht sehr regelmässig wehen.

---

Eine zweite Handelsexpedition, die ich mit meinem Freunde Tindal nach Bougainville unternahm, bot vieles Interessante. Mein Hauptzweck war das Eintauschen von Ethnographica und Anwerben von Sammlern.

Wir verliessen Faisi früh am Morgen, und zwar gingen wir nicht direkt nach der grossen Insel, sondern segelten durch die zwischen Alu und Morgusai gelegene Passage, welche ich zu Ehren meines Vaters Ribbe-Strasse nannte. Diese letzere ist eng und an einigen Stellen nur wenige Meter tief. Die Ufer treten nicht hervor, sondern sind durch vorgelagerte Mangrovesümpfe verdeckt. Auf der Alu-Seite ziehen sich 200—250 m hohe Bergzüge hin, alles ist mit üppigem Urwalde bedeckt. Ich wünschte, J. R. Wallace könnte einmal diese Passage sehen; ich möchte ihn dann fragen, wie er sich wohl die Entstehung dieser flussartigen Meeresenge erklären würde; ich glaube, hier würde seine bei den Aru-Kanälen geäusserte Meinung, dass diese früher, als Aru noch mit Neu-Guinea zusammenhing, Teile von Flüssen waren, nicht standhalten, hier müsste er wohl zugeben, dass meine Ansicht über die Entstehung solcher engen Passagen mehr Wahrscheinlichkeit besitzt. (Vergl. Wallace, malay. Archipel; Ribbe, Festschrift des Vereins für Erdkunde, Dresden 1888, pag. 158.)

Längs der Passage, etwas landeinwärts, sodass man ihrer beim Vorbeifahren nicht gewahr wird, befinden sich viele Plantagen der Eingeborenen; verschiedene Landungsstellen weisen darauf hin.

Dicht vor dem Ausgange der Strasse, in Nuhu oder Nuku, befinden sich einige verlassene Häuser. Früher war Nuhu ein Ankerplatz für

die von Sydney kommenden Handelsschiffe. Hier wurden Kopra, Schildpatt und Trepang gegen Tauschwaren umgesetzt; weiter wagten sich die Händler nicht in die Inselgruppe hinein. Die Ausfahrt aus der Passage ist mit einigen Schwierigkeiten verbunden, denn Riffe und Krümmungen hindern die Fahrt. Am Strande auf Morgusai fanden wir nebst mehreren zerfallenen Hütten auch ein in gutem Zustande gehaltenes Teufelshaus (Tafel 9), das der Häuptling von Maliai aufgebaut hatte. Es war ein kleines Haus von absonderlicher Form, auf schwerem, mächtigem Roste von starken Baumstämmen ruhend, ausgeschmückt mit blauen und roten Zeug-Fahnen und -Bändern. Es sollte zur Versöhnung des Teufels, der in des Häuptlings Sohn gefahren war, dienen.

Mit gutem, frischem Winde gingen wir in die See hinaus; im Süd-Westen sahen wir Treasury liegen, zur Rechten behielten wir die weisssandige Alu-Küste. Ich war erstaunt, dieselbe stark mit Kokosnusspalmen bepflanzt zu sehen, um so mehr, da die Menge der in Alu produzierten Kopra sehr gering ist. Die meiste Kopra wird nämlich von den Alu-Insulanern aus Bougainville importiert. Die Leute sind viel zu faul, ihre eigenen Kokosnüsse zu verarbeiten.

Gegen 5 Uhr abends langten wir in Takuna, einer der Inseln auf der Westseite Alus an. Es befindet sich hier eine Eingeborenenniederlassung; eine ganze Familie mit Sklaven und Kindern, gegen 12 Seelen, hat sich hier angesiedelt. Der Häuptling, wenn man ihn so nennen darf, ist der Vermittler zwischen Alu und Treasury, d. h. er führt gegen Schildpatt Pulver und Patronen für die hiesige Bevölkerung ein. Wir hörten, dass der betreffende Mann in Begleitung von Treasury-Leuten nach Bougainville gegangen sei, um Schweine einzutauschen. Wir hatten in Takuna eine gute, ruhige Nacht, denn der Ankerplatz ist gegen Wind und Wellen durch vorgelagerte Riffe gut geschützt. Zeitig am nächsten Morgen gingen wir bei einer steifen Brise nach Ako unter Segel. Wir hatten eine englische Karte mit und fanden, dass sowohl die eingezeichneten Namen als auch die Lage verschiedener Inseln falsch angegeben waren. Erwähnen will ich, dass mein Wirt, Herr Tindal, selbst Kapitän war, und wir also mit Bestimmtheit, um so mehr, da wir auch die nötigen Instrumente mit uns führten, von einer Ungenauigkeit der Karte sprechen konnten. Die Namen habe ich nach den Angaben der uns begleitenden Eingeborenen verbessert, über die Lage will ich nur erwähnen, dass Aikiki, Eilau, Moken weiter südlich und westlich liegen müssen. Monalufu (nicht das auf der englischen Karte angegebene) muss weiter nördlich eingezeichnet werden.

Gegen 2 Uhr mittags kamen wir in Ako an. Längs der ganzen Küste von Ako bis Siwuei und bis zum Kap Hüsker beim Gazelle-Hafen ist überall auf 6—10 m Wasser guter Ankergrund zu finden. Schon in Takuna war mir das Landschaftsbild aufgefallen, die Flora erhält hier



Tafel 9. Teufelshaus in Nuhu.

ein ganz anderes Aussehen; Schrauben-Palmen (Pandanaceae) werden am Strande vorherrschend, auffallend viel Rotang und andere Schlingpflanzen machen ein Eindringen in den Busch beinahe unmöglich. Auch die Küste von Bougainville hat einen anderen Pflanzenwuchs als die Shortlands-Inseln. Viele Casuarinen, Nipa-Nipa-Palmen (?) an den Flussufern, grosse Canariebäume und merkwürdigerweise das Fehlen von Calophyllum sind bezeichnend für die Flora der Bougainville-Küste an dieser Stelle.

Die ganze Küste von Ako bis zum Dorfe Siwuei macht auf den Beschauer einen unfertigen Eindruck; ich weiss, dass der Ausdruck nicht gebräuchlich ist, doch kann ich keinen treffenderen finden. Nach meiner Ansicht können hierbei nur zwei Möglichkeiten, was Form und Vegetation anlangt, in Frage kommen. Einmal mag die ganze Küste, die kilometerweit nach dem Innern zu flach ist, junges, angeschwemmtes Land sein, das sich erst vor kurzer Zeit, sagen wir vor einigen 100 Jahren, mit Humus und Pflanzen bedeckt hat. Zeuge dafür scheint mir das flache Meer längs der Küste zu sein. Auch das 2—3 Kilometer aussen liegende Riff wird seinen Einfluss ausgeübt haben. Dass das Meer zurücktritt, konnte ich aus Aussagen der Eingeborenen schliessen; sie zeigten mir mit vieler Bestimmtheit, dass früher die Meeresküste weiter im Lande gelegen hatte. Das vorliegende Riff schützte die Küste gegen den heftigen Einfluss einer starken See, und die Strömung, die aus der Bougainville-Strasse nach Nordwesten geht, schaffte den nötigen Sand etc. herbei. In der Kaiserin-Augusta-Bai z. B. giebt es am Gazelle-Hafen eine Insel oder Halbinsel, die je nach der Jahreszeit einmal das eine oder das andere ist, jedoch stetig an Umfang zunimmt.

Anderseits könnte man sich den oben erwähnten Umstand aus Folgendem erklären. Durch heftige Erderschütterungen, die mit grossen Überschwemmungen durch das Meer verbunden waren, wurde die Flora verwüstet, und eine neue ist jetzt im Aufblühen begriffen. Dass solche Überschwemmungen vor nicht zu langer Zeit stattgefunden haben, ist sicher, denn in Fauro zeigte mir der Häuptling Tomy March eine Stelle, die gegen 10 m über dem Meeresspiegel lag, und bis zu welcher das Wasser früher, als er noch ein Knabe war, gedrungen war.

Mag nun das eine oder das andere richtig sein, beide Ansichten haben ihre Wahrscheinlichkeiten für sich; so ist es doch sicher, dass die Flora an dieser Küste eine andere als auf den Shortlands-Inseln ist, dass sie eine ganz junge ist, dass so gut wie keine hohen, starken Bäume zu finden sind, dass vor allem 100 Jahre alte Baumriesen, wie die sonst überall an den Küsten der Inseln vorhandenen Calophyllum-Bäume, gänzlich fehlen, dass selbst die Casuarinen kaum 6—8 m hoch sind, ja dass selbst beinahe gar keine Kokospalmen, die doch sonst in einem stark bevölkerten Lande stets zu finden sind, zu sehen sind.

Bald nachdem wir an der Küste von Bougainville vor Anker gegangen waren, schickten wir einen von unserer Schiffsbemannung ab, um den Leuten in Ako unsere Ankunft anzuzeigen. Ako muss mehrere Stunden weit landeinwärts liegen, denn der betreffende Mann sagte mir, dass er nicht am Abend, sondern erst am kommenden Morgen zurück sein könnte.

Kanus von Treasury und Alu waren hier am Strande; im ganzen hatten sie gegen 50 Leute gebracht. Wir waren 2 Europäer, 2 Buka-Diener und 2 Alu-Leute, auf welche natürlich kein Verlass war. Leicht hätten die Insulaner uns nachts, eventuell auch am Tage überfallen können, würden es wahrscheinlich auch getan haben, wenn sie nicht so höllische Angst für ihre gegen Kugeln so feinfühlige Haut gehabt hätten; die Leute sind erbärmlich feige. Nur wenn sie sicher sind, dass der Weisse nicht dazu kommen kann, von seinen Waffen Gebrauch zu machen, nehmen sie die Gelegenheit wahr und erschlagen ihn. Da wir diese wohlmeinende Gesinnung der schwarzen Herren kannten, hatten wir des Tages den Revolver umgeschnallt und die Ledertasche, worin er steckte, aufgeknöpft, so dass es nur eines Griffes bedurfte, um ihn schussfertig zu haben. In besonders gefährlichen Situationen, z. B. wenn viele Eingeborene längsseits des Schiffes kamen, steckten wir den Revolver unter das Hemd und hatten dann die rechte Hand am Drücker, sodass man, wenn man wirklich von einem Eingeborenen umfasst werden sollte, durch Hemd und Rock dem Angreifer einen wohlgemeinten Denkzettel für immer in Form einer Revolverkugel zukommen lassen konnte. Gewehre, und zwar Repetiergewehre, waren natürlich immer so gestellt oder gelegt, dass man sie bei einem Alarmzeichen leicht erreichen konnte. Nachts hatte man als zweites Kopfkissen seinen Revolver unter dem Kopfe zu liegen; man sieht also hieraus, dass man, so schön es sich auch von weiten anhören mag, immer auf dem Kriegsfusse war, denn jeden Moment konnte es zum Kampfe kommen.

Von verschiedenen Seiten wird nun, meiner Erfahrung und meinem Glauben entgegen, behauptet, dass die Eingeborenen von Bougainville und den umliegenden Inseln garnicht so gefährlich seien, dass sie im Grunde gutmütig und dem Europäer wohlgesinnt seien. Ich wünschte, diese Leute, die so etwas behaupten, würden einmal für 14 Tage in einem kleinen Schooner längs der Bougainville-Küste fahren und mit den verschiedenen Stämmen in vertraulichen Verkehr treten; sie würden dann bald handgreifliche Beweise erhalten, wie schlecht Bananen mit den Bougainvillern zu essen sind, und würden sich vielleicht in den nächsten 24 Stunden im Magen irgend eines schmierigen, hautkranken, stinkenden Kannibalen wiederfinden und dort Reflexionen über die Gutmütigkeit der Leute anstellen können. Von Bord eines Kriegsschiffes oder grossen Seglers lässt

sich leicht über die Insulaner reden, denn da ist man weit vom Schusse und dem Bratspiesse.

Abends erhielten wir von den nach Alu resp. ihrer Heimat zurückkehrenden Treasury-Leuten Besuch. Sie waren zu je 25 Mann in zwei grossen Kanus; natürlich gestatteten wir den Leuten nicht an Bord zu kommen. Die Nacht war ruhig und schön, obgleich wir unter der kühlen Landbrise etwas litten. Am Morgen gingen wir dann an den Strand, um in dem Flusse ein Bad zu nehmen. Der Fluss, ein schnellfliessendes Gewässer, war leider durch eine Barre versperrt, sonst hätten kleine Segelschiffe gut darin ankern können; das Wasser war recht kalt.

Leider ist die ganze Küste hier für einen Europäer ein wenig angenehmer Aufenthalt, denn nebst vielen Moskitos giebt es die viel kleineren, aber desto gefährlicheren Sandfliegen. Diese Tiere bringen es in wenigen Minuten fertig, dass man für mehrere Tage und Nächte keine Ruhe findet; so sehr jucken die Stiche.

Ungefähr 20 Ako-Leute waren inzwischen am Strande angelangt; natürlich waren wir gut bewaffnet, und während der eine badete, gab der andere Obacht. Die Ako-Leute umstanden uns und bewunderten unsere weissen Körper. Sicher waren wir für viele die ersten weissen Menschen, welche sie sahen, wahrscheinlich auch die ersten weissen Menschen, die ihren Fuss hier an das Land setzten und für einige Zeit dort verweilten.

Gegen 10 Uhr, wir waren inzwischen wieder an Bord gegangen, kamen die Ako-Leute mit Kokosnüssen an. Der Handel ging gut und schnell von statten, sodass wir gegen Abend den Kutter halb voll hatten. Am folgenden Tage kamen die beiden Ako-Häuptlinge an Bord. Sie verlangten zuerst für ihre Kopra Gewehre, gaben sich zuletzt jedoch mit Äxten, Tabak und Pfeifen zufrieden. Die beiden Könige, wie sie sich nannten, erzählten uns, dass ein deutsches Kriegsschiff vor längerer Zeit hier gewesen wäre, und man ihnen eine Flagge und ein Schreiben gegeben hätte.

Die Leute machten auf mich keinen schlechten Eindruck; ich glaube, dass ihnen mehr zu trauen ist, als allen anderen Bougainville-Eingeborenen. Eine Expedition würde an den beiden Häuptlingen wohl die beste Stütze haben, denn ihr Einfluss reicht bis weit in die Berge, auch verfügen sie in diesem Teile von Bougainville über die meisten waffenfähigen Männer.

Auf meine Frage, ob ich wohl am Strande für mehrere Wochen wohnen könnte, ob sie mir ein Haus bauen wollten, waren die Leute sofort bereit, schienen sogar erfreut zu sein, dass ein Weisser sich in ihrer Nähe niederlassen wollte.

Auf unser Befragen, was die Treasury-Leute mit ihrem Besuche bezweckten, wurde uns gesagt, dass sie hier wären, um Schweine zu kaufen. Wie wir später hörten, hatten sie jedoch ausser dieser

Absicht auch noch die, für gestorbene Angehörige, so wie es Sitte ist, eine Anzahl Bougainville-Leute zu erschlagen. Sie kehrten, als wir abgefahren waren, denn auch nach Ako zurück und erschlugen 17 Menschen. Die elenden Wichte hatten, trotzdem sie gut mit Gewehren bewaffnet waren, nicht den Mut, die Leute offen anzugreifen. Sie machten scheinbar Freundschaft, tauschten Kokosnüsse und Schweine ein und besuchten die verschiedenen Dörfer, um deren Lage auszuforschen. Die dummen Buschleute glaubten nun, dass alles in Ordnung wäre und Friede herrsche, umsomehr, da sie die Fremden in den Kanus hatten abfahren sehen. In der Nacht jedoch kehrten sie zurück, gingen in den Busch und legten sich in der Nähe der Dörfer auf die Lauer. Als der Mond gegen Morgen untergegangen war, d. h. gerade bevor der Morgen graute, und alles natürlich noch unter dem Einflusse des Schlafes stand, griffen die braven Herren an. Die aus den Häusern Enteilenden wurden wie wilde Hunde niedergeschossen, ganz gleich, ob es Mann, Weib oder Kind war. Als sich die Buschleute aber nach einiger Unordnung und Ratlosigkeit gesammelt hatten und gegen ihre Feinde vordrangen, waren diese längst wieder am Strande und ruderten in ihren Kanus so eilig wie möglich davon, denn es konnte nun an ihr Leben gehen.

Wir verliessen gegen 3 Uhr morgens Ako und gingen mit einer leichten Landbrise nach Meila (nicht Komaliei) -Huck hinauf. Am nächsten Tage waren wir gezwungen, da wir schlechten Wind hatten, bei Suriei vor Anker zu gehen, um dann mit der Nachtbrise nach Sanai hinüberzugehen. Kurz vordem wir dort einlaufen konnten, bekamen wir eine heftige südliche Bö, die so stark war, dass unser vollgeladener Kutter, obgleich wir alle Segel gerefft hatten, beinahe unter Wasser gedrückt wurde. Am Abend waren wir wieder in Faisi.

Es war mir gelungen, in Ako mehrere Leute zu finden, die für mich Insekten fangen wollten. Ich liess daher Gazenetze und Papierdüten zurück und habe dann später viele gute Tiere von den Insulanern erhalten. Eine ganze Anzahl ethnographischer Sachen konnte ich ebenfalls eintauschen. Hauptsächlich erhielt ich viele Steinbeile, Lanzen, Bogen und Pfeile. Alle Gegenstände stimmten vollkommen mit denen, die ich von Alu, Takerei und Suriei erhalten hatte, überein.

---

Es hält oft recht schwer, über die einfachsten Dinge von den Eingeborenen Aufklärung zu erhalten; nachdem ich schon länger als ein Jahr auf den Shortlands-Inseln geweilt hatte, konnte ich endlich Gewissheit darüber erlangen, woher die jetzige Bevölkerung stammt. Ich hatte zwar schon vorher angenommen, dass die jetzt dort hausenden Schwarzen nicht ursprünglich auf diesen Inseln heimisch waren, doch wollten die Leute nie recht mit der Sprache heraus. Es ist gar nicht lange her,

dass die Shortlands, vor allem Alu, von den Vorfahren jener Leute bevölkert waren, die jetzt an der Küste von Bougainville in Nakorei, Kaukauei, Suriei und Takerei leben. In den 60er und 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts unternahm der nachmalige, mächtige und berühmte Häuptling Gorei, König wie er sich nannte, von Treasury aus einen Eroberungszug nach Alu; die Überlegenheit seiner Feuerwaffen verlieh ihm den Sieg, alle Urbewohner der Inseln wurden entweder erschlagen oder zu Sklaven gemacht oder mussten nach Bougainville fliehen, um sich dort eine neue Heimat zu gründen.

Es ist nicht uninteressant, eine Schilderung des Häuptlings Gorei zu lesen, weshalb ich versuchen will, das von Weissen und Eingeborenen Gehörte an dieser Stelle wiederzuerzählen.



Fig. 51. König Gorei und seine Lieblingsfrau.

Gorei (Figur 51) war ein tüchtiger Häuptling, wie man jetzt keinen zweiten auf den Salomonen findet. Er hatte sich weitgehende Macht und grosses Ansehen erworben, hatte durch den Umgang mit Europäern etwas Zivilisation angenommen und war stets ein Freund unserer Rasse. Von Gestalt muss der alte Herr gross und kräftig gewesen sein, seine Gesichtszüge waren energisch und für einen Salomonier nicht unschön, ein starker Bart umrahmte das Gesicht.

Wenn Gorei seinen Wohnort Maliai, später Sanai, in seinem grossen europäischen Walboot verliess, nahm er immer ein zahlreiches Gefolge mit sich. Er selbst sass in der Mitte des Bootes auf einem europäischen Armstuhl, alle seine Weiber, deren er eine gute Anzahl hatte, umgaben ihn. Eine englische Flagge wehte am Top des Mastes. Hinter dem königlichen Boote folgten in einer langen Reihe je zu zwei die Kanus, welche sein Gefolge enthielten; wehe der Kanubesatzung,

welche versucht hätte, sein Boot zu überholen; alle wären empfindlich bestraft worden, Sklaven hätten sicher den Tod erleiden müssen.

Messer, Gabel, Löffel, Teller und Tassen führte der Häuptling stets bei sich und benutzte sie wie die weissen Ansiedler, auch ging er mit Vorliebe europäisch gekleidet.

Er wusste, was Anstand und Sitte bei uns war. Als er einst bei seinem Abendessen war, erschienen mehrere Weisse zum Besuche. Er war ganz wütend, dass man ihm dieselben nicht angemeldet hatte, und dass er demzufolge seinen Wohnraum nicht zum Empfange vorgerichtet hatte. „Clear away fellow table, d'ont you save, white fellow man, he come, white fellow man no kei kei other white fellow man, go one be quick you niger brute“ waren seine Worte zu seinen Sklavenfrauen.*)

Alle weissen Frauen auf den Shortlands waren seine Töchter und standen unter seinem besonderen Schutze. Er beschenkte sie, wenn sie ihn besuchten, auch kam er niemals mit leeren Händen, wenn er die Orte besuchte, wo die Weissen lebten.

Der kluge alte Häuptling war sein eigener Doktor. Er hatte eine eigene Medizinkiste mit europäischen Medikamenten in seinem Hause, nahm sie auch auf Reisen mit und gab gern und willig von seinem Vorrate ab. Er glaubte weniger als seine Stammesgenossen an Teufel und alle anderen abergläubischen Dinge; sein Herz war weiss, wie er selbst sagte.

Häufig rettete er Schiffbrüchigen, die beinahe unter den Beilhieben seiner Stammverwandten gefallen wären, das Leben, nahm sie mit nach seinem Wohnorte und gab ihnen Wohnung und Kost, bis sie Gelegenheit hatten, nach einem zivilisierten Platze zurückzukehren. Ich konnte drei Fälle feststellen, wo Barkschiffe auf den Riffen der Bougainville-Strasse gescheitert waren, und wo der alte Gorei sich sofort, als er davon hörte, aufmachte, um die Mannschaft aus Seenot und vor seinen Landsleuten zu retten, denn er wusste genau, dass die letzteren, wenn es irgend möglich war, die Weissen erschlagen würden. Sein Einfluss reichte weit, denn die ganzen Inseln in der Bougainville-Strasse waren ihm untertan, und bis nach Buka war er auf beiden Seiten Bougainvilles gefürchtet. Selbst ein grosser Teil von Choiseul stand unter seinem Einflusse, denn in dem am Nordende gelegenen Orte Jerimo war ein naher Verwandter von ihm Häuptling geworden. Als der mit ihm gut befreundete Kapitän Ferguson an der Küste von Bougainville erschlagen wurde, unternahm er einen grossen Kriegszug und bestrafte die Mörder sehr empfindlich.

*) Pidjin-Englisch, übersetzt: „Räumt den Tisch ab, wisst ihr nicht, dass weisse Männer kommen, und dass weisse Leute nicht ihresgleichen essen; seit schnell, ihr schwarze Bande!“

Eine weitere kurze Tour nach Bougainville nahm 4 Tage in Anspruch. Wir besuchten Suriei und Takerei.

Bemerkenswert war, dass die Suriei-Leute wenig freundlich gesinnt waren; sie schienen grosse Furcht zu haben, an Bord zu kommen, um Kopra zu verhandeln. Wir gingen deshalb, um den Insulanern zu zeigen, dass jede Furcht grundlos war, an Land. Ich kann wohl sagen, dass der Moment der Landung etwas kritisch war. Wir 2 Europäer waren nur mit unseren Revolvern bewaffnet und befanden uns mit 2 Alu-Leuten in einem kleinen, zerbrechlichen Boote. An dem sandigen Ufer brachen sich die kurzen Wellen, sodass das Boot beinahe umgeworfen wurde. 5–6 m von dem schwankenden Boote entfernt standen in einem Halbkreise, einen Weg nach dem Inlande sperrend, gegen 50 Eingeborene, alle gut mit Lanzen, Bogen, Pfeilen und Beilen bewaffnet und uns bei unserer Landung beobachtend. Als wir an das Land sprangen, drängten die vordersten Eingeborenen zurück, während die hinten stehenden ihre Lanzen und Streitbeile fester fassten, auch einzelne Leute dieselben emporhoben. Der Häuptling kam erst nach einigem Zureden und Zeigen von Tabak und Pfeifen aus dem Haufen heraus und schüttelte mit einem freundlichen Grinsen unsere dargereichten Hände. Die Gefahr eines Überfalles war nun vorüber, denn die Insulaner wussten ganz gut, dass wir uns bei der geringsten feindlichen Bewegung an den Herrn König halten würden. Der Häuptling versprach, Kopra zu bringen und zwar am nächsten Tage. Er hielt auch sein Versprechen und erschien am nächsten Mittag mit einigen 1000 Kokosnüssen, auch sagte er zu, am Abend ein Schwein zu bringen. Am nächsten Tage lagen wir in Takerei, wo wir ebenfalls zahlreiche Nüsse bekamen.

Für mich war die Reise nicht ganz ohne Erfolg, denn ich erhielt gegen 100 Schmetterlinge, wennschon meistens schlecht gehaltene, Hunderte von Landschnecken und einen Teil ethnographischer Sachen, darunter wertvolle Steinbeile, und zwar gegen billige Preise. Die Hin- und Herfahrt war ruhig, aber langwierig.

Bei einem Besuche, den ich auf der Insel Paramatta machte, hörte ich von dem Häuptlinge Kupana, dass er die Macht habe, Regen, Wind, Sturm, Gewitter und Trockenheit zu machen, denn er äusserte, als ich über die in der damaligen Zeit recht häufig wiederkehrenden Regen- und Windperioden sprach, dass er der Urheber, der Zauberer, wäre. Als ich mein Erstaunen zu erkennen gab und gerne hören wollte, wie er seine Kunst ausübe, zeigte er mir ein Stück Bambus, an welchem verschiedene bunte Lappen befestigt waren; dieses sei das Regeninstrument, darin befänden sich der Regen- und Windteufel, und wenn er diesen beiden befehle, ihres Amtes zu walten oder sich ruhig zu verhalten, so

hätten sie zu gehorchen, denn beide Teufel wären seine Gefangenen und ihm untertan. Nachdem der Befehl an die Teufel ergangen wäre, müsste der Stab jedoch auf der höchsten Spitze seines Hauses aufgepflanzt werden.

Selbst die besten und aufgeklärtesten Leute stehen im Banne des Glaubens an Teufel und Zauberei. Der Bruder von Kupana, Jonny, gestattete mir, in das vor kurzem neu gebaute Teufelshaus hineinzuschauen. Als ich meinen Kopf aus dem dunklen Raum, in dem ich garnichts gesehen hatte, zurückzog, fragte mich Jonny, ob ich die vielen Teufel bemerkt hätte. Als ich es verneinte, warf Jonny selbst einen Blick in das merkwürdige Haus und meinte dann, dass er sehr viele grosse und kleine Teufel gesehen hätte. Gewiss ein glücklicher Mensch, der mit seinen Augen mehr als ein Weisser sehen konnte! Das Teufelshaus war ähnlich demjenigen erbaut, das früher an gleicher Stelle gestanden hatte.

Wenige Tage, nachdem ich den Wind- und Regenmacher besucht hatte, setzte gegen 7 Uhr abends, nachdem schon am Tage ein heftiger Wind geherrscht hatte, ein orkanartiger Sturm ein, der in kurzer Zeit zu einem wirklichen Orkane mit folgendem starken Regen ausartete. Der Vorfall fand im Juni statt. Mächtige Bäume wurden umgeknickt, die mit Palmenblättern gedeckten Dächer unserer Häuser flogen davon, die Hartholzhäuser schwankten hin und her. Es war nicht möglich, stehend dem Orkane Widerstand zu leisten, es war ein Aufruhr in der Natur, wie ich ihn zu Lande noch nicht erlebt hatte. Der Erdboden zitterte von den massenhaft fallenden Bäumen, die See, der Schaum der Wellen, zischte über die Häuser hinweg; donnerähnliches Getöse, verursacht durch fallende Steine und das brechende Holz, erfüllte die Luft. Vögel schrieen, Kinder heulten, Eingeborene brüllten, es war kaum ein Ort auf unserer Station, wo man sicher war; im Freien flogen uns Äste, Holzstücke, Dachsparren etc. um die Ohren, und in den Häusern musste man jeden Augenblick gewärtig sein, dass dieselben über unseren Köpfen zusammengeweht wurden. Mit Mühe und Not gelang es uns, das Wohnhaus durch Ausbringen von Ketten und Tauen gegen den Wind zu schützen. Glücklicherweise hielt der Orkan nicht lange an, nach 30—40 Minuten war es wieder verhältnismässig ruhig, nur der Regen goss in Strömen vom Himmel herab.

Am nächsten Morgen fanden wir, dass der angerichtete Schaden verhältnismässig nicht sehr gross war. Zwar mussten alle Dächer ausgebessert werden, doch war sonst kein grösseres Unheil angerichtet worden. Heftiger hatte der Sturm in den auf Paramatta und Poperan gelegenen Eingeborenendörfern gehaust. Die meisten der leichten Hütten waren wie Kartenhäuser um- und teilweise davongeweht worden. Häuptling Kupana in Paramatta behauptete natürlich, dass er der Urheber des Orkanes war, dass er denselben zur Strafe für seine wohl nicht recht folgsamen Untertanen herbeigezaubert hätte.

Ich lasse nun die Schilderung zweier Vorfälle, welche die Gefährlichkeit des Handelns und des Aufenthaltes auf den Salomo-Inseln veranschaulichen, folgen, um zuletzt noch einen Zeitungsbericht, der zeigt, wie die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft bei der Arbeiteranwerbung benutzt werden, beizufügen.

Ein Schiff mit 5 Weissen und 15 schwarzen Matrosen hielt sich behufs Anwerbens und Handelns an der Küste von Malayta auf. Der Kapitän hatte beinahe eine volle Ladung lebenden Menschenfleisches an Bord und war zum letzten Male mit seinen Leuten nach einem kaum 10 km vom Schiffe entfernt liegenden Orte gefahren, als das Schiff von den Schwarzen überfallen wurde. 3 Weisse nebst 8 schwarzen Matrosen und gegen 100 rekrutierte Eingeborene waren an Bord. Die Weissen waren der erste und zweite Steuermann und der königliche Kommissar. Der Überfall war eine vorher ausgemachte Sache, denn nur scheinbar hatten sich 50 Leute aus dem Orte, wo das Schiff lag, anwerben lassen.

Als nun ein neuer Arbeiter an Bord kam und ersuchte angeworben zu werden, ging der Agent mit ihm in die Kabine hinab, um seinen Namen etc. einzutragen. In diesem Augenblicke, als der Agent mit Schreiben beschäftigt war und nichts ahnte, wurde er von dem neuen Ankömmlinge mit einer Axt auf den Kopf geschlagen und, als er besinnungslos zurückfiel, bestialisch in Stücke zerhackt. Dieser Mord war das Signal für die anderen Malayta-Arbeiter, über die schwarze Bemannung und über die in anderen Orten Angeworbenen herzufallen und sie, die unbewaffnet waren, ohne Gnade niederzuhauen.

Der erste Steuermann, welcher in seiner auf Deck befindlichen Kabine war, wurde durch den Lärm aufmerksam und griff zu seinem Revolver und seinem Winchester. Schuss auf Schuss krachte auf die die Kabine angreifenden Eingeborenen. Lanzen und Pfeile flogen gegen die Kabine, mit Äxten und Beilen versuchten die Schwarzen, die Tür zu zerschlagen. Nur wenige Minuten sollte es dauern, und der Bedrängte erhielt Hilfe. Der zweite Steuermann, welcher in seiner Kabine unter Deck geschlafen hatte, war durch den Lärm und das Geschrei wach geworden, hatte seinen Kopf zur Luke hinausgesteckt und gesehen, was vor sich ging. Schnell war er wieder nach unten gestürzt und hatte sich mit seinem Revolver und Gewehre bewaffnet. Er war, als er das erste Mal seinen Kopf zur Umschau aus der Luke herausgesteckt hatte, nicht unbeobachtet geblieben; zwei Eingeborene hatten sich herangeschlichen und zu beiden Seiten der Luke Posten gefasst, um dem auf Deck Kommenden einen tötlichen Empfang zu bereiten. Der unten weilende Weisse war jedoch zu schlau, er kannte die Insulanerkniffe und wusste durch falschen Lärm die beiden Wachthabenden zu täuschen, sodass sie sich Blössen gaben, und er sie beide erschiessen konnte. Nachdem dies

geschehen war, sprang er aus der Luke hinaus und war wie der Blitz in dem Maste. Von da aus schoss er die Malayta-Herren nun gründlich zusammen, sodass sie nicht mehr lange standhielten und Hals über Kopf in die See sprangen und ausrissen. Als die Luft rein war, kam der zweite Steuermann von seinem luftigen Verteidigungssitz herunter. Er glaubte, dass er der einzige Überlebende an Bord wäre, fand jedoch den ersten Steuermann ohne weiteren Schaden in seiner Kabine unter seiner Koje. Demselben waren nämlich die Patronen ausgegangen, und so war er, um nicht unter den Lanzen und Beilen der durch das Fenster stechenden und hauenden Eingeborenen zu fallen, an diesen momentan sicheren Ort gekrochen. In der grossen Kabine fanden die beiden den erschlagenen und zerhackten Agenten. Neben dem Stuhle des Ermordeten hing ein langer Regenmantel, der sich bei dieser Gelegenheit etwas bewegte. Der zweite Steuermann nahm seinen Revolver, es war seine letzte Patrone, und schoss mitten hinein. Gross war der Schreck und das Erstaunen, als ihnen ein mitten durch die Brust geschossener, mit einem Beile bewaffneter Eingeborener entgegenfiel. Inzwischen waren die durch das Schiessen alarmierten Boote zurückgekommen, und das Schiff lichtete nun, als die gesamte Mannschaft an Bord war, schleunigst den Anker, um einen Ort zu verlassen, an dem die Eingeborenen so blutdürstig waren. Von den gesamten rekrutierten Arbeitern fanden sich nur noch wenige aus den verschiedensten Verstecken zusammen, die anderen waren erschlagen worden. Fragt man sich nun, welche Strafe die Eingeborenen für ihre Untat erhalten haben, so muss man einfach antworten, wahrscheinlich gar keine, denn die extremen Philanthropen sorgen dafür, dass den armen Schwarzen nur ja kein Haar gekrümmt wird, und wenn sie es auch tausendfach verdient haben. Kein englischer Kriegsschiffskapitän würde es wagen, nur auf die Aussagen eines Segelschiffskapitäns hin einen Volksstamm zu bestrafen. Ich erinnere nur an den philanthropischen Admiral Goudenough, der an einem gefährlichen Orte ohne Waffen mit wenigen Leuten an das Land ging, verwundet wurde und dann noch seinen Leuten, die den Rückzug nach dem Boote zu decken hatten, verbot, auf die nachdringenden Schwarzen zu feuern. Nun, der Mann büsste seine unangebrachte Menschenfreundlichkeit traurigerweise mit dem Tode, denn die Pfeile, mit welchen er verwundet worden war, waren wahrscheinlich vergiftet.

Wie heimtückisch, hinterlistig und rachsüchtig die Eingeborenen von Siwuei auf Bougainville sind, wird folgendes beweisen.

Der kleine Kutter der Firma Macdonald & Co. machte eine Tour längs der Küste von Suriei bis zur Kaiserin-Augusta-Bai. In Siwuei, einem der am Strande liegenden Hauptorte in diesem Teile der grossen Insel,

hielt sich der Kutter mehrere Tage auf, um Arbeiter zu landen und Kopra zu tauschen. An Bord desselben befanden sich 3 Europäer und 12 inländische Matrosen.

Die Einwohner in Siwuei, die mit denen auf Treasury und Alu verwandt sind, hatten eine Überrumplung des Kutters geplant. Sorglos, wie die Händler hier alle sind, liess man die Eingeborenen ohne Bedenken an Bord kommen und blieb selbst unbewaffnet. Die Gelegenheit war für die schwarzen Barbaren also eine recht günstige. Vereitelt wurde der Überfall nur durch einen guten Hund, der — die Eingeborenen haben vor einem solchen grosse Furcht — die Leute von Deck vertrieb. Auch hatte der eine Händler bemerkt, dass alle Kanus voller Waffen waren, und dass somit irgend etwas im Gange war. Er warnte seine beiden Kameraden, welche sich hierauf bewaffneten, und dadurch war der gefährlichste Moment überstanden. Dessen ungeachtet schlichen sich in der Nacht mehrere Eingeborene wieder an Bord; der eine derselben legte sich neben einen der drei auf Deck schlafenden Europäer, um ihn im geeigneten Augenblicke in die andere Welt zu befördern. Durch eine Bewegung des Wilden wurde der betreffende Weisse wach und fand denselben neben sich liegen; natürlich machte er wenig Federlesen und jagte ihn in die See. Zugleich hörte man noch mehrere Kannibalen in das Wasser springen, ein Zeichen, dass die Lage sehr gefährlich gewesen war.

Man kann aus diesem Vorfall, der nur durch einen günstigen Umstand nicht zur Ermordung der ganzen Schiffsmannschaft führte, sehen, wie unklug und leichtsinnig die Händler sind, wie sie es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn häufig Überfälle mit ungünstigem Ausgange stattfinden, und wenn sie ihr Leben verlieren.

---

Zu welchen Mitteln in der jetzigen Zeit die Anwerber von Arbeitern für Queensland greifen müssen, kann man aus nachstehender Zeitungsnotiz*) (Sydney-Times) ersehen.

### Novel Use of the Phonograph.

When one of the Australian Squadron was patrolling the South Seas lately she came up with a very nicelooking sailing vessel, and one of her officers boarded the stranger. She proved to be a colonialowned craft, engaged in recruiting kanakas for the Queensland plantations. On

*) In freier Übersetzung: Ein englisches Kriegsschiff traf ein gut aussehendes Segelschiff. Ein Offizier ging an Bord und fand, dass es ein Arbeiteranwerbungsschiff von Queensland war. Als der Offizier nun einen Phonographen an Bord bemerkte und sich nach dessen Zwecke erkundigte, wurde ihm folgendes gesagt: Ehe das Schiff Queensland verliess, nahm der Kapitän einen Phonographen und einen photographischen Apparat,

board the naval officer noticed a phonograph. He was told that before the vessel left Queensland the captain visited some of the sugar plantations where South Sea Islanders are employed. He took a camera and a phonograph, and with these went to business photographing groups of natives on the plantations, also taking individual pictures of well-known natives from the New Hebrides, and others from the Solomon Group. Edison's invention was then brought into service, the best known of the natives, especially those who have relatives and friends in the islands, being asked to speak into the phonograph anything they would like to tell their friends. Large numbers of these phonographed letters were procured, giving accounts of what sort of life the kanakas were having on the plantations, and any other news that would interest the "old folks at home" at Mallicollo, Ambrym, San Christoval, Malaita, or other islands, as the case might be. After securing a good supply the ingenious shipmaster sailed for the islands, and when last seen was astonishing the natives. Many of the photos he had transferred to glass for use with the limelight, and with the photos and the phonograph he was in a position to give such an ocular exhibition of life on a plantation that fairly changed the native doubts into an enthusiastic desire to emigrate; not only so, but at the limelight show he would produce a full-sized picture of an absent friend, a native who was well known at the island at which he happened to be, and, to the amazement of his dusky audience, would make him speak words of greeting from his plantation home in Bundaberg—a thousand miles away. If any misgivings were felt before the phonograph was produced, that bewitched machine dispelled them

mit denen er eine Zuckerplantage besuchte. Er nahm sowohl ganze Gruppen als auch Einzelbilder von Arbeitern, die von den Neu-Hebriden und den Salomo-Inseln stammten, auf. Dann wurde die Erfindung Edisons dienstbar gemacht, indem man die bekannteren Insulaner zu ihren Freunden und Stammesgenossen auf den Heimatsinseln sprechen liess. Eine ganze Anzahl solcher Gespräche gaben Berichte, wie es auf den Pflanzungen zuging, ferner wurden auch persönliche Nachrichten an die in Malayta, Ambrym, San Christobal, Malikolo und auf den anderen Inseln daheim gebliebenen Verwandten und Freunde des Sprechers aufgenommen.

Mit dem photographischen Apparate, dem Phonographen und den Walzen begab sich der Kapitän mit seinem Segelschiffe nach den verschiedenen Inseln, um Arbeiter anzuwerben. Da man nun auch Bilder auf Glas übertragen hatte (Diapositive) und auch einen Projektionsapparat mit sich führte, war der Kapitän in der Lage, den Wilden ein genaues Bild von dem Leben auf den Pflanzungen zu geben. So hielt es leicht, zahlreiche Arbeiter anzuwerben, um so leichter, da die sich in voller Grösse zeigenden, gut bekannten Männer auch in ihrer eigenen Sprache dem schwarzen Auditorium ihre genauen Berichte vortrugen. Freilich war man zuerst etwas misstrauisch, als jedoch die wohlbekannte Stimme des Freundes erschallte, und sein gut getroffenes Bild erschien, schwanden Furcht und Zweifel. So hat der Phonograph sich als gutes Hilfsmittel beim Anwerben der Arbeiter in der Süd-See gezeigt.

by making the limelight-figure of their friend address them in their own tongue, and in the same voice that they knew so well when he dwelt amongst them. Needless to say, the phonograph has proved a valuable recruiting accessory.

Glücklicherweise sind die Tage vorbei, wo in die deutschen, englischen und französischen Süd-See-Kolonien die Arbeiterschiffe aus allen Herren Ländern kamen, wo deren Kapitäne nach Willkür schalteten und walteten, und wo tatsächlich der reine Sklavenhandel, nur unter anderem Namen, herrschte.

---

Hiermit schliessen die eigentlichen Schilderungen von Land und Leuten auf den Shortlands-Inseln. Im Anschlusse giebt der nächste Abschnitt über die Sprache der Shortlands-Insulaner Aufklärung, während in einem Anhange am Schlusse des Buches über die Ergebnisse verschiedener Körpermessungen, die ich ausführen konnte, berichtet wird.

# Sprache der Shortlands-Insulaner, kleines Vokabularium in sechs Dialekten der nördlichen Salomo-Inseln und 68 Wörter in 34 verschiedenen Sprachen und Dialekten der Süd-See, der papuanischen und der malayischen Inseln.

Die Sprache der Shortlands-Insulaner ist eine wohlklingende und ist in ihrer Stammform oder in wenig abgeänderten Ortsdialekten ziemlich weit verbreitet. Auf allen Inseln der Bougainville-Strasse, Treasury mit eingeschlossen, wird die Alu-Sprache gesprochen, ebenfalls auch an einigen Küstenplätzen von Bougainville, so in Gieta und in Siwuei. Doch auch in Choiseul in den Gegenden, die Bombatana und Cerama genannt werden, soll man sich der Alu-Sprache bedienen.

Auffallend ist nun, dass man in den letzen 50 Jahren in Alu zwei recht verschiedene Sprachdialekte spricht, die alte und die neue Alu-Sprache. Als ich mich auf diesen Inseln aufhielt, benutzten die jüngeren und mittelalten Leute alle die neue Alu-Sprache, während die alten, grauhaarigen Eingeborenen ihr altes Idiom beibehalten hatten. Unzweifelhaft hängt dieser Umstand mit der Vertreibung der Urbewohner von Alu zusammen; diese letzteren mögen der alten Sprache, die heutigen Besitzer der neuen Sprache angehören. Der Unterschied der beiden Idiome soll so stark sein, dass z. B. der Amerikaner John Macdonald, der sehr gut alunesisch spricht, die alte Sprache nicht versteht.

Schriftzeichen kennt man nicht, doch versteht man es, kurze Nachrichten durch Zeichen zu übermitteln. Man macht nach bestimmten Regeln, die nur den Eingeborenen bekannt sind, in Stöcke Kerbschnitte und Zeichen oder auch in einen Baststreifen Knoten und Schleifen. Als Beispiel will ich folgendes anführen. Der Mann Kupana hat 100 = 10 Stränge Kokosnüsse und will dieselben in 5 Tagen nach der Station des Händlers zum Verkauf bringen; um nun dem Händler Nachricht zukommen zu lassen, verfährt Kupana, wie folgt. Er nimmt ein Stück Bast, macht in dieses 10 Knoten (= 10 Stränge), am ersten oder letzten Knoten wird etwas Kokosnussbast (= Kopra) eingeflochten. Hierauf folgt ein Stück Bast ohne Knoten, und dann folgen 5 Knoten (= 5 Tage), die jedoch anders geformt sind als die ersten 10. Nach einem Stücke knotenlosen Bastes folgt nun wieder eine Anzahl besonderer Knoten, die angeben sollen, wieviel Tabak, wieviel Pfeifen der Eigentümer für seine Ware beansprucht.

Beim Sprechen nehmen die Leute alles mit zur Hilfe, Hände, Arme und Beine. Die Bejahung wird durch ein Heraufziehen des Mundes und der Nase, gerade als wenn der Mann niesen wollte, ausgedrückt. Verneinung wird durch ein Vorschieben der Unterlippe und Herabziehen der Mundwinkel angedeutet; diese Verneinung ist mehr im verächtlichen Sinne aufzufassen.

Die Vokale werden ungefähr, wie folgt, ausgesprochen: a wie in *bald*, e wie in *nehmen* und niemals wie in *denn*, i wie in *ihn*, o wie in *oben*, u wie in *gut*. Schwer ist es, die richtige Aussprache für Doppelvokale anzugeben, denn einmal werden sie getrennt, das andere Mal zusammengezogen ausgesprochen. Die Verwechslung der Konsonanten kann einen oft in Verzweiflung setzen, da beinahe jede Person ihre eigene Aussprache verwendet. So hört man dofona, rofona, lofona oder auch tanauge, ranauge, lanauge, ja selbst sanauge wird nicht selten angewendet. Man weiss vielfach nicht, was richtig ist. Das Zahlensystem scheint vom Westen zu stammen, da es grosse Ähnlichkeit mit dem der malayischen Völker auf Celebes, Java und Sumatra hat. Auffallend ist, dass man für die Zahl 1 zwei Ausdrücke hat, kala und elea; es hält schwer, die beiden Ausdrücke richtig auseinander zu halten und richtig anzuwenden. Beim einfachen Zählen wird kala angewendet, doch wird man niemals für *eine* Nuss kala nuit, sondern stets elea nuit sagen. Fragt man jedoch: wieviel Nüsse hast du?, so wird der Schwarze, wenn er nur eine hat, antworten: kala. In dem Satze z. B.: eine Nuss gebe ich dir, eine deinen Brüdern, würde das „eine" *beide Male* mit elea zu übersetzen sein. Die Zahlen von 11—20 werden durch Vorsetzen von dofona vor die einfachen Zahlen gebildet, dofona elea = 11, dofona elua = 12 u. s. w. oder dadurch, dass man sagt, 1 zu machen 20 etc. fatan angea elea. Dofona elea heisst, wörtlich übersetzt, 1 zu machen mehr wie 10. Beim Zählen wird dofona nur einmal angewandt, z. B. 10, 11, 12, 13 = lafulla, dofona elea, elua, epiza. Will man hingegen ausdrücken 15 Nüsse, so sagt man dofona lima nuit. Für 20 hat man einen ganz eigenartigen Ausdruck, tanauge. In allen zum Vergleich herangezogenen Sprachen ist kaum etwas ähnliches zu finden. Nur in dem Vokabularium, das von H. Kühn an der Westküste von Neu-Guinea in Sekar gesammelt wurde, finde ich einen schwachen Anklang. Dort wird 20 aus tomate sa = 1 Mensch = 10 Finger + 10 Zehen gebildet. Tion heisst auf den Shortlands-Inseln Mensch. So kann wohl zuerst tianauge und dann tanauge gebildet sein und aus der alten Periode der Alu-Sprache stammen. Den jetzigen Eingeborenen scheint die Kenntnis des Ursprunges des Wortes jedoch abhanden gekommen zu sein. 30, 40, 50 u. s. w. werden zwar durch Zusammensetzen mit 10 und den entsprechenden Einerzahlen, jedoch mit einigen Unregelmässigkeiten gebildet;

30 = piza fullu statt epiza fullu, 70 = fitua fullu anstatt fitu fullu, 90 = sia fullu an Stelle von ulia fullu. 100 heisst immer ela ratu, also Ein-Hundert. 200, 300 etc. wird normal gebildet. Für 1000 und 10000 hat man eigene Worte, eakokole = 1000 und elea taneah = 10000. Ich glaube jedoch, dass die Eingeborenen schwerlich einen Begriff von der Menge, die in 10000 liegt, haben, glaube vielmehr, dass elea taneah eine grosse Menge bedeutet. Man muss nun nicht glauben, dass alle Eingeborenen der Shortlands-Inseln imstande sind, bis 100 oder gar bis 1000 zu zählen; es sind vielmehr nur die Aufgeweckteren, die täglich mit den Händlern verkehren.

Beachtenswert sind die Bezeichnungen für die Himmelsrichtungen, die durch Zusammensetzung des Namens einer in der betreffenden Richtung liegenden Insel mit papalla entstehen, z. B. Süden = mono papalla. Mono ist nämlich der inländische Name für Treasury.

Der Besitz wird dadurch ausgedrückt, dass man dem betreffenden Worte besondere Silben vorsetzt, so sago für mein, sam für dein und sana für sein, z. B. sana magotta.

Bei Personen und Dingen, die solchen gehören, kann der Besitz auch wie in nachstehenden Beispielen ausgedrückt werden.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| natu⁀ru | mein Sohn | natu⁀na | sein Sohn | inka⁀go | meine Mutter |
| natu⁀m | dein „ | natu⁀ni | ihr „ | inka⁀na | seine „ |

Es ist gewiss interessant, dass man in den molukkischen Sprachen verschiedene Anklänge an die Sprachen der Salomo-Inseln findet. So heisst z. B. in Neu-Georgien Weib mangotta, in Ternate mangofa, die weibliche Brust susu, genau wie in den molukkischen und malayischen Sprachen. Doch man kann noch weiter gehen, denn selbst mit der madegassischen Sprache lässt sich Verwandtschaft nachweisen. So heisst Stein in Madagaskar vato, auf den malayischen Inseln batu, auf den Shortlands batu, in Bougainville pahu, in Renonga und Rubiana patu. Die Zahl 2 heisst in Madagaskar roa, auf den malayischen Inseln dua (Süd-Celebes bei den Bugis rua), auf den Shortlands-Inseln elua, die Zahl 4 madegassisch efatra, malayisch ampat, auf den Shortlands efatti. Ebenso zeigen die Ausdrücke für die Zahl 10 in den letzteren drei Sprachen grosse Ähnlichkeiten: folo, sapullu und lofullu.

Natürlich liesse sich diese Liste noch sehr erweitern, wenn man von allen in Frage kommenden Sprachen Lexika in gleicher Vollständigkeit und Zuverlässigkeit wie von der malayischen und madegassischen Sprache besässe.

Inwieweit nun die Ansicht von Sibre (Madagaskar, Leipzig, Brockhaus 1881), dass möglicherweise die zwei verschiedenen madegassischen Stämme mit ihren verschiedenen Dialekten im Zusammenhang mit den Malayen-Polynesiern und den Papua-Melanesiern zu bringen wären, der Wahrheit nahekommt, wage ich nicht zu beurteilen.

---

Das beigefügte Verzeichnis der verschiedenen Salomo-Sprachen wurde teils von mir selbst zusammengestellt, teils erhielt ich Beiträge von mir befreundeten Europäern. Die zum Vergleich herangezogenen Verzeichnisse der holländisch-indischen Sprache stammen teils von mir, so die von den Key-Inseln und von Seram, teils aus den Reisewerken und Beschreibungen von H. Kühn, Rosenberg und van der Crab.

| | Shortlands-Inseln | Gieta Bougainville | Wella-La-Wella | Renonga | Simbo | Rubiana |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Himmel | abu | | | | | |
| Wolken | tube | tube | | huporo | | |
| Wind | oa | | ururu | gawa | iwere, gawa | givussu |
| Sonne | faihâlo | ogana | nanju | tapo | rimata | rimata |
| Mond | maharan d. aufgehende / ilala d. untergehende | ibau | camboso | popu | | sindara |
| Stern | vito | vivito | pino | | | |
| Regen | laite | apoh | | ruku | ruku | ruku |
| Donner | salala | | paka | paka | paka | paka |
| Blitz | ilafah | aramini | | | | |
| Regenbogen | bobotto | | | | | |
| Tag | lale | | nanju | rani | rani | rani |
| Nacht | boe | | ipukale | bongi | bongi | bongi |
| Morgen | boe boe wuana | | vikale lekito | | | munu munu |
| Abend | lafi lafina? | | raisi | wellu | wellu | wellu |
| finster | lupi | mutana? | ipuhali (des Nachts) | bungi | bungi | bungi |
| licht, hell, weiss | anana | | tapuana | keala | keala | keoro |
| Jahreszeiten: | | | | | | |
| NW.-Mons. | oong bailafa | | pesa | pesa | pesa | pesa |
| SO.-Mons. | oong mantinale | | popa | popa | popa | popa |
| heute | ivei | | veirutu (jetzt) | coraparani | coraparani | hirani (dieser Tag) |
| gestern | lahik | | raweh | njoro | norei | norei |
| morgen | boiwa | | lea | uka | wugo | wugo |
| Monat | elea ilala (1. Monat) | | | | | |
| Süd | mono papalla | | | | | |
| Ost | oaim papalla | | | | | |
| Nord | buin papalla | | | | | |
| West | soong papalla | | | | | |
| Boden(Grund) | peta | | | | | |
| Brunnen | luru (ruru) | | | | | |
| Wald | awa | haparemo | kinguale | toku toku | hingi hingu | hingi hingu |
| Berg | olo | | | solosu | solosu | solosu |

| | Shortlands-Inseln | Gieta Bougainville | Wella-La-Wella | Renonga | Simbo | Rubiana |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Tal | tara kofona (Loch) | | | | | |
| Meer | meijera | cassora | hiwere | hiwere | lamana | lamana |
| Insel | anus | anussa | ondu | nussa | nussa | nussa |
| Bach, Fluss | atele = Wasser<br>soszo = Bai | soszo = Bai | tju (Frischwasser) | ovoku | ovoku | ovoku |
| Welle | sanea (hohe See) | | | | | |
| Feuer | feli | uda | uga | nika | nika | nika |
| Rauch | tula | asu | kolu kolu | | | tunaha |
| Asche | oaffo | koau | | | | |
| Sand | mesola | | | onone | onone | onone |
| Lehm | petea masi-masini (roter Boden) | | | pepeso sin-gara | pepeso sin-gara | pepeso sin-gara |
| Stein | pausai, batu | pahu | lando | patu | patu | patu |
| Salz | wie in der englischen Sprache | | | | | |
| Baum | auw | moigessi | ore | ore | ore | nati |
| Gras | bulu bulu | buburu | | | tonduli | tonduli |
| Blatt | loë | roë | | | | elelo |
| Rinde | ulilina | ulina | | | | |
| Dorn | chochotona poro = das was sticht | | | | | |
| Fruchtsamen | nituna | | kikona | kikona | kikona | kikuna |
| Wurzel | lamotono | lamutu | | | | |
| Kokospalme | niuna pauna = der Fuss der Palme | meteeh | niru oreh | sura oreh | sura oreh | gnati nohara |
| Kokosnuss, junge | afu afu | caburu | bulo | bulo | bulo | bulo |
| „ ganz junge | gatowei | manarola | | | | |
| „ alte | matena | | niru*) | sura | nohara | nohara |
| Holz | auw | hao | ore | hunda | hunda | hunda |
| Öl | naang | talla | | | | |
| Stock zum Gehen | cajella | | | | | |
| Hund | au au | kau kau | | | | |

*) = getrockneter Palmennusskern, Kopra.

| | Shortlands-Inseln | Gieta Bougainville | Wella-La-Wella | Renonga | Simbo | Rubiana |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Katze | puzi | puzi | puzi | puzi | puzi | puzi |
| Schwein | bo | | bolo | borogo | borogo | bogo |
| Vogel | malaka | terrai marii | | | | kuru kuru (Taube) |
| Adler | manua | | | | | |
| Papagei | ana = Kakadu | | cakada | | | |
| Huhn | kokole | | kokoraku | kokoraku | kokoraku | kokoraku |
| Hahn | kokole-manuale | | | | | |
| Henne | kokole-watafa | | | | | |
| Küchlein | kokole-keiriking | | | | | |
| Taube | banulu | kukuru | | | | kuru kuru |
| Schildkröte | palussu | mokolo | wonju | capu | capu | cohale |
| Krokodil | umau | mai mai | esoro | | | basioto |
| Frosch | kuau | | | | | |
| Schlange | nife | comu | | | | nuki |
| Fisch | ijana | ijalla | nunju | igana | igana | igana |
| Spinne | koro | | | | | canga |
| Ameise (rote) | ari | | | mene | mene | mene |
| Moskito | nono | lolo | | rongo | rongo | rongo |
| Schmetterling | beben | bebelo | | | | pelepele |
| Schnecke | mot, kore | | | | | |
| Schwanz v. Tieren | aukona | | picutu | picutu | picutu | picutu |
| „ v. Vögeln | taina | | | | | |
| Flügel | baina | | | | | tapuru = das womit geflogen wird |
| Feder | regesse | | | | | calu = Haar |
| Schnabel | uluna | | | | | |
| Ei | erana | kiau? | toruru | toruru | toruru | wowoto |
| Nest | farako | | | | | |
| Mann | tion, fauna | tione | mamba | tioni | tioni | tië |
| Weib | watafa | baina | mangotta? | mangotta | barcalinge | vineki |
| Sohn | natuna*) | | mengora = Kind | cumburu = Kind | cumburu = Kind | tuna |

*) natuna = sein Sohn
naturu = mein Sohn
naturi = ihr Sohn.

| | Shortlands-Inseln | Gleta Bougainville | Wella-La-Wella | Renonga | Simbo | Rubiana |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Tochter | natuna-watafa | | | | | tuna |
| Vater | apago | paala | | | | mama |
| Mutter | inkanah*) | niala | | | | nana |
| Jungfrau | awaisa | | | | | |
| Jüngling | poro faulu | | | | | |
| Gatte | sana-kanega**) | | | | | |
| (seine) Gattin | sana magotta | | | | | |
| Bruder, Vetter | kaigo | | | | | tuesina |
| Schwester, Base | pafinigu | | | | | taisina |
| (mein) Grossvater | tuwago | | | | | |
| Gossmutter | tete | | | | | |
| des Vaters Bruder | mana (nicht von Kindern gebraucht) | | | | | buhina |
| Greis | kanega | | gole | baragosso | | baravoss |
| Alte Frau | magotta? | | | | | |
| Volksstamm | latu | | | | | |
| Volkshaufe | fanua | | | | | |
| Leib | uligu | | | | | |
| Blut | masini = rot | | | | | |
| Haut | ulilina | unina | | | | alu |
| Haar auf d. Körper | pulu | wuruna | | | | |
| Haar auf d. Kopfe | tor | | | | | |
| Kopf | too | | | | | |
| Stirn | lain | | | | | |
| Auge | mata | matalla | mata | mata | mata | |
| Nase | leo | isuna | | | | |
| Mund | uru | niola | | | | |
| Kinn | ale | karakatalla | | | | |
| Zahn | nifo | | livo | livo | livo | |

*) inkana = seine Mutter
inkago = meine Mutter.

**) sanakanega = sein Gatte
sangkanega = ihr Gatte.

| | Shortlands-Inseln | Gieta Bougainville | Wella-La-Wella | Renonga | Simbo | Rubiana |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Bart, kurzer | alena | wuruna | | | | calu |
| Bart, langer | sawa-sawa | | | | | |
| Hals | lua | rualla | | | | |
| Rücken | aro | irona | | | | mundina |
| Schulter | fala | | | | | |
| Unterarm | imena poapoaniko | tuala ? | | | | limana ? |
| Oberarm | imena fakolo | tuala ? | | | | limana ? |
| Rechte Hand | ime matao | tuala ? | | | | limana ? |
| Linke Hand | ime karaka | tuala ? | | | | limana ? |
| Finger | curre curre-sigu | | | | | |
| Daum | gagatana | | | | | |
| 2. Finger | tobi tobi ania | | | | | |
| 3. Finger | imena lala offana | | | | | |
| kleiner Finger | kuresin | | | | | |
| Nagel | bugetin | | | | | visu |
| Brust (weibl.) | lulu, miĕcho | susuna | susu | susu | susu | susu |
| Bauch | tia | tiala | | | | tia |
| Nabel | kolo | | | | | |
| Hüfte | giti | | | | | |
| Gesäss | dakipanah | corinah | pere | pere | pere | pere |
| Schenkel | tata boanah | magunuma | | | | neneh |
| Knie | tuo | pautununu | | | | neneh |
| Wade | sapuluna | | | | | |
| Fuss | sigu luana (worauf er steht) | pita anina (worauf er steht) | | | | |
| essen | rarami | | uwatu | gani gani | gani gani | gani gani |
| trinken | oa | | tju | napo | napo | napo |
| Ohrring | berabera | | | | | |
| Armring aus Bast | pago | | | | | |
| Armring aus Muschel | gorau | | bokolo | bokolo | bokolo | hokata |
| Nasenring | bunka | | | | | |
| Haus | numah | numah | pande | paile | | vetu |
| Matte | sarara | | poro | poro | poro | poro |
| schneiden | ose | | | | | magua |
| schlagen | lafei | | | | | |

| | Shortlands-Inseln | Gieta Bougainville | Wella-La-Wella | Renonga | Simbo | Rubiana |
|---|---|---|---|---|---|---|
| sprechen | areai | | pessio | tjana | | tjama |
| lachen | meleah | | | | | |
| niesen | sigetu | | | | | |
| schlafen | suele | | maragno | puta | puta | puta |
| Wasser | atele | | tju | colo | colo | colo |
| nehmen | galo | | | tekua | | hena |
| geben | tele | | cativa | | | ponie |
| Pfeil | illiu | | | | | |
| Bogen | boalla | boalla | | | | bocala |
| Sehne d. Bog. | lili | | | | | |
| Schiff | canegas-kuner | | waka | waka | waka | waka |
| Boot | canu booti | | cuaka | cuaka | cuaka | cuaka |
| Kanu | canega | | mola | mola | mola | mola |
| Ruder | wose | | wosci | wosci | wosci | wosci |
| Mast | tegesena | | cotucu | tendegere | tendegere | tendegere |
| Segel | sail | | tepe | tepe | tepe | tepe |
| Netz | sorau | | tjapu (kleines Netz) | | | wangara (für Schildkrötennetz) |
| Häuptling | lalaaffa | | lekasa | bangara | bangara | bangara |
| Sklave | kaisi | | | | | |
| gut | rekonah | | uriawu | leana | leana | leana |
| sehr gut | meregunah | | | | | |
| schlecht | paitenah | | rungama | kikirena | kikirena | kaleana |
| nass | sipu sipu | | pessa | pessa | pessa | pessa |
| blind | gosso | | | | | behu |
| gross | kanekana, jollona | | matuma | lavata | lavata | noma |
| klein | atuaina | | silama | peki | peki | hitekena |
| lang | reapah | | rosiama | gele | gele | gele |
| kurz | papaa | | punjuama | papaka | papaka | papaka |
| 1 | kala od. elea | | omandeu | maka | came | tasa |
| 2 | elua | | omunga | curi | caru | carua |
| 3 | epiza | | joke | kue | kue | ngnetta |
| 4 | efatti | | ariko | mande | mande | mande |
| 5 | lima | | sike | lima | lima | lima |
| 6 | onomo | | warimundja | wonomio | wonomio | onomo |
| 7 | fitu | | sike-ura | witu | witu | joapa |
| 8 | alu | | siotollu | wesu | calu | wesu |

| | Shortlands-Inseln | Gieta Bougainville | Wella-La-Wella | Renonga | Simbo | Rubiana |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 9 | ulia | | sia kawa | sia | sia | sia |
| 10 | lafullu | | toni | manoga | manoga | manege |
| 11 | dofona elea, fatan angea elea | | toni onandeu | manoga maka | manoga came | manege tasa |
| 12 | dofona elua | | toni omunga | manoga curi | manoga caru | manege carua |
| 13 | dofona epiza | | toni-joke | manoga kue | manoga kue | manege ngnetta |
| 20 | tanauge | | rambete | carambete | carambete | carambete |
| 21 | tanauge elea | | rambete onandeu | carambete maka | carambete came | carambete tasa |
| 30 | piza fullu | | joke toni | kuen navullu | kuen navullu | toloa awullu |
| 50 | lima fullu | | | | | |
| 60 | onomo fullu | | | | | |
| 70 | fitua fullu | | wahrscheinlich durch Zusammensetzungen | | | |
| 80 | alua fullu | | | | | |
| 90 | sia fullu | | | | | |
| 100 | elaratu | | paesana | gaoto | gaoto | gaoto |
| 101 | elaratu rofona elea | | | | | |
| 200 | elua latu (ratu) | | | | | |
| 300 | epiza latu (ratu) | | | | | |
| 1000 | eakokole | | wuro | wuro | jako | tina |
| 10000 | elea taneah | | | | | |
| Ich | mafa | | anga | ara | ara | arau |
| Du | meito | | ngno | ago | ago | agoi |
| Er | hi | | wo | aija | aija | assa |
| Wir | meita | | | | | |
| Ja | soa | | jio | uwe, ae | uwe | uwe |
| Nein | aia | | pui | dai | dai | lokare |
| Innen | olovana | | | | | |
| Aussen | tinamoa | | | | | |

13

An dieser Stelle will ich auch einige Namen, die ich in meinem Verzeichnisse der mitgebrachten ethnographischen Gegenstände von den Salomonen finde, mit anfügen. Die Ortsbezeichnung steht hinter jedem Worte.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Weisse Farbe zum Färben der Haare und Lanzenspitzen | fioi | Bougainville | SW. |
| Rinde, die Heilkraft besitzen soll | ulia | „ | „ |
| Schild aus Bast | bako | Choiseul | (Bombatana) |
| Sonnenschutz | tarapai | „ | „ |
| Schambedeckung der Männer (tjedako) | pogab | „ | „ |
| Haarputz, beim Tanzen und im Kriege getragen | sawa | „ | „ |
| Putz, beim Tanzen und im Kriege in den Armringen getragen | muta muta | „ | „ |
| Kämme der Männer | suri suri | „ | „ |
| Kalkdosen | kindaka | „ | „ |
| Fischnetze, kleine | walau | „ | „ |
| Armringe | siku | „ | „ |
| Leibgurt der Frauen | salu | „ | „ |
| Muschel zum Kokosnussschaben | maroko | „ | „ |
| Muschel zum Haarausreissen | pawa | „ | „ |
| Brustschmuck der Männer | bareke | „ | „ |
| Kokosnussöffner | kabiraro | „ | „ |
| Instrument zum Ohrloch erweitern | wowaga | „ | „ |
| Muschelgeld, weisses | sale sale | „ | „ |
| Muschelgeld, rotes | more more | „ | „ |
| Betelnusstasche | galege | „ | „ |
| Liane, die häufig zum Betel gekaut wird | kakafu | „ | „ |
| Tabak von Bougainville und Choiseul | wiri | „ | „ |
| Säcke aus Bast | kusa | „ | „ |
| Kanuverzierungen, Holzschnitzereien | beko | Alu | |
| Schlafmatte | sarara | „ | |
| Muschelgeld | mauwei | „ | |
| Kokosnussschaber | cucusi | „ | |
| Betelnussstampfer | tagoro | „ | |
| Krokodil | umau | „ | |
| Bogen | boala | „ | |
| Farbe, schwarze | meho | „ | |
| Tabak von Bougainville | bulebus | „ | |

# Einige Redensarten in der Sprache der Shortlands-Insulaner.

| | |
|---|---|
| Komme hier her! | Inei lama! |
| Wo gehst Du hin? | Fina tono gāgānā? |
| Wieviele Kokosnüsse bringst Du? | Niunu difilla ugaloma? |
| Wer ist gekommen? | Alige iso komah? |
| Fälle diesen Baum! | Au enelei onoaru! (Man muss auf den Baum zeigen.) |
| Hast Du gegessen? | Uant? |
| Wer kocht Essen? | Alii famako? |
| Morgen gehen wir! | Boiwa tavalau! |
| Der König will morgen kommen. | Lalaffa boiwa enes okomoh. |
| Hast Du gut geschlafen? | Usu swelle rekonah? |
| Wieviel willst Du bezahlt haben? | Defilla fanah eilio? |
| Gieb mir 10 Stück. | Elea lafullu telea fau. |
| Er ist gestorben. | Hi mati. |
| Wir gehen kämpfen! | Amatala! |
| Wenn ich wiederkomme, bezahlst Du! | Fana lefemah alau fana eilio! |
| Der Baum ist hoch und dick. | Au reapanah ei jollona. (Auf den Baum hinweisend.) |

| | Deutsch | Mensch | Mann | Frau, Weib | Kind |
|---|---|---|---|---|---|
| Salomonen | Shortlands-Inseln | tion | tion, fauna | watafa | awaisa? |
| | SO.-Bougainville, Gieta | tion | tione | baina | |
| | Wella-La-Wella | manba | mamba | mangotta? | |
| | Renonga | tioni | tioni | mangotta | |
| | Simbo | tioni | tioni | barcalinge | |
| | Rubiana | tië | tië | vineki | |
| Neu-Guinea | NW.-Neu-Guinea, Sekar | tomate | marara | mapatta | kalopilopi |
| | Karufa | mahri | mutangki | maisoida | tameneitu |
| | Nufoor | snunkaku | snun | bien | romawa |
| | Andai | tungmatau | arpeon | armaan | |
| | Hattam | tungutung | tungutunga | sobah? (malayisch: Freund) | mongguma |
| | Humboldbai | | | | |
| Aru-Inseln | Wamma | tamatta | lessie | kodar | gakwadja |
| | Wanumbai, Seltutti | tamatta | lessie | kodar | goga |
| | Trangan | tamatta | lelefir | korkodor | gaga |
| | Kei-Inseln (Evar-Inseln) | tomat | branran | fat-fat (hilara) | anan |
| | Goram | manusia | uranna | maisoida | jauan, anak |
| | Watubella | manosia | maranna | wawina | onena |
| | Koor | nongbie | menrana | memvina | bobobor |
| | Tijoor | melawa | djau | gemum | luar |
| Ceram | Kilmuri | | sëurang (1 Mann) | woa wina | anak |
| | Elpaputti | | tumate | mahina | ana |
| | Batu assa | | muana | vina | anak |
| | Atiao | | muruleinu | ifneiin | anaim |
| | Wahai | | beláne | pinaieti | ala |
| | Celebes, Gorontalo | tau | bangke | tăbŭă | walao |
| | Tongean-Inseln | manusiea | longgai | wêă | ana |
| | Buru in d. Gebirge | | gebah bagut | fina | gebah anak |
| | Ternate | munüsia | nonaü | tofoheka | mangofa |
| Halmaheira | Sahu | ngowa | nau | werea | mangowa |
| | Gamkonora | mamisia | nanudu | wewelea | mangowa |
| | Gaane und Kajoa | manüsia | mun | pien | nimtu |
| | Makian in d. Bergen | manusia | maan | mapien | nimtu |
| | Malayisch | orang | orang laki laki | orang perampuan | anak |

Anmerkung: aä, oö, uü u. s. w. werden getrennt gesprochen.

| | Deutsch | Sohn | Tochter | Vater | Mutter |
|---|---|---|---|---|---|
| Salomonen | Shortlands-Inseln | natuna | natuna watafa | apago | inkanah |
| | SO.-Bougainville, Gieta | | | paala | niala |
| | Wella-La-Wella | mengora | | | |
| | Renonga | cumburu | | | |
| | Simbo | cumburu | | | |
| | Rubiana | cumburu = Kind | tuna | mama | nana |
| Neu-Guinea | NW.-Neu-Guinea, Sekar | | | ne marara | ne mapatta |
| | Karufa | | | | |
| | Nufoor | rumguhn | nai | kamahri | maikri |
| | Andai | mokorass | | suari | demiem |
| | Hattam | monggumua | sobaan | dejija | namemma |
| | Humboldbai | | | | |
| Aru-Inseln | Wamma | gakwad lessie | gakwad kodar | awang | djinang |
| | Wanumbai, Seltutti | goga lessie | goga kodar | awu | adjina |
| | Trangan | gaga lelefir | gaga (goga) korcoder | amei | djinne |
| | Kei-Inseln (Evar-Inseln) | | | jamad | nen, renan |
| | Goram | anak uranna | anak wawina | baza | nina |
| | Watubella | onena marana | onena hilara | jai | nina |
| | Koor | bobobor menrana | bobober memwina | tata | inan |
| | Tijoor | luar djau | luar gemum | | |
| Ceram | Kilmuri | | | | nina |
| | Elpaputti | | | | ina |
| | Batu assa | | | jaman | aina |
| | Atiao | | | amai (alfurisch) | inaa |
| | Wahai | | | ama | ina |
| | Celebes, Gorontalo | | | mopaätto | nahea |
| | Tongean-Inseln | ana longan | ana wëï | | |
| | Buru in d. Gebirge | | | gama | inah |
| | Ternate | | | baba | meme, jaja |
| Halmaheira | Sahu | | | ba | ngina |
| | Gamkonora | | | baba | meme ngina |
| | Gaane und Kajoa | | | baba | mama |
| | Makian in d. Bergen | | | baba | mama |
| | Malayisch | anak laki laki | anak perampuan | pai | mai |

| | Deutsch | Bruder, jüngere | Bruder, ältere | Schwester | Kopf |
|---|---|---|---|---|---|
| Salomonen | Shortlands-Inseln | kaigo | | pafinigu | too |
| | SO.-Bougainville, Gieta | | | | |
| | Wella-La-Wella | | | | |
| | Renonga | | | | |
| | Simbo | | | | |
| | Rubiana | tuesina | | taisina | batu? |
| Neu-Guinea | NW.-Neu-Guinea, Sekar | dank | dank | dank mapatta | onin |
| | Karufa | | | | umuh |
| | Nufoor | dejaai | | sraar | |
| | Andai | denkangmaan | | denkangmamr-maam | kapruapien |
| | Hattam | nèkowoaan | | unkamaan | debonggawa |
| | Humboldbai | | | | wehrei |
| Aru-Inseln | Wamma | kakang lessi | | kakang kodar | gulditabarri |
| | Wanumbai, Seltutti | abuli | | karmari | guling? |
| | Trangan | karmarie lelefie | | karmari korkordor | gultabbar |
| | Kei-Inseln (Evar-Inseln) | warahno | aan | urángk | un |
| | Goram | nogurogu urana | | nogurogu wawina | ilunin |
| | Watubella | | | | alu |
| | Koor | | | | ulun |
| | Tijoor | medar | | melak | duru |
| Ceram | Kilmuri | muali | mkak | romur | iludi |
| | Elpaputti | uali | imkak | omur | ulumi |
| | Batu assa | | | lomu | ulin |
| | Atiao | muali | | rumo | ulukatim |
| | Wahai | uale | kaka | rumor | ulure |
| | Celebes, Gorontalo | utato | | utatabua | lungongo |
| | Tongean-Inseln | aingo longgai | | aingo wèa | woö |
| | Buru in d. Gebirge | nanagat mana | | | ulong |
| | Ternate | jejo mongoro | | | dopolo |
| Halmaheira | Sahu | jongongodu | | | lokulu |
| | Gamkonora | njida langodu | | | gaudu |
| | Gaane und Kajoa | lolo mojao | | | nilongo |
| | Makian in d. Bergen | tena tamnona | | | halanga |
| | Malayisch | ade | kaka | sudara perampuan | kapala |

| | Deutsch | Haar | Auge | Nase | Mund |
|---|---|---|---|---|---|
| Salomonen | Shortlands-Inseln | pulu (auf d. Körper) tor (auf dem Kopfe) | mata | leo | uru |
| | SO.-Bougainville, Gieta | wuruna | matalla | isuna | niola |
| | Wella-La-Wella | | mata | | |
| | Renonga | | mata | | |
| | Simbo | | mata | | |
| | Rubiana | calu | mata | isu | ngussu |
| Neu-Guinea | NW.-Neu-Guinea, Sekar | onin fatin | badi badin? | ipiri | osuman |
| | Karufa | umuh ulu | mata | sikai | uhru |
| | Nufoor | buraim | mgasi | snori? | swari |
| | Andai | kapongua | akuhwo | akwaueb | asautiam |
| | Hattam | ibontha | jimana? | njauwawaab | njauwawah |
| | Humboldbai | gemuroh | wendu | sugah | sumba |
| Aru-Inseln | Wamma | fuku | mata | tjurrin | fafei |
| | Wanumbai, Seltutti | fuku | matang | tjurung | wanrang |
| | Trangan | fuku | mata | tjurung | fafei |
| | Kei-Inseln (Evar-Inseln) | maurut | matan | nierun | ngoën |
| | Goram | wu | matanin | ischonin | ilohinn |
| | Watubella | wua | mata | huèdda | hulieda |
| | Koor | olintawen | matan | melin | huar |
| | Tijoor | laht | jau | gangar | temar |
| Ceram | Kilmuri | uük | matade | isora | ilvadi |
| | Elpaputti | uwooleio | mata | uamo | imo |
| | Batu assa | uluf | matan | iilin | fudim |
| | Atiao | ulufin | matara | iimun | tafernini |
| | Wahai | hue | mata | insora | ilvadu |
| | Celebes, Gorontalo | fuwoö | mato | ulingo | tunggielo |
| | Tongean-Inseln | wuiua | mata | ingu | wiewie |
| | Buru in d. Gebirge | wolan | arman | gin | mieg |
| | Ternate | hutu | lako | ngunu | mada |
| Halmaheira | Sahu | hutu taodi | lao | ngunu | madanga |
| | Gamkonora | utu ngodi | lao | ngune | madanga |
| | Gaane und Kajoa | nimtuli | melood | usnu | sumud |
| | Makian in d. Bergen | kantuli | mataad | unghod | sumo |
| | Malayisch | rambut | mata | hidung | mulut |

| | Deutsch | Ohr | Hand | Finger | Brust |
|---|---|---|---|---|---|
| Salomonen | Shortlands-Inseln | bera? | (recht.) ime matao (link.) ime karaka | curre curresigu | lulu, miëcho |
| | SO.-Bougainville, Gieta | | tuala | | susuna |
| | Wella-La-Wella | | | | susu |
| | Renonga | | | | susu |
| | Simbo | | | | susu |
| | Rubiana | | limana? | limana? | susu |
| Neu-Guinea | NW.-Neu-Guinea, Sekar | taningan | oniman tangan | isiri | |
| | Karufa | taringa | nimanguta | tjerok | gienga |
| | Nufoor | knasi | rwasi | wapiesi | aandeendi |
| | Andai | akoroon | amau | amau buëb | kakeet |
| | Hattam | tenenggova | indappadjua | indappadung | njenggeda |
| | Humboldbai | tienè | eijé fugé | waja fugé | geina |
| Aru-Inseln | Wamma | takar | limeidi | | |
| | Wanumbai, Seltutti | takar | limang | | |
| | Trangan | takar | limei | | |
| | Kei-Inseln (Evar-Inseln) | arun | limat | kew | bubuhru |
| | Goram | telinganin | imahnin | | |
| | Watubella | tingago | | | |
| | Koor | karong | liman | | |
| | Tijoor | tatiewat | pre | | |
| Ceram | Kilmuri | telingara | imanin | mani raneoa | risin |
| | Elpaputti | terina | ala | sati | |
| | Batu assa | likan | ninuan | uin | |
| | Atiao | telinkeilim | tai imara? | likulini | |
| | Wahai | tenimaren | nimara | kukur (Nagel)? | |
| | Celebes, Gorontalo | kulonga | paladu | tungongoao-lulu | dunleh |
| | Tongean-Inseln | | pale | | |
| | Buru in d. Gebirge | kiligan | fahan | kokon | |
| | Ternate | ngawu | gia | gia maragaraga | |
| Halmaheira | Sahu | ngau | giam | gia maragaraga | |
| | Gamkonora | ngau | gianga | gia maragaraga | |
| | Gaane und Kajoa | tenged | komo | komodderaga | |
| | Makian in d. Bergen | bibujo | kamo | kamod sulo | |
| | Malayisch | kuping | tangan | djari | dahda |

| | Deutsch | Bauch | Fuss | Haus | Kanu |
|---|---|---|---|---|---|
| Salomonen | Shortlands-Inseln | tia | sigu luana | numah | canega |
| | SO.-Bougainville, Gieta | tiala | pita anina | numah | |
| | Wella-La-Wella | | | pande | mola |
| | Renonga | | | paile | mola |
| | Simbo | | | | mola |
| | Rubiana | tia | | vetu | mola |
| Neu-Guinea | NW.-Neu-Guinea, Sekar | obituan? | ofanin | numa | rai |
| | Karufa | ambo | ellā | tsaring | dageh |
| | Nufoor | snerri? | wesi | rum | panda pubah |
| | Andai | kapuri | akibatien | raar | penda pooi |
| | Hattam | nahentiaan | | | |
| | Humboldbai | tarrie | betjarrie | | moangga |
| Aru-Inseln | Wamma | | ebbei | balei | bokka |
| | Wanumbai, Seltutti | | ebang | befu | lettej |
| | Trangan | | ebei | both | lettej |
| | Kei-Inseln (Evar-Inseln) | ewuhnu | aean roan | rahan | habo |
| | Goram | | nienne | ruma | angmahren |
| | Watubella | | | ruma | soh |
| | Koor | | jain | ruma | hohri |
| | Tijoor | | tulia | uma | |
| Ceram | Kilmuri | itodi | kainin | rumah | lepa-lepa |
| | Elpaputti | tia | ai | luma | siko |
| | Batu assa | tian | jai | umah | waha |
| | Atiao | tapura | haira | feiomo | waim |
| | Wahai | tiare | ai | luman | polutu |
| | Celebes, Gorontalo | obongo | oato | laihe | blotto |
| | Tongean-Inseln | | wiedie | benua | |
| | Buru in d. Gebirge | tian | kadam | huma | |
| | Ternate | oru | hohu | fala | |
| Halmaheira | Sahu | polo | rohu | wala | |
| | Gamkonora | pool | lohu | wala | |
| | Gaane und Kajoa | tuto | weë | abai | |
| | Makian in d. Bergen | dobo | weë | um | |
| | Malayisch | pŭrŭt | kaki | rumah | |

| | Deutsch | Himmel | Sonne | Mond (der aufgeh. / der unterg.) | Sterne |
|---|---|---|---|---|---|
| Salomonen | Shortlands-Inseln | abu | faihālo | maharan / ilala | vito |
| | SO.-Bougainville, Gieta | | ogana | ibau | vivito |
| | Wella-La-Wella | | nanju | camboso | pino |
| | Renonga | | tapo | popu | |
| | Simbo | | rimata | | |
| | Rubiana | | rimata | sindara | |
| Neu-Guinea | NW.-Neu-Guinea, Sekar | | rara | bunan | fenimah |
| | Karufa | | ohra | uran | omma |
| | Nufoor | nanggi | orie | paik | altarua |
| | Andai | wamum | prua | di | auwaan |
| | Hattam | | | | |
| | Humboldbai | | | | |
| Aru-Inseln | Wamma | | lara | fulan | tawan |
| | Wanumbai, Seltutti | | eram | fulan | tawan |
| | Trangan | | lara | fulan | tawan |
| | Kei-Inseln (Evar-Inseln) | | lehr | uwan | nar |
| | Goram | mutan | ollarra | wulan | wituina |
| | Watubella | | olla | wulan | tou |
| | Koor | | lã | wuan | nara |
| | Tijoor | | olar | ulan | watrei |
| Ceram | Kilmuri | langit | olar | ulang | bituin |
| | Elpaputti | | liamate | pulane | ona |
| | Batu assa | | liamatang | bulang | toi |
| | Atiao | | leun | melim | kohim |
| | Wahai | | lean | hulan | ten |
| | Celebes, Gorontalo | hulungo | matolu dulaho | fulalo | poliama |
| | Tongean-Inseln | jangie | | | |
| | Buru in d. Gebirge | langit | lea | fulan | |
| | Ternate | sorga | | arah | |
| Halmaheira | Sahu | sorga | kore, sara | ngara | |
| | Gamkonora | sorga | dole, basala | ngala | |
| | Gaane und Kajoa | sorga | moda, tunur | lait | |
| | Makian in d. Bergen | sorga | moda timor | pait | |
| | Malayisch | langit | mata hari | bulan | bintang |

| | Deutsch | Donner | Wind | Blitz | Regen |
|---|---|---|---|---|---|
| Salomonen | Shortlands-Inseln | salala | oa | ilafah | laite |
| | SO.-Bougainville, Gieta | | | aramini | opoh |
| | Wella-La-Wella | paka | ururu | | |
| | Renonga | paka | gawa | | ruku |
| | Simbo | paka | iwere, gawa | | ruku |
| | Rubiana | paka | givussu | | ruku |
| Neu-Guinea | NW.-Neu-Guinea, Sekar | | | | jagen |
| | Karufa | | loh | | kama |
| | Nufoor | kakadu? | waam | wuwer | mekkem |
| | Andai | krauw | auw | daantaan | mbrieën |
| | Hattam | | | | |
| | Humboldbai | | | | |
| Aru-Inseln | Wamma | erkadudum | ingin | erkala | giën |
| | Wanumbai, Seltutti | erkadudum | ingin | erkala | giën |
| | Trangan | erkadudum | ingin | erkala | giën |
| | Kei-Inseln (Evar-Inseln) | nahumuhri | mut | lovehin | deot |
| | Goram | dudung | angin | tenitir | uran |
| | Watubella | | egin | | idamma |
| | Koor | | rangin | | uran |
| | Tijoor | | anin | | uran |
| Ceram | Kilmuri | dudung | angin | lilas? | ulani |
| | Elpaputti | | | | ulane |
| | Batu assa | | | | ulan |
| | Atiao | | | | roim |
| | Wahai | | | | ulan |
| | Celebes, Gorontalo | bulongottu | dupotto | ilatta | dehdi |
| | Tongean-Inseln | | ngoju | | hudjan |
| | Buru in d. Gebirge | | anin | daiti | dikat |
| | Ternate | | kore | bela bela | besa |
| Halmaheira | Sahu | | karawial | bela bela | besa |
| | Gamkonora | | dolala | bela bela | besa |
| | Gaane und Kajoa | | moda | lilas? | ulan |
| | Makian in d. Bergen | | moda | lilas? | (pongie) ulan |
| | Malayisch | guntur | angin | kilat | hudjang |

| | Deutsch | Wasser | Feuer | Fisch | Schlange |
|---|---|---|---|---|---|
| Salomonen | Shortlands-Inseln | atele | feli | ijana | nife |
| | SO.-Bougainville, Gieta | | uda | ijalla | comu |
| | Wella-La-Wella | tju | uga | nunju | |
| | Renonga | colo | nika | igana | |
| | Simbo | colo | nika | igana | |
| | Rubiana | colo | nika | igana | nuki |
| Neu-Guinea | NW.-Neu-Guinea, Sekar | waer | jafi | sajir | kada magarat |
| | Karafu | ualar | lawi | dondi | karoi |
| | Nufoor | waar | foor | ien | ikak |
| | Andai | waun | | mowau | antau |
| | Hattam | menaija | | mikwawa | mauwa |
| | Humboldbai | naan | aie | iotja | |
| Aru-Inseln | Wamma | waiar | au | sima | hugea |
| | Wanumbai, Seltutti | gaiar | au | sima | hugea |
| | Trangan | waiar | au | djika | huwa |
| | Kei-Inseln (Evar-Inseln) | wejaar | naf | wuut | rubai |
| | Goram | ahraar | ahi | ien | naai |
| | Watubella | aar | efi | ieu | |
| | Koor | wejer | iaap | ikau | |
| | Tijoor | | ahi | | |
| Ceram | Kilmuri | are | afi | ikan | tekis |
| | Elpaputti | wäele | husa | jane | tepeti |
| | Batu assa | wai | jaf | am | bufin |
| | Atiao | ai im | wahan | em | koiim |
| | Wahai | toleu | aw | jan | tipolim |
| | Celebes, Gorontalo | taluhu | tulu | tola | tuliedu |
| | Tongean-Inseln | uë | api | bau | ule |
| | Buru in d. Gebirge | wai | bara | ikan | wau |
| | Ternate | ake | uku | njau | ngul |
| Halmaheira | Sahu | banjo | uhu | njau | ngija |
| | Gamkonora | banjo | uhu | njau | ngiangiala |
| | Gaane und Kajoa | woja | lutan | tah ian | bau |
| | Makian in d. Bergen | waja | lutan | ijan | bau |
| | Malayisch | ajer | api | ikan | ular |

| | Deutsch | Stein | Kokosnuss Kokospalme | kurz | lang |
|---|---|---|---|---|---|
| Salomonen | Shortlands-Inseln | pausai, batu | niuna pauna | papaa | reapah |
| | SO.-Bougainville, Gieta | pahu | meteeh | | |
| | Wella-La-Wella | lando | niru oreh | punjuama | rosiama |
| | Renonga | patu | sura oreh | papaka | gele |
| | Simbo | patu | sura oreh | papaka | gele |
| | Rubiana | patu | gnati nahara | papaka | gele |
| Neu-Guinea | NW.-Neu-Guinea, Sekar | bati | rur | | |
| | Karufa | langérah | niju | tomba | marawar |
| | Nufoor | kerru | sraknam | kwamba | kwaim |
| | Andai | meduwang | sravi | uwaaibaar | uwaai |
| | Hattam | tya | duja | djaibi | djainjia |
| | Humboldbai | | niehm | | |
| Aru-Inseln | Wamma | fatu | nur | | |
| | Wanumbai, Seltutti | fatu | nur | | |
| | Trangan | fat | nur | | |
| | Kei-Inseln (Evar-Inseln) | wat | | but (ket) | bloat |
| | Goram | watu | niur | | |
| | Watubella | watu | da | | |
| | Koor | waat | | | |
| | Tijoor | | nijoor | | |
| Ceram | Kilmuri | | mu | kubut | malas |
| | Elpaputti | | liweli | | |
| | Batu assa | | mua | | |
| | Atiao | | muim | | |
| | Wahai | | luen | | |
| | Celebes, Gorontalo | batu | bongo | limbu limbu | haja-haja |
| | Tongean-Inseln | | bojugu | | |
| | Buru in d. Gebirge | fatu | | turin | renat |
| | Ternate | mariĕ | igo | podo | gila |
| Halmaheira | Sahu | madiĕ | igono | podo, reboko | raikidanga |
| | Gamkonora | madiĕn | igong | podo | giedang |
| | Gaane und Kajoa | laiĕ | mivi | pokal | mlonga |
| | Makian in d. Bergen | lalai | niwi | pokal | melawas |
| | Malayisch | batu | kalapa | pendeh | panjang |

| | Deutsch | gut | schlecht | schlafen | sprechen |
|---|---|---|---|---|---|
| Salomonen | Shortlands-Inseln | rekonah<br>sehr gut<br>mere gunah | paitenah | suele | areai |
| Salomonen | SO.-Bougainville, Gieta | | | | |
| Salomonen | Wella-La-Wella | uriawu | rungama | maragno | pessio |
| Salomonen | Renonga | leana | kikirena | puta | tjana |
| Salomonen | Simbo | leana | kikirena | puta | |
| Salomonen | Rubiana | leana | kaleana | puta | tjama |
| Neu-Guinea | NW.-Neu-Guinea, Sekar | manfin | fintah | maruha | facasit |
| Neu-Guinea | Karufa | | | dedumdumba | iwar |
| Neu-Guinea | Nufoor | biebe | speer | enef | bebis jara |
| Neu-Guinea | Andai | barbor | speerbaar | komaboon | kaparaap |
| Neu-Guinea | Hattam | bainja | bailis | njemana | njebuahmbu |
| Neu-Guinea | Humboldbai | | | anu | |
| Aru-Inseln | Wamma | | | dehnie | |
| Aru-Inseln | Wanumbai, Seltutti | | | kohnie | |
| Aru-Inseln | Trangan | | | monin | |
| | Kei-Inseln (Evar-Inseln) | nbuk | nbabur | (en)tub | |
| | Goram | | | teihi | |
| | Watubella | | | dunef | |
| | Koor | | | toba | |
| | Tijoor | | | gehit | |
| Ceram | Kilmuri | mangafin | | ngifit | |
| Ceram | Elpaputti | fia | | | |
| Ceram | Batu assa | komin | | | |
| Ceram | Atiao | komia | | | |
| Ceram | Wahai | jai | | | |
| | Celebes, Gorontalo | mopiohu | mohlehto | modoluhu | moloija |
| | Tongean-Inseln | | | porre | mottatoi |
| | Buru in d. Gebirge | dagosah | | bagei | |
| | Ternate | laha | | hutu | |
| Halmaheira | Salu | la | | utu | |
| Halmaheira | Gamkonora | lah | | wutu | |
| Halmaheira | Gaane und Kajoa | hia | | imtuli | |
| | Makian in d. Bergen | hia | | tanduli | |
| | Malayisch | baik | djahat | tidor | bielang |

| | Deutsch | lachen | essen | trinken | schlagen |
|---|---|---|---|---|---|
| Salomonen | Shortlands-Inseln | meleah | rarani | oa | lafei |
| | SO.-Bougainville, Gieta | | | | |
| | Wella-La-Wella | | uwatu | tju | |
| | Renonga | | gani gani | napo | |
| | Simbo | | gani gani | napo | |
| | Rubiana | | gani gani | napo | |
| Neu-Guinea | NW.-Neu-Guinea, Sekar | | maan ? | misogi, enim | |
| | Karufa | triweriwi | teika | teinum | misingie |
| | Nufoor | mbrief | aan | ienem | breer |
| | Andai | kapra | keëm | koot | bati-ep |
| | Hattam | njupa | nejema | indumigjai | nataima |
| | Humboldbai | | | | |
| Aru-Inseln | Wamma | | dammenam | dran | dago |
| | Wammbai, Seltutti | | komenam | kon | kogohlie |
| | Trangan | | momenam | mon | kogohlie |
| | Kei-Inseln (Evar-Inseln) | malit | ntaan | tihm | |
| | Goram | | taumenia | tinn | tehaas |
| | Watubella | | maua | deiinu | malsawu |
| | Koor | | segaan | tiehnu | |
| | Tijoor | | gahanga | mnimon | |
| Ceram | Kilmuri | | ngafangna | minum | |
| | Elpaputti | | | | |
| | Batu assa | | | | |
| | Atiao | | | | |
| | Wahai | | | | |
| | Celebes, Gorontalo | moif | monga | mongilu | |
| | Tongean-Inseln | moggule | mokoni | mangino | mobombatie |
| | Buru in d. Gebirge | damalei | dakah | ainoh | es koper |
| | Ternate | johe | oho | oke | tjako |
| Halmahera | Sahu | njelo | orom | kahe | tjaolo |
| | Gamkonora | wute | godi | oke | ipol |
| | Gaane und Kajoa | mli | haon | imien | pun |
| | Makian in d. Bergen | tamlih | tahan | imien | wet |
| | Malayisch | tatahwa | makan | minum | pukul |

| | Deutsch | finster (schwarz) | hell (weiss) | nein | ja |
|---|---|---|---|---|---|
| Salomonen | Shortlands-Inseln | lupi | anana | aia | soa |
| | SO.-Bougainville, Gieta | mutana? | | | |
| | Wella-La-Wella | ipuhali | tapuana | pui | jio |
| | Renonga | bungi | keala | dai | uwe, ae |
| | Simbo | bungi | keala | dai | uwe |
| | Rubiana | bungi | keoro | lokare | uwe |
| Neu-Guinea | NW.-Neu-Guinea, Sekar | kud kuda | jiriris | | |
| | Karufa | momat | niriawi | maratei | oro |
| | Nufoor | ifnürep | mambri | roba | ju |
| | Andai | moor | kassingbaar | eibaar | karuwer |
| | Hattam | ngemuna | ninggaadbir | hibi | ju |
| | Humboldbai | | | | |
| Aru-Inseln | Wamma | démur | rarie | | |
| | Wanumbai, Seltutti | hadjemmir | rerarei | | |
| | Trangan | demur | rarie | | |
| | Kei-Inseln (Evar-Inseln) | nang metang | walean | vat | oho |
| | Goram | glap | masir | | |
| | Watubella | dondonggaran | massir | | |
| | Koor | | | | |
| | Tijoor | | | | |
| Ceram | Kilmuri | metang | putih | te | eli |
| | Elpaputti | meteni | putih | | |
| | Batu assa | metem | putih | | |
| | Atiao | metang | babut | | |
| | Wahai | meten | puteh | | |
| | Celebes, Gorontalo | modiolomo | mobawango | jahlo | oö |
| | Tongean-Inseln | | | | |
| | Buru in d. Gebirge | bermiti | | moe | |
| | Ternate | lobi gamane | | malu | |
| Halmaheira | Sahu | lobidi kokotu | | tjua | |
| | Gamkonora | lobi | | tjua | |
| | Gaane und Kajoa | malukut bakelo | | tessen | |
| | Makian in d. Bergen | lobi bakawan | | dumit | |
| | Malayisch | glab | trang (putih) | tida | saja |

| | Deutsch | 1 | 2 | 3 | 4 |
|---|---|---|---|---|---|
| Salomonen | Shortlands-Inseln | kala, elea | elua | epiza | efatti |
| | SO.-Bougainville, Gieta | | | | |
| | Wella-La-Wella | omandeu | omunga | joke | ariko |
| | Renonga | maka | curi | kue | mande |
| | Simbo | came | caru | kue | mande |
| | Rubiana | tasa | carua | ngnetta | mande |
| Neu-Guinea | NW.-Neu-Guinea, Sekar | sa | nua | teni | fat |
| | Karufa | semoksi | rueiti | tohru | bahdi |
| | Nufoor | sai | suru | kior | fiak |
| | Andai | uem | jaar | kaar | taar |
| | Hattam | ngoon | njana | ningaii | betai |
| | Humboldbai | | | | |
| Aru-Inseln | Wamma | étu | rua | lasie | ka |
| | Wanumbai, Seltutti | étu | ruep | lasie | kai |
| | Trangan | étu | rua | lasie | kaua |
| | Kei-Inseln (Evar-Inseln) | aen | anru | antill | anfaak |
| | Goram | sa | roti | tohlu | haat |
| | Watubella | iha | rua | tohlu | fatta |
| | Koor | kele | rua | tāl | paat |
| | Tijoor | sa | roti | tohlu | hat |
| Ceram | Kilmuri | sa | roti | tolo | faat |
| | Elpaputti | san | lua | toi | fai |
| | Batu assa | san | lua | tol | fet |
| | Atiao | esa | elua | entol | enhatta |
| | Wahai | sali | lua | tolo | ati |
| | Celebes, Gorontalo | ointa | oluo | otohlu | opatto |
| | Tongean-Inseln | issa | dua | toga | opo |
| | Buru in d. Gebirge | | ruwa | teloh | pa |
| | Ternate | rimoi | romadidi | rangi | raha |
| Halmaheira | Sahu | arimoi | romadidi | ruwange | rata |
| | Gamkonora | limoi | limodidi | laange | lata |
| | Gaane und Kajoa | pso | plu | tol | pohot |
| | Makian in d. Bergen | psa | loplu | tol | pahat |
| | Malayisch | satu | dua | tiga | ampat |

| | Deutsch | 5 | 6 | 7 | 8 |
|---|---|---|---|---|---|
| Salomonen | Shortlands-Inseln | lima | onomo | fitu | alu |
| | SO.-Bougainville, Gieta | | | | |
| | Wella-La-Wella | sike | warimundja | sike-ura | siotollu |
| | Renonga | lima | wonomio | witu | wesu |
| | Simbo | lima | wonomio | witu | calu |
| | Rubiana | lima | onomo | joapa | wesu |
| Neu-Guinea | NW.-Neu-Guinea, Sekar | nima | näm | wudares | wuderua |
| | Karufa | rimi | rom simoksi | rim rueiti | rim tahru |
| | Nufoor | rim | onem | fik | waar |
| | Andai | meswai | kassuem | kassiaan | kaskaar |
| | Hattam | muhing | bridagoom | briwebetaai | briweningai |
| | Humboldbai | | | | |
| Aru-Inseln | Wamma | lima | dobu | doabem | karua |
| | Wanumbai, Seltutti | lima | dubie | dubemie | karuë |
| | Trangan | lima | dubie | dubem | karua |
| | Kei-Inseln (Evar-Inseln) | anlim | anean | anfit | anwai |
| | Goram | liem | onon | fitu | alu |
| | Watubella | lima | onon | fitu | alu |
| | Koor | lima | nãhm | piet | wah |
| | Tijoor | lim | onon | fitu | alu |
| Ceram | Kilmuri | lim | onang | fitu | alo |
| | Elpaputti | lima | noi | fitu | vagu |
| | Batu assa | lima | num | fit | val |
| | Atiao | enlima | enoi | enhit | enwol |
| | Wahai | ima | omi | itu | alu |
| | Celebes, Gorontalo | olimo | olomo | opitu | valu |
| | Tongean-Inseln | limo | ono | pitu | wapu |
| | Buru in d. Gebirge | lima | neh | pito | tarua |
| | Ternate | romotoha | rara | tomodi | tof kangi |
| Halmaheira | Sahu | romotoha | rarama | tomoding | tuangare |
| | Gamkonora | lomotoala | lalan | tomodin | toangi |
| | Gaane und Kajoa | pliem | pawomam | piet | masure |
| | Makian in d. Bergen | plim | pwonam | piet | pwaal |
| | Malayisch | lima | anam | tudju | delapan |

| | Deutsch | 9 | 10 | 15 | 20 |
|---|---|---|---|---|---|
| Salomonen | Shortlands-Inseln | ulia | lafullu | dofona lima | tanauge |
| | SO.-Bougainville, Gieta | | | | |
| | Wella-La-Wella | sia kawa | toni | toni siki | rambete |
| | Renonga | sia | manoga | manoga lima | carambete |
| | Simbo | sia | manoga | manoga lima | carambete |
| | Rubiana | sia | manege | manege lima | carambete |
| Neu-Guinea | NW.-Neu-Guinea, Sekar | masfuti | wusoa | wusoa nima | tomate sa = 1 Mensch = 10 Fing. + 10 Zehen. |
| | Karufa | rim bahdi | putja | putja rimi | siumput rueiti |
| | Nufoor | siuh | samfur | samfur sisserim | samfur di suru |
| | Andai | kastaar | kameswai | meswai paap | remetaunjaan |
| | Hattam | briwemenui | simnai | simmuhing | semenatjaan |
| | Humboldbai | | | | |
| Aru-Inseln | Wamma | tera | ur | urfafeige melima | ufaferua |
| | Wanumbai, Seltutti | térei | uwafa | uwafa melima | ufaferuë |
| | Trangan | sehra | urfafei | urfafei melima | urfafeirua |
| | Kei-Inseln (Evar-Inseln) | ansin | vut | vut anlim | vut ru |
| | Goram | sia | wutga | wutga silim | wuturu |
| | Watubella | sia | utuha | utua melima | utrua |
| | Koor | siwah | sapul | sapul melim | utrua |
| | Tijoor | sia | utja | utja melim | uturua |
| Ceram | Kilmuri | sia | utja | utjaresse lim | uturu |
| | Elpaputti | siwa | utu | sala lima | utu lua |
| | Batu assa | siva | uta | ut sailima | ut lua |
| | Atiao | ensiwa | fotusa | fotusa enlima | fotulua |
| | Wahai | sia | usa | usa ima | utua |
| | Celebes, Gorontalo | otiejo | | | |
| | Tongean-Inseln | tiejo | mopulu | mopulu wauwoli | dulapulu |
| | Buru in d. Gebirge | | sampuiju | sampuiju limo | modijom puiju |
| | Ternate | | | | |
| Halmaheira | Sahu | | | | |
| | Gamkonora | | | | |
| | Gaane und Kajoa | | | | |
| | Makian in d. Bergen | | | | |
| | Malayisch | sembilang | sapullu | limablas | duapulu |

| | Deutsch | 50 | 100 | 200 | 1000 |
|---|---|---|---|---|---|
| Salomonen | Shortlands-Inseln | lima fullu | elaratu | elualatu | eakokole |
| | SO.-Bougainville, Gieta | | | | |
| | Wella-La-Wella | | paesana | | wuro |
| | Renonga | wohl durch Zusammensetzung von 10×5 | gaoto | | wuro |
| | Simbo | | gaoto | | jako |
| | Rublana | | gaoto | | tina |
| Neu-Guinea | NW.-Neu-Guinea, Sekar | tomate nua wŭsoa (rate sa) | tomate nima (5×20) | tomate wŭsoa | wŭsoa tomate nima |
| | Karufa | siumput rimi | raht | | |
| | Nufoor | samfur di rim | utin | | |
| | Andai | remetau meswai | | | |
| | Hattam | | | | |
| | Humboldbai | | | | |
| Aru-Inseln | Wamma | limaferua | ratieja | | |
| | Wanumbai, Seltutti | limaferua | ratieja | | |
| | Trangan | lunafafeirua | ratiega | | |
| | Kei-Inseln (Evar-Inseln) | vut lim | ratut | | |
| | Goram | liem wutja | ratga | | |
| | Watubella | lima utuha | ratua | | |
| | Koor | limapul | raas | | |
| | Tijoor | limutja | ratja | | |
| Ceram | Kilmuri | utulim | raitja | raitjaroti | riunsa |
| | Elpaputti | utu lima | utunsi | utun lua | |
| | Batu assa | ut lima | utin | lua utin | |
| | Atlao | fotu enlima | utnissa | utnissa lua | |
| | Wahai | utu ima | utun | lua utun | |
| | Celebes, Gorontalo | limolopulu | mahetutto | | |
| | Tongean-Inseln | limopuiju | sadu | | |
| | Buru in d. Gebirge | | | | raran |
| | Ternate | | | | tjala mooi |
| Halmaheira | Sahu | | | | tjala mooi |
| | Gamkonora | | | | tjalang limoi |
| | Gaane und Kajoa | | | | tjalantjo |
| | Makian in d. Bergen | | | | tjaiantja |
| | Malayisch | lima pulu | seratu | dua ratu | ribus |

# Eine Reise nach
# Bougainville und Neu-Pommern.

Auf einer Reise nach Herbertshöhe in Neu-Pommern gingen wir sowohl auf der Hin- als auch auf der Rückfahrt an der Küste von Bougainville entlang, und ich hatte mehrfach Gelegenheit, mit den Strandbewohnern in Verkehr zu treten. Ich lasse hier die ganze Schilderung dieser Reise, wie sie in meinem Tagebuch steht, folgen.

Wir waren 5 Europäer und eine inländische Besatzung von 7 Mann, die in dem 40 Tonnen haltenden Schooner William Brooke Ende Februar die Station Faisi verliessen. Nachdem wir rings um die Shortlands-Inseln gefahren waren, die Passage zwischen Kap Essmar (Meila) und Kap Komaliei passiert hatten und an der Küste von Bougainville entlang gegangen waren, mussten wir wegen Windstille bei dem Stranddorfe Siwuei vor Anker gehen. Kaum lag unser Schiff fest, als auch schon die Eingeborenen in Kanus und auf Holzflössen längsseits kamen, um zu sehen, wer wir wären, und ob mit uns zu handeln wäre. Unsere Absicht war es natürlich nicht, in Siwuei länger liegen zu bleiben, sondern wir wollten nur bis zum Morgen warten, um dann mit der auftretenden Brise längs der Küste nach Kap Hüsker weiterzufahren. Noch in der Nacht wurden uns von den Eingeborenen ein Teil Tarro, Yams und auch einige Hühner an Bord gebracht, was sehr zur Vervollständigung unseres Proviantes beitrug. Bei Tagesgrauen, kurz vordem wir Segel setzten, brachte uns der Häuptling einen kleinen Knaben an Bord und bot uns denselben zum Kaufe an. Wir konnten das Kind natürlich nicht kaufen, da wir sonst leicht mit den im Schutzgebiete bestehenden Gesetzen in Konflikt gekommen wären; trotzdem bedauerte ich sehr, dass wir das Kind wieder an den Strand schicken mussten, denn sein Los wäre bei uns ein in jeder Beziehung besseres gewesen als bei seinem inländischen Beschützer. Wahrscheinlich wurde es für eine besondere Gelegenheit aufgespart, um dann sein Leben lassen zu müssen. Das Gesetz sollte bei solchen Anlässen eine Ausnahme gestatten; viele Sklavenkinder in den Salomonen und im Bismarck-Archipel würden so gerettet und als spätere, willige Arbeiter für die Plantagen gewonnen werden. Übrigens befolgt die Mission vom heiligen Herzen in Neu-Pommern schon

ähnliche Regeln, indem sie Sklavenkinder in ihrer Station Kinigunang zu brauchbaren Menschen erzieht.

Die Eingeborenen von Siwuei stehen schon seit längeren Jahren mit den europäischen Händlern in Verbindung, trotzdem ist es unmöglich, dass ein Weisser hier am Strande ohne ausreichenden Schutz sich niederlässt. Noch während ich auf den Salomonen war, hatte die Firma Hernsheim dicht bei Siwuei eine Handelsstation gegründet, doch war dieselbe nicht von langem Bestande, da die Eingeborenen den Stationsinhaber, einen Mischling von Mauritius, und die meisten seiner Leute nach kurzem Aufenthalte erschlugen und die Station ausraubten und niederbrannten. Die herrschende Bevölkerung von Siwuei stammt aus Treasury, nur die Sklaven sind einheimisch. Die Sprache gleicht der auf Treasury und Alu, ist aber natürlich mit einer Anzahl von Bougainville-Ausdrücken vermischt. Absolute Nacktheit bis auf wenige auch auf den Shortlands übliche Schmucksachen, wie Armbänder, Ohrringe und Nasenstäbe, ist hier gebräuchlich.

Die ganze Küste von Kap Essmar bis nach der Kaiserin-Augusta-Bai ist flach und ohne Einbuchtungen, überall findet man längs der Küste auf höchstens 15—20 m Wasser guten Ankergrund; letzterer ist gegen die hohe See durch das weit aussen liegende Riff geschützt. Viele kleine Flüsse, deren Mündungen recht versandet sind, ergiessen sich in die See. Das ganze Land ist natürlich bis zu den höchsten Spitzen des im Hintergrunde liegenden Kronprinzen-Gebirges mit üppigem Walde bedeckt. Über die Strandflora habe ich mich bei meiner Tour nach Ako ausgesprochen; ich muss die dort geäusserten Ansichten auf die Küste bis zum Kap Hüsker ausdehnen. Sehr häufig sieht man, wenn man an der Küste entlang fährt, Rauchsäulen aufsteigen, ein Beweis, dass das Innere der Insel gut bevölkert sein muss.

Mit der am nächsten Morgen einsetzenden SO-Brise gingen wir an der Küste entlang. Klar und offen lag das hohe Kronprinzen-Gebirge vor uns, aber trotz eifrigen Suchens mit bewaffnetem Auge konnte ich von dieser Seite aus kein Anzeichen vulkanischer Tätigkeit wahrnehmen. Von Gieta aus, an der Ostküste von Bougainville, soll man jedoch, wie mich die Macdonalds versicherten, an mehreren Stellen Rauch aufsteigen sehen. Ansiedlungen der Eingeborenen waren am Strande nicht zu sehen, wohl aber waren im Innern überall die Anzeichen dafür zu finden. Als wir gegen Mittag Kap Hüsker und damit den einzigen in diesem Teile der Insel gelegenen (Gazelle-)Hafen in der Kaiserin-Augusta-Bucht erreicht hatten, sahen wir dort einen Schooner vor Anker liegen; es war wahrscheinlich ein Arbeiterschiff. Wir konnten nur die auf See üblichen Flaggenbegrüssungen austauschen, da die frische Brise uns schnell am Kap vorbeiführte. Nördlich von der Bucht waren, je näher wir an das

Kap herangekommen waren, deutlicher und deutlicher hohe Berge hervorgetreten, die sich allmählich zu einem massigen Gebirgszuge zusammenschlossen. Es war das Kaiser (Balbi)-Gebirge, das sich in dem Mount Balbi zu der ansehnlichen Höhe von 3070 m erhebt. Südöstlich, getrennt vom Kaiser-Gebirge, doch auch wenig im Zusammenhange mit dem Kronprinzen-Gebirge, tritt ein steiler, wohl gegen 2000 m hoher Kegel hervor, dessen Spitze von einem dichten Mantel von Rauchwolken umlagert war, durch welchen hin und wieder ein Lichtstrahl zuckte, oder von welchem eine Aufwallung der grauen und schwarzen Rauchwolken bis zum Zenith ausging. Es war der Vulkan Bagama; alle stärkeren Erdbeben, gegen 12 an der Zahl, die ich auf den Shortlands-Inseln erlebte, schienen ihren Ausgangspunkt in diesem Vulkane gehabt zu haben, denn sie kamen stets von Nord-Osten, Norden oder Nord-Westen.

An den steilen Abfällen dieses Vulkanes kann man mit dem Glase deutlich die Furchen erkennen, welche die Lavaströme verursacht haben; auch auf den niedrigen Vorbergen erblickt man manche Zeichen der Zerstörung, die von Ausbrüchen des Vulkanes herrühren.

Die Ufer sind bis Kap Hüsker flach und sandig, in der Kaiserin-Augusta-Bai sind dieselben aber felsig und zum Teil schroff abfallend.

Von Kap Hüsker nahmen wir Kurs auf Kap St. Georg an der Südspitze von Neu-Mecklenburg. Wir hatten eine gute, starke Brise mit uns und kamen schnell vorwärts, sodass wir uns am nächsten Morgen ungefähr 60 Seemeilen von Kap Hüsker entfernt befanden. Die Berge von Bougainville waren in voller Sicht, vorzüglich war der Balbi (Tafel 10) und der mit dichtem Rauche umlagerte Bagama gut zu sehen.

An Bord des Schooners beobachtete ich eine interessante Ichneumonide*), die ich bisher weder in Neu-Pommern noch auf den Salomonen gefangen hatte. Es war ein 1 cm grosses, schwarzes Tier mit grossen Augen. Auffallend war die Zutraulichkeit des Tieres; man konnte es auf dem Finger kriechen lassen und dann mit einer Feder streicheln, ohne dass es davonflog. Auch sonst war tierisches Leben an Bord reichlich vertreten. Unzählige Kakerlaken machten den Aufenthalt unter Deck beinahe ganz unmöglich, denn vor allem bei Nacht wurden sie sehr zudringlich, liefen über Gesicht und Hände, ja frassen regelrechte Löcher in die Haut hinein. Auch die auf allen Kopraschiffen und Stationen vorkommenden kleinen Koprakäfer (eine Haltica), die in Unmassen auftraten, waren arge Quälgeister. Rechnet man nun noch verschiedene Arten von Ameisen, blutdürstige Moskitos, einen kranken, halbtoten, winselnden Hund und ein Buschschwein, welches nachts auf Kakerlaken Jagd machte,

*) Evania appendigaster L. (Das Tier ist ein Kosmopolit, seine Larve lebt parasitisch in Blatta orientalis und in anderen Arten von Schaben, wodurch sich das häufige Vorkommen auf Kopraschiffen erklärt.)

hinzu, so wird man mir wohl glauben, dass eine Überfahrt auf solchem Kopraschooner, zumal bei regnerischem Wetter, wo man nachts unter Deck schlafen muss, nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des tropischen Lebens gehört.

Wir hatten über Tag wenig Wind, glücklicherweise jedoch die starke nord-östliche Strömung mit uns, sodass wir gegen Mittag schon am fernen Horizonte die Berge von Buka auftauchen sahen.

Wir befanden uns nun bald halbwegs zwischen Bougainville und Kap St. Georg und schauten mit sehnsüchtigen Blicken nach letzterem aus. Gegen Abend bedeckte sich der Himmel, und wir hatten eine unruhige, böige Nacht.

Am nächsten Tage gegen Abend sahen wir endlich Kap St. Georg fern am Horizonte auftauchen. Buka, sowohl das höhere als auch das niedere Land, war vollkommen zu sehen, wohingegen Bougainville vollständig in Wolken verschwand. Es ist ganz merkwürdig, dass sowohl die Berge als auch das Flachland von Bougainville beinahe immer von Wolken verhüllt sind, sodass man häufig bis auf wenige Seemeilen an die Küste herankommen kann, ohne auch nur ein Zeichen von Land zu haben. Für die Schiffahrt ist dieser Umstand natürlich nicht gerade von Vorteil.

Wir hatten beinahe gar keinen Wind und kamen daher mit der Strömung immer mehr nach Neu-Pommern zu, was uns nicht angenehm war, denn auf dieser Seite des St. Georg-Kanals steht beinahe immer eine starke Strömung entgegen.

Vier Tage lang mussten wir nun mit schwacher Landbrise im Kanale auf- und abkreuzen, um endlich gegen Abend des vierten Tages Kap Berara zu passieren. Wenige Stunden darauf konnten wir bei Herbertshöhe vor Anker gehen. Wir hatten Glück gehabt, denn zugleich mit uns war ein grösseres Segelschiff im Kanale gewesen, das erst volle zwei Tage nach uns in Herbertshöhe anlangte. Häufig werden Schiffe in diesen windstillen, mit heftigen Strömungen ausgestatteten Meeresengen wochenlang aufgehalten. Schiffe, die 10 Tage von Sydney bis zum Kap St. Georg gebraucht hatten, mussten im Kanal 6 Wochen gegen Wind und Strömung lavieren.

Unser Aufenthalt in Neu-Pommern dauerte 8 Tage, wir besuchten die verschiedenen Handelsfirmen und wurden überall freundlich aufgenommen. Hier verliess mich auch mein bisheriger Reisegefährte, Herr Wahnes, um mit dem nächsten Dampfer nach Neu-Guinea zurückzukehren. Sehr angenehm für mich war, dass während meines Aufenthaltes der Postdampfer von Singapore eintraf, und ich so Gelegenheit bekam, meine auf den Salomonen erworbenen, bedeutenden ethnographischen und zoologischen Sammlungen nach Europa zu senden. Ich habe



Tafel 10. Der Balbi im Kaiser-Gebirge.

auf meinen tropischen Reisen oft gewünscht, dass Herren, die in Europa Reisende mit Aufträgen für ethnographische und zoologische Gegenstände versehen, bei der Verpackung und Versendung dieser Dinge zugegen sein könnten. Sie würden dann einsehen lernen, dass man nicht nur die Sachen sammeln muss, wobei man ja auch grosse Mühe und Gefahr auszustehen hat, sondern dass man oft beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten beim Verpacken und Versenden hat. Ich musste mehrere Male nach Neu-Pommern, um meine Sachen verpacken zu können, und verlor dabei recht viel Zeit und Geld. Kisten mussten gezimmert werden, ferner giebt es Bleche zu verlöten, und eine ganze Reihe ähnlicher Arbeiten muss getan werden. Man muss oft wie ein Bettler von Haus zu Haus gehen, um die nötigen Blechdosen, Flaschen, Nägel, Bindfaden, Papier und alte Kisten zu erlangen. Jedesmal, wenn ich eine Sendung an Bord des Dampfers hatte, habe ich mich sehr darüber gefreut; noch grösser war jedoch meine Freude, wenn ich an einem Orte war, wie z. B. auf den Shortlands-Inseln, wo keine Dampfer verkehrten, wo man nicht alle 8 Wochen mit Post- und Versendungssorgen geplagt wurde.

Schneller als bei der Hinfahrt kamen wir bei der Rückfahrt durch den St. Georg-Kanal; nach 13stündiger Fahrt konnten wir schon um Kap St. Georg herumgehen. Mir fielen an den steilen Bergabhängen von Neu-Mecklenburg helle, weissliche Stellen auf; einige davon hatte ich schon früher beobachtet und in Neu-Pommern die Ansicht gehört, dass es Wasserfälle wären. Diese Ansicht war eine recht merkwürdige, denn es ist doch ganz und gar ausgeschlossen, dass aus der Spitze, aus dem Kamme eines Berges oder eines Gebirges Wasserfälle von 30—100 m Breite heraussprudeln; auch konnte man mit guten Gläsern ganz deutlich erkennen, dass es die Folgen von Bergrutschen waren, die infolge anhaltenden Regens oder vulkanischer Erschütterungen niedergegangen waren. An einigen Stellen konnte ich von unserem Schooner aus ganz klar und deutlich Teile der abgestürzten Erd- und Steinmassen beobachten. Dass die Stellen nun weiss erschienen, war für mich nicht sehr auffallend; musste ich doch nach allem, was ich von Neu-Mecklenburg gesehen hatte, annehmen, dass die Gebirge dort beinahe durchgängig Kalkformationen sind.

Wir kamen auch an Port Breton vorbei, welcher durch das Drama des Kolonialunternehmens des Marquis de Rays so traurig berühmt geworden ist. Es ist mir unbegreiflich, wie sich jemand gerade in einer solchen Gegend niederlassen konnte, um mit europäischen Arbeitern Plantagen und Kolonien anzulegen.

Die Südspitze von Neu-Mecklenburg bietet so gut wie keine Strandebenen, die Berge steigen steil bis auf 1000 m an. Regen fällt in unverhältnismässig grosser Menge das ganze Jahr über und macht das Land

fieberreich und ungesund. Zwar führte die junge Kolonie den hochtrabenden Namen Nouvelle France, schön gefärbte Berichte über dieses neue Eldorado erschienen in den Zeitungen, Kaffee- und Zuckerplantagen sollten dort vorhanden sein, Karten erschienen, auf denen alle möglichen Dinge eingetragen waren; wie verschieden davon war aber die traurige Wirklichkeit! Die armen Kolonisten, geleitet von ganz unfähigen Leuten, so gut wie garnicht ausgerüstet, weder mit Proviant noch mit Medikamenten versehen, erkrankten an Fieber und litten an bösartigen Geschwüren. Viele von ihnen starben, die meisten aber wanderten nach kurzem Aufenthalte nach Neu-Pommern, Neu-Caledonien und Australien aus; nicht ein Fuss breit Land war in Kultur genommen worden. Heute zeigen nur einige vereinsamte Kreuze die Stelle an, wo ein mit grossem Pomp unternommenes Werk sein klägliches, trauriges Ende gefunden hat.

Nur wenige von den Leuten, die mit dieser Expedition nach der Süd-See kamen, befinden sich noch in Neu-Pommern; diesen wenigen geht es jedoch gut, sie haben es durch Fleiss und Ausdauer zu etwas gebracht und sind Besitzer von zum Teil recht ansehnlichen Plantagen.

Unsere Absicht war, nach den Buka-Inseln zu gehen, um dort Arbeiter für die Station Faisi anzuwerben, denn gerade die Buka-Insulaner sind wegen ihrer Anstelligkeit, wegen ihrer kräftigen Gestalten auf allen Plantagen und Handelsstationen sehr beliebt. Doch wir hatten die Rechnung ohne den Wind und die Strömung gemacht, denn nach dreitägigem Kreuzen konnten wir das lang gesehene Buka nicht erreichen, sondern mussten nach Passierung des Michael-Riffes bedeutend südlicher, ungefähr an der Friedrich-Spitze an der Küste von Bougainville, vor Anker gehen. Am Strande sahen wir einige Hütten liegen, und es dauerte auch nicht lang, so waren eine Anzahl von Kanus mit Eingeborenen längsseits. Gemüse, Kokosnüsse, Schildpatt und Sklaven wurden uns zum Kaufe angeboten. Ich war erstaunt über die Sorglosigkeit der an Bord befindlichen drei anderen Europäer. Wir waren nun in dem gefährlichsten Teile der deutschen Salomonen, wo schon so mancher weisse Händler und Arbeiteranwerber unter den Streichen der Schwarzen sein Leben hatte lassen müssen; trotzdem hielten wir während der Nacht keine Wache, sondern schliefen alle auf Deck. Wir lagen nur ungefähr 100 m von der Küste entfernt; es wäre also für die Wilden ein leichtes gewesen, uns des Nachts zu überfallen, denn ohne grosse Mühe konnten sie unseren Schooner schwimmend oder mit ihren Kanus erreichen. Des Nachts greifen die Eingeborenen jedoch für gewöhnlich nicht an, da sie die bösen Geister fürchten und zu feige sind; auch am Tage wird, wie überall in den Salomonen, nur hinterrücks angegriffen. Schon am nächsten Tage erhielten wir sechs Mann, die sich entschlossen mitzugehen, um drei Jahre in Faisi, auf der Station meines Freundes, zu arbeiten.

Wie wird nun solch ein Rekrutierungsgeschäft abgeschlossen? „Me like boys" sagt der Weisse zu den Schwarzen, „plenty kai kai (Essen)", „no fight (keine Prügel)?" fragen die Schwarzen; „yes, plenty kai kai and no fight" antwortet der Weisse. „What you pay me?" fragt nun der Besitzer eines Sklaven oder der Häuptling. „One fellow anikow (ein Beil)" erwidert der Anwerber. Daraufhin versuchen nun verschiedene Leute an Bord zu klettern, werden jedoch meistens von ihren Angehörigen zurückgehalten; man redet hin und her. Derjenige, der die Absicht hat mitzugehen, wartet auf einen günstigen Augenblick und klettert an Bord. Darauf grosses Geheul, Schreien und Weinen des Besitzers, des Häuptlings oder des Vaters und der Anverwandten.

Der Mann erhält nun ein Stück Zeug, um es um seine Lenden zu schürzen, Tabak und Pfeife, die im Kanu Zurückgebliebenen das versprochene Beil. Nachdem 4 bis 5 Mann an Bord gesprungen sind und sich zum Mitgehen entschlossen haben, tritt ein für das Schiff und die Bemannung gefährlicher Moment ein. Man muss den Ort nun verlassen, um ein Ausreissen der neu Angeworbenen zu verhindern. Die Zurückbleibenden, die natürlich die Absicht merken, beginnen zu heulen und zu schreien. Mancher Bogen wird gespannt, mancher Pfeil versuchsweise eingesetzt, doch wenn man den Leuten gegenüber ruhig und kalt bleibt, mit seinem Gewehre im Arme dasitzt, als wenn man nichts merkte, so wird wohl keiner seine Absicht verwirklichen. Der Schooner lässt nach und nach die mit aller Kraft arbeitenden Kanus hinter sich zurück; nur noch stossweise hört man das Geheul. Das Rekrutierungsgeschäft an dem einen Orte ist beendet, um sich wenige Stunden später an einem anderen zu wiederholen.



Fig. 52. Form der Steinbeile von Bougainville.

Die Eingeborenen am Strande dieses Teiles von Bougainville unterscheiden sich von ihren Landsleuten, die an der Bougainville-Strasse leben, denn sie sind meistens kräftiger von Gestalt; ihre Gesichtszüge sind intelligenter, die Hautfarbe ist durchgängig dunkler. Auch die Sprache ist eine wesentlich andere. Ein grosser Teil scheint von Buka eingewandert zu sein und sich teilweise mit der ursprünglichen Bevölkerung vermischt zu haben. Man kann, wie in ganz Bougainville, 2 verschiedene Menschen-

arten, wenn nicht Rassen, unterscheiden; die eine, die wohl die Urbevölkerung ist, ist klein und zeigt eine Gesichtsbildung, die mehr an die Neu-Pommern-Leute erinnert, die andere ist gross und kräftig und zeigt dieselben intelligenten Gesichtszüge wie die Buka-Insulaner. Überall auf den Salomonen scheinen auf den kleineren Inseln die Leute durch die Not gezwungen zu sein, nach den grösseren Inseln auszuwandern, überall aber scheinen sie sich auch auf den kleineren Inseln durch die schweren Lebensbedingungen zu höher stehenden Völkerschaften entwickelt zu haben als auf den grösseren Inseln. Beide Stämme, die eingewanderten und die einheimischen, liegen in steter Fehde, da die höher stehenden, von den kleinen Inseln eingewanderten, sich die Herrschaft aneigneten. So kommt es auch, dass diejenigen Urbewohner, die man am Strande sieht, beinahe durchgängig Kriegsgefangene und demnach Sklaven sind. Ich versuchte, von den Strandinsulanern, unter welchen sich verschiedene befanden, die als Arbeiter in Neu-Guinea, Queensland, Samoa und Fidji gewesen waren und demnach ganz gut Pidjin-Englisch sprachen, etwas über die Bergbewohner zu erfahren, doch war die angewandte Mühe beinahe vergebens. Das wenige, was ich hörte, war folgendes. Die Bergbewohner leben nicht in Dörfern, sondern in Familienniederlassungen zusammen, meistens werden diese auf erhöhten Stellen, jedoch im Gebüsch versteckt, angelegt. Vollständige Nacktheit ist natürlich herrschend. Werkzeuge und Waffen unterscheiden sich wenig von denjenigen der Strandbewohner. Lanzen, Bogen und Pfeile, Steinbeile, Muschel- und Steinmesser wären hier hauptsächlich zu nennen. An vielen Orten befinden sich die Leute noch



Fig. 53. Mann von Buka mit Tätowierung.

in der Steinzeit. Das von den Europäern gebrachte Eisen hat die Steine noch nicht verdrängt, es hat die betreffenden Gegenden noch nicht erreicht. Einige sehr schöne Exemplare solcher Steinbeile konnte ich erwerben, ihre Form (Fig. 52), auch ihre Befestigung an den Holzstielen ist auf ganz Bougainville eine ziemlich gleiche.

Von Nähr- und Kulturpflanzen werden Bananen, Tarro, Yams, Tabak und auch Zuckerrohr angebaut. Töpferarbeiten scheinen die Bergbewohner auch anfertigen zu können, denn ich erwarb mehrere gut gearbeitete Tabakspfeifen, die aus den Bergen stammen sollten. Die Form dieser Pfeifen erinnert sehr an solche, die ich vor Jahren von meinem Vater aus Zentral-Amerika, aus Chiriqui, erhielt.

Auch von der Strandbevölkerung kann ich nur wenig berichten, weil man die Dörfer nur aus der Entfernung betrachten kann. Die Häuser in den dorfähnlichen Ansiedlungen sind elende, baufällige Hütten, die bei feindlichen Angriffen keine Sicherheit bieten und auch gegen Wind und Wetter recht wenig Schutz gewähren. Hautkrankheiten, Kaskado, scheinen ausnahmsweise sehr häufig zu sein; es ist eine Seltenheit, wenn man eine Person trifft, die ganz reine Haut aufzuweisen hat. Schmucksachen sind wenig beliebt, denn man sieht selten Leute, welche dieselben tragen. Armbänder aus mehrfarbiger Faser am Oberarme, Nasenstäbe, Ohrringe und Fussringe aus spanischem Rohr waren alles, was ich bemerkte. Ausserdem lieben es die Leute, ihr Gesicht stark zu tätowieren; sie machen Einschnitte in die Haut, die aber nicht mit Farbe eingerieben werden (Fig. 53). Auf Brust, Arm und Rücken kommen, doch nicht zu häufig, Brandnarben vor. Die Haare werden teils kurz, teils in der den Papuanen eigentümlichen Weise, teils aber auch in langen Schöpfen getragen, die ähnlich wie bei den Bewohnern an der Bougainville-Strasse in ballonähnliche Gefässe (Fig. 54, vergl. auch Fig. 24) eingepackt sind. Diese Gefässe werden aus Blättern, die über ein Gestell von spanischem Rohr gespannt sind, gefertigt. Häufig findet man die Blätter mit gelben und roten Verzierungen versehen. Die Ansicht Parkinsons, dass nur Unverheiratete zu einer bestimmten Zeit diese Ballons zum Zwecke des Auftürmens der Haare tragen und, wenn eine bestimmte Länge erreicht ist, heiraten dürfen, fand ich nicht bestätigt. Es wäre, wenn die Behauptung Parkinsons richtig wäre, nicht recht verständlich, warum auch ballontragende Männer sich für die Plantagen anwerben lassen, denn die armen Bräute müssten dann doch 3 Jahre lang auf ihre Herzallerliebsten warten. Es gelang mir, von zwei Ballonträgern, die mit nach Faisi gingen, die Ballons mitsamt den langen Haarschöpfen zu erhalten; doch erst, nachdem wir von ihrer Heimat weit entfernt waren, gestatteten mir die Leute, das Ganze abzuschneiden. Das Weissfärben der Haare mit Kalk scheint auch an dieser Stelle in Bougainville nicht Sitte zu sein;

wohl aber liebt man es, rote Tonerde, vermischt mit einer öligen, geriebenen Frucht, in die Locken zu reiben. Betelnuss scheint wie überall auch hier gekaut zu werden.

Im Anfertigen von Kanus scheint man recht geschickt zu sein. Man baut dieselben ganz so wie auf den Shortlands-Inseln aus Planken, die zusammengenäht werden, und deren Fugen mit dem Brei einer Nuss gedichtet werden. Die Form der Kanus ist etwas anders als die bei den Bewohnern der südlichen Inseln, denn man hat nicht die hohen Vorder- und Hinterschnäbel, sondern nur kurze Aufsätze. Auch fand ich keine ausgeprägten Kanuschnabel-Verzierungen. Nur das oberste, breit auslaufende Ende des Schnabels zeigt einen nach unten gehenden, dreieckigen Einschnitt. Ferner weist der Bootrand am Vorder- und Hinterteile eine durch eine Planke gebildete Erhöhung auf. Durch den Einschnitt, durch die Kürze des Schnabels und durch diese aufgesetzten Planken ähneln die Kanus aus diesem Teile von Bougainville denen von Neu-Pommern. Aber auch die Sitte, die Seiten am Vorder- und Hinterteile mit Malereien zu versehen, weist auf Beeinflussung durch die Bewohner der letztgenannten Insel hin. Bei den Malereien kommen schwarze und rote Farben zur Verwendung. Menschliche Figuren und Schlangen, die sich zwischen Linien und gefärbten Feldern befinden, kommen mit Vorliebe in Anwendung (Fig. 55a—c).



Fig. 54. Mann von Buka mit Hut zum Auftürmen der Haare.

Auch die Ruder haben nicht die rundliche, herzförmige Form wie auf den Shortlands-Inseln, sondern eine längliche, ähnlich wie die von Gieta, von Neu-Mecklenburg und von Neu-Pommern. Man liebt es, diese Ruder mit Malereien auszuschmücken; Rot und Schwarz auf weissem Grunde sind die angewandten Farben. Menschliche Figuren in den merkwürdigsten Stellungen dienen hauptsächlich als Muster (vergleiche Taf. 4, Fig. 1, m).

Die Ufer in diesem Teile von Bougainville sind flach, viele Bäche und Flüsschen ergiessen ihr Wasser in die See. Die Ausläufer des Kaiser (Balbi)-Gebirges ziehen sich bis zur nördlichsten Spitze von Bougainville in einem ununterbrochenen Kamme hin, der allmählich nach dieser Spitze zu abfällt.

Unsere Fahrt führte uns nur langsam an der Küste entlang, da wir meistens mit Gegenwinden und Windstillen zu kämpfen hatten. An

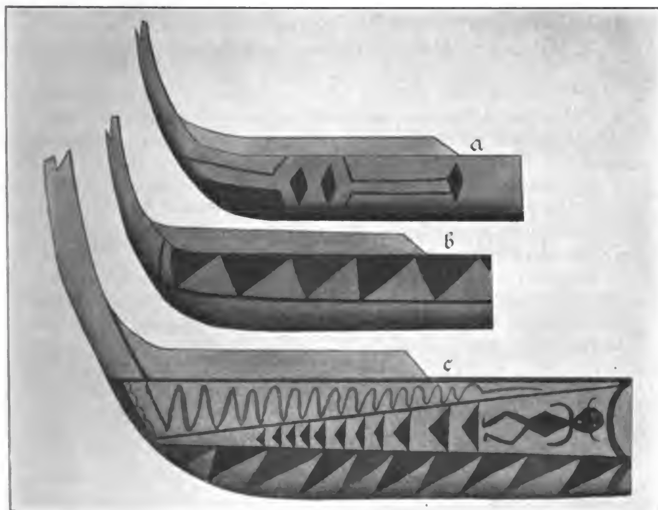



Fig. 55. Kanuverzierungen von Buka und N-W-Bougainville.

verschiedenen Stellen kamen Eingeborene an Bord, und wir konnten noch mehrere für Faisi anwerben. Zwar behaupten die Eingeborenen, die von Siwuei bis nach Buka hin wohnen, keine Kannibalen zu sein, doch fand ich durch Nachforschungen heraus, dass diese Behauptung auf Unwahrheit beruht; sie sind ebensogut Kannibalen wie die Bewohner von Choiseul und Neu-Georgien, sie fressen jedoch nur Kriegsgefangene. Oft werden in den seetüchtigen Kanus an der Küste entlang weite Reisen gemacht, um nichts ahnende Dörfer zu überfallen. Macht man Gefangene, so werden dieselben, falls es kräftige Männer sind, zu Fluchtversuchen

unfähig gemacht; man zerschlägt ihnen über einem Baumstamme beide Arme und Beine und schleppt die so Misshandelten oft tagelang mit sich bis nach der Heimat, denn an den Kannibalenfesten müssen alle im heimatlichen Dorfe teilnehmen.

Angelangt bei der Kaiserin-Augusta-Bai fanden wir am Strande zahlreiche Hütten. Wie uns unsere angeworbenen Leute sagten, waren es Bergbewohner, die nach dem Strande zum Fischen, Muschelsuchen und Salzwasserholen gekommen waren. Auf Anraten unserer neuen Arbeiter mussten wir davon absehen, mit diesen Bergbewohnern in Verbindung zu treten; wir hätten, da die Leute selbst keine Kanus hatten, in unserem Boote an das Land gehen müssen, und das wäre höchst gefährlich gewesen.

Verschiedene Male hatte ich bei dem schönen, klaren Morgenwetter den Balbi beobachten können; ich konnte zu meiner Genugtuung feststellen, dass an verschiedenen Stellen auf der Spitze des Berges Rauch aufstieg, ein Beweis für meine Annahme, dass der Balbi ein Vulkan sei. Scheinbar war der Berg früher höher gewesen und war erst nach und nach auf seine jetzige Höhe zusammengestürzt. Grosse, helle Flecke dicht unter der Spitze und dort, wo der Rauch aufstieg, schienen die Stellen anzugeben, wo sich Schwefel-Ablagerungen befanden.

Nachdem wir noch kurze Zeit in Siwuei geankert und mehrere Arbeiter angeworben hatten, gingen wir mit frischer Brise nach Faisi weiter. Nach einer Abwesenheit von im ganzen 3 Wochen trafen wir dort gut und wohlbehalten wieder ein.

# Eine Segeltour durch die Salomonen.

Anfang März 1895 bot sich für mich eine günstige Gelegenheit, meinen lang gehegten Wunsch, nach Rubiana zu gehen, auszuführen. Der unter französischer Flagge segelnde Schooner Magie von Rubiana war nach Faisi auf den Shortlands-Inseln gekommen, und der mir befreundete Kapitän Edmund Pratt, ein Franzose aus Cette in Frankreich, bot mir Passage nach Rubiana an. Erwähnen will ich, dass der Schooner, 40 Tonnen gross, eine gute, wenn auch kleine Kabine besass, die dem Steuermanne und mir zur Verfügung stand; der Kapitän hatte seine Kabine auf dem Decke. Das schmucke Schiff war ein guter Segler und, wie alle Händler in den Salomonen zugaben, das beste Schiff seiner Art in diesem Gebiete.

Nachdem wir am 2. März nachmittags von meinen liebenswürdigen Wirten, Herrn und Frau Tindal, Abschied genommen hatten, verliessen wir Faisi mit schwacher Brise, um nach dem nicht weit entfernten, jedoch schon damals unter englischer Hoheit stehenden Treasury oder Mono zu gehen. Die Nacht war wunderbar schön, so wie sie nur in den Tropen sein kann; der Mond mit seinem hellen Scheine zeigte uns den Weg, und die von der leichten Brise gekräuselte See glänzte mit Tausenden von schlangenartigen, phosphoreszierenden Seewürmern. Oft waren die Wände des Schiffes durch diese sich im Kreise bewegenden Würmer taghell erleuchtet, stundenlang konnte man dem merkwürdigen Schauspiele zusehen, ohne dass das Auge ermüdet wurde, denn immer neue Gebilde zeigten die merkwürdigen Würmer.

Es ist sicher, dass eine vierstündige Nachtwache auf dem Deck eines schmucken Seglers in tropischen Breiten und bei gutem, klarem Wetter zu den genussreichsten Stunden im Leben eines Seemannes oder Reisenden zu zählen ist.

Der Kapitän, welcher die erste Wache hatte, und ich erfreuten uns an dem Schauspiele, welches die See bot, und erzählten uns Erlebnisse von unseren Reisen. Kapitän E. Pratt war seit 1883 als Händler in den Salomonen tätig und wohl eine der besten Quellen, aus welcher ein Reisender schöpfen konnte, und was ein grosser Vorteil war, eine sichere Quelle,

da er seine Erfahrungen schlicht und einfach ohne Ausschmückungen erzählte.

Er hatte in letzter Zeit Unglück gehabt. Seine aus Malayta (Süd-Salomonen) stammende Schiffsbemannung war nämlich in Rubiana davongelaufen und teilweise von den Eingeborenen erschlagen und gefressen worden. Eine neue Bemannung, die er mit Hülfe der Neu-Guinea-Compagnie in Neu-Mecklenburg anwarb, lief mit einem seiner Boote nach 3monatlicher Dienstzeit davon, um nach der Heimat zu segeln. Kapitän Pratt hatte die Flüchtlinge 18 Tage lang gesucht, ohne eine Spur von ihnen zu sehen.

Gegen Morgen, die Brise frischte etwas auf, waren wir in die Nähe von Treasury gekommen. Diese Gruppe wird aus mehreren kleinen Inseln gebildet, von welchen die Hauptinsel Mono, und die zweitgrösste Sterling-Insel heisst. Alle Inseln sind bergig und felsig, nach dem Meere zu steil und von der starken Brandung zerklüftet. Mono und die Sterling-Insel bilden einen guten Hafen (Blanche-Hafen), der Schiffen sicheren Ankergrund bietet. Gegen 8 Uhr kamen wir in die Ost-Passage, welche ungefähr 1/2 Seemeile breit ist, und mussten nun gegen den Wind kreuzen, um nach dem Ankerplatze zu gelangen. Die Ufer sind steil und jäh; wehe dem Schiffe, welches hier von Wind und Wellen gegen die Felsen geworfen wird, denn in wenigen Minuten würde sein Untergang vor sich gehen, die Mannschaft hätte keine Aussicht, die Klippen erklimmen zu können, und würde unrettbar verloren sein.

Nachdem wir vor Anker gegangen waren, erschienen eine Anzahl Kanus, unter anderen auch eins mit dem Häuptlinge.

Auffallenderweise haben die Mono-Leute kleine, 2—6sitzige Kanus aus ausgehöhlten Baumstämmen mit einseitigen Auslegern, ähnlich wie die Neu-Pommern. Ich war sehr erstaunt, diese Kanus hier zu finden, denn in dem nur 15 Seemeilen entfernten Alu, dessen gesamte Bevölkerung aus Mono stammt, kennt man diese Art der Kanus nicht.

Es ist für einen Reisenden nicht schwer, sofort zu erkennen, dass die Mono- und Alu-Leute ein und desselben Stammes sind. Ihre Trachten, Bewegungen und hauptsächlich ihre Sprache sind dieselben. Natürlich sind auch die Mono-Leute Vermischungen mit Bougainville-Eingeborenen unterworfen, da sie ja von der grösseren Insel ihre Sklaven beziehen. Merkwürdigerweise scheinen die Mono-Insulaner aber reinlicher wie ihre Stammesverwandten in Alu zu sein, jedoch bei weitem unmoralischer, denn schon im Laufe des Vormittages wurden uns die Dienste der Sklavenweiber für die Nacht angeboten. Der häufigere Verkehr von Walfischfängern, Kriegs- und Kauffahrteischiffen haben hier die Sitten der Schwarzen auf eine recht bedenkliche Weise zum Nachteile des an und für sich gesunden Volksstammes beeinflusst.

Der Haupthandelsartikel ist auch hier in Treasury Kopra; mein Freund, der Kapitän, konnte eine ansehnliche Menge erwerben. Das Geschäft, welches früher sehr einträglich war, hat hier durch die Konkurrenz stark gelitten, denn verschiedene Händler von Rubiana haben durch ihre Dummheit und Unkenntnis dazu beigetragen, dass heutigen Tages bei dem niedrigen Preise der Kopra in Europa der Gewinn für den Händler verhältnismässig gering ist. Den Hauptgewinn hat der schwarze Kannibale, welcher für 100 Kokosnüsse 1 Schilling in Handelsware erhält. Wären nun an den Schnüren (vergl. Fig 72), an welchen immer 10 Nüsse aufgereiht sein sollen, immer auch wirklich 10 Nüsse, so wäre das Geschäft auch heute noch ein sehr lohnendes. In Wirklichkeit muss aber der Händler oft 80, 70, 60, ja 40 Nüsse als volle 100 annehmen und muss noch zufrieden sein, dass er von den Eingeborenen überhaupt Kopra bekommt. Nimmt man nun an, dass auf 1 Tonne 5000 Kokosnüsse gehen, für welche der Händler nach Abzug der Spesen 7—8 £ erhält, so wäre dies ja immerhin wie früher ein brillantes Geschäft, bedenkt man aber, dass der Händler gegen 9000 Nüsse, welche ihn 90 Schilling kosten, bezahlen muss, um eine Tonne zusammen zu bekommen, so ergiebt die Rechnung einen bedeutend geringeren Reingewinn als in früheren Jahren. Ausserdem darf man auch nicht ausser acht lassen, dass noch die eigene Arbeitskraft des Händlers, der sich ja in beständiger Lebensgefahr befindet, bezahlt sein will. Der eigentliche Gewinn für den Händler liegt meines Erachtens nach darin, dass derselbe ein freies, ungebundenes Leben führen kann.

Stellt man sich als Europäer noch die Tatsache klar vor Augen, dass der Eingeborene mit wenig Arbeit und Mühe sich alle möglichen Tauschwaren von den Händlern verschaffen kann, dass durch den niedrigen Tauschwert ein Einfluss auf die Lieferanten in Europa ausgeübt wird, und dass dadurch wieder der arme Arbeiter in Europa zu immer weiter herabgesetztem Lohne arbeiten muss, so muss man sich sagen, dass es recht beklagenswert ist, dass wir diese Verhältnisse einer Handvoll Leute verdanken, die sinnlos darauf losarbeiten und kein Interesse für ihre weissen Mitbrüder in der Heimat, in Europa, haben.

Früher, unter dem Godeffroy'schen Regimente, war es anders, da musste der schwarze Kannibale die Tauschwaren hoch bezahlen, da war ein Stück Eisen mehrere 100 Kokosnüsse wert, da war ein Messer ein Gegenstand, der nicht für jeden Schwarzen erreichbar war. Heutigen Tages kann ein Kanake für wenige 1000 Kopra ein Magazingewehr mit Munition kaufen, kann mit wenig Arbeit alle begehrenswerten Tauschwaren von den Händlern erhalten, ja um noch weiter zu gehen, kann für 5, 10, auch 20 £ Waren auf Kredit erhalten, und alles dies nur durch die Dummheit einiger Händler, die in ihrem begrenzten Interessenkreise und mit ihrem durch die tropische Sonne ausgetrockneten und durch reich-

lichen Alkoholgenuss beeinflussten Gehirne nicht verstehen können, dass sie sich in ihr eigenes Fleisch schneiden, und dass über kurz oder lang ein Rückschlag kommen muss, der doch leicht zu vermeiden gewesen wäre.

Treasury war früher englische Kohlenstation, worin auch der Hauptgrund lag, dass es John Bull bei der ersten Teilung zwischen Deutschland und England verstand, dieses Gebiet, das der Bevölkerung und geographischen Lage nach ganz und gar zu den Shortlands-Inseln resp. zu Bougainville gehört, für sich in Anspruch zu nehmen. War schon die erste Teilung der Salomonen deutscherseits von Leuten angeraten worden, die die Inseln wahrscheinlich nicht von eigenen Reisen kannten, so trat diese Unkenntnis der betreffenden Ländergebiete erst recht bei der zweiten Teilung hervor. Anstatt dass man die Grenzlinie dicht an der Nordspitze von Choiseul vorbei durch die Bougainville-Strasse führte, wurde sie dicht an Bougainville, alle vorgelagerten Inseln abschneidend, durch die Bougainville-Strasse geführt. Alu und Treasury gehören in jeder Beziehung zu Bougainville, und es ist mir geradezu unbegreiflich, warum man bei der zweiten Teilung, wenn man schon einmal Isabell und Choiseul aufgeben wollte, nicht wenigstens die beiden erstgenannten Inselgruppen für uns in Anspruch nahm. Man hat allem Anscheine nach vergessen, diejenigen, welche die Verhältnisse genau kannten, zu fragen, und hat höchstens Kriegsschiffskapitäne und Landeshauptleute, welche die Inseln nur vom Deck ihrer Schiffe aus sahen, um ihre Meinung gefragt. Der englische Kommissar, der bei der zweiten Teilung seine Regierung vertrat, hat den Wert, welchen die Alu-Inseln und auch Treasury als Handelszentrum der nördlichen Salomonen haben, nur zu gut zu schätzen gewusst.

Hier in Treasury hörte der Kapitän Pratt auch etwas von seinen durchgebrannten Neu-Mecklenburg-Dienern; dieselben waren auf Mono gelandet, hatten Kokosnüsse gestohlen und waren dann weiter längs der Küste von Bougainville nach ihrer Heimat zu gefahren. Man muss staunen, wenn man hört, welchen weiten Weg die Flüchtlinge, 11 Männer und 1 Frau, in einem offenen Boote beinahe ganz ohne Proviant zurückgelegt haben und noch dazu in der schlechten, stürmischen Jahreszeit. Von Rubiana bis Treasury sind es cirka 130 Seemeilen und von dort bis Neu-Mecklenburg, der Heimat der Leute, noch gegen 270. Später, als ich mich wieder in Neu-Pommern aufhielt, hörte ich, dass die Leute bis Buka gekommen und dort von den Eingeborenen angegriffen und gefangen genommen worden waren. Einige wurden bei dieser Gelegenheit erschlagen und gefressen, während die Überlebenden später von einem Handelsschiffe nach Neu-Pommern und dann weiter nach ihrer Heimat gebracht wurden.

Wir verliessen gegen Mittag Treasury, um nach dem verrufenen Wella-La-Wella zu gehen; mit leichter Brise segelten wir die ganze Nacht

und waren am nächsten Morgen vor dem auf der Hauptinsel liegenden Orte Jurio. Wir ankerten zwischen mehreren kleinen Inseln; Eingeborenenansiedlungen oder Zeichen derselben waren nicht zu sehen. Wir mussten mehrere Male schiessen, um die Leute, die ihre Hütten im Busche haben, auf uns aufmerksam zu machen. Bald erschienen denn auch mehrere Kanus mit Kopra.

Auch mein Geschäft begann hier, denn ich hatte ein für mich ethnographisch neues Gebiet betreten. Die Leute, alle Kannibalen, färben resp. bleichen ihre Haare mit Kalk. Das Kleidungsstück Laba-Laba ist hier so gut wie unbekannt, man hat dafür den Tjedako (Fig. 56) und zwar meistens aus Tapa. Ich wende den Ausdruck Tjedako an, obgleich er nicht ein Süd-See-Ausdruck, sondern ein Wort der Inseln in der Banda-See ist; er bezeichnet aber das Kleidungsstück ganz zutreffend. Tjedako ist nämlich ein schmaler Streifen Zeug oder Bast, der um den Leib geschlungen wird. Die beiden Enden, die vorn auf dem Bauche verschlungen werden, steckt der Träger durch die Beine und befestigt sie hinten in dem um den Leib geschlungenen Teile des Tjedakos. Hat der Stoff für die Form dieser Tracht nicht ausgereicht, so wird um den Leib ein Strick oder ein Stück Spanisch Rohr getragen, und die Enden des zu kurzen Stoffes werden auf dem Bauch und hinten auf dem Rücken an diesem um den Leib gelegten Ring befestigt. Auf der Brust sieht man vereinzelt halbe, abgeschliffene Perlmuttermuscheln mit kunstvollen Schnitzereien (Fig. 57, vergl. auch Fig. 67). An den Armen findet man oft bis zu einem Dutzend aus Muscheln gearbeiteter, weisser Ringe (Fig. 58), von denen einer 100 Kokosnüsse = 1 Schilling wert ist.



Fig. 56.
Salomonier mit Tjedako.

Amulette, kunstvoll aus grossen Conus geschliffen, werden auf der Brust getragen. Aus Rotang gefertigte Arm- und Fussbänder sind allgemein. Zum schaben und essen der Kokosnüsse hat jeder Mann, jede Frau 1—3 zurecht gearbeitete Perlmutterstücke in einem aus Bast gefertigten, mit Mustern versehenen Korbe. Geschickt gearbeitete Angelhaken aus Perlmutter mit Schildpatthaken, mit denen grosse Fische gefangen werden, erfreuen das Auge des Ethnographen. Zum polieren von Holz und Muscheln verwendet man auch hier Schweinszähne.

Die Kanus sind bedeutend besser als in Alu zusammengenäht

und wie dort mit der schon erwähnten Zitanuss dicht gemacht. Die Schnäbel, auf deren äussersten Spitze sich nur selten ein Ornament befindet, sind mit Perlmutterstücken zierlich ausgelegt. Später werde ich noch näher auf diese Verzierungen der Kanuwände zu sprechen kommen.

Die Sprache ist natürlich eine andere als in Alu und Bougainville, hat aber grosse Verwandtschaft mit der Rubiana-Sprache.

Das ganze Gebiet, welches ich übersehen konnte, war bergig und dicht bewaldet; scheinbar ist die Insel Wella-La-Wella sehr vulkanisch, denn an manchen Stellen befinden sich grosse Schwefellager, so z. B. an der Nordküste bei Dobeli.



Fig. 57. Salomonier mit Arm-, Ohrschmuck und Perlmutteramulett.

Der Handel in Wella-La-Wella hat immer unter grosser Unsicherheit gelitten und ist auch heute noch recht gefährlich. Zu verschiedenen Malen haben hier englische Kriegsschiffe die Eingeborenen bestrafen müssen. Unter anderen erstürmte Kapitän Davis eine in den Bergen gelegene, von den Eingeborenen erbaute Festung. Die braven Schwarzen, die alle gut mit Gewehren bewaffnet waren, und es leider auch heute noch sind, gaben aus ihrer gedeckten Stellung eine Salve ab, flohen dann, als die Blaujacken darauf antworteten und mit Hurrah an der Befestigung emporklommen, Hals über Kopf und verbargen sich in dem viel sichereren, unzugänglichen Busche.

Ein weiterer Ort auf der Hauptinsel Wella-La-Wella, den wir anlaufen mussten, war Wella; auch hier sah man bis auf eine Hütte, die einem weissen Händler zum provisorischen Gebrauche von den Insulanern erbaut worden war, keine Ansiedlungen, obgleich deren Anzeichen, Kokospalmen, zahlreich vorhanden waren. Wir mussten auch hier die Leute durch einen Schuss auf unsere Anwesenheit aufmerksam machen. Ein Kanu erschien, dessen Insasse mitteilte, dass keine Kopra vorhanden sei. Wir waren nicht zu Anker gegangen und standen darum mit der leichten Brise direkt nach der Wilson-Strasse hinüber, um nach Renonga*) zu gehen.

*) Vielfach hört man auch Renongo; beide Aussprachen finden ziemlich gleichmässig Anwendung.

Wir passierten die bergigen Inseln Renard und Bagga; leider hatten wir die sehr heftige Strömung in der Wilson-Strasse gegen uns, sodass wir mit der schwachen Brise nur langsam vorwärts kamen. Ich hatte demnach volle Muse, die beiden Inseln Wella-La-Wella und Renonga von weitem zu betrachten. Die 700—1000 m hohen Berge, scheinbar vulkanisch, fallen ohne grosse Zerklüftungen nach der Küste ab, nur wenige schmale Uferebenen freilassend; oft fallen die Berge auch als steile Klippen direkt in das Meer ab. Die mit Regen reich gesegneten Inseln haben Überfluss an Wasser, denn überall längs der Küste treten kleine Flüsse und Bäche auf, oft die steile Uferklippe überspringend und als Wasserfälle in die See stürzend.



Fig. 58. Mann von Neu-Georgien mit Brustamulett, Ohr-, Armring und gekalktem Haar.

---

Ein für den Charakter der Kannibalen sehr bezeichnender Vorfall passierte auf der Insel Bagga. Ein scheinbar etwas geisteskranker, alter weisser Mann war zivilisationsmüde und beschloss, nach den Salomo-Inseln — er war in Australien — als Einsiedler zu gehen. Er verproviantierte sich, kaufte Material für ein Haus und schiffte sich auf einem der Salomo-Handelsschooner ein. Auf seiner Tour durch die Inseln war das Eiland Bagga dasjenige, welches ihm am meisten behagte, und er liess sich dort landen. Er baute sein Haus, es war im Jahre 1886, und richtete sich für längere Zeit, für den Rest seines Lebens, ein; Schweine und Hühner hatte er mitgebracht, ein Garten wurde angelegt, und so schien der alte Mann sich ganz gut zu befinden.

Die Insel Bagga nun war zwar unbewohnt, wurde jedoch häufig von den Eingeborenen von Wella-La-Wella, Renonga und Simbo besucht. Alle diese Schwarzen waren und sind noch arge Kannibalen, sehr verräterisch und hinterlistig und haben in der Zeit, wo weisse Männer hier Handel treibend auftreten, so manchen Europäer erschlagen. Man hatte den Einsiedler, der beinahe taub und stumm war, oft gewarnt, man hatte ihm die Verhältnisse klar geschildert, doch der alte Mann wollte keinem glauben und dachte, dass er in seinem Hause, in seiner Einsiedelei sicher wäre, dass die Wilden sein weisses Haar respektieren und ihn auch in

Ruhe lassen würden, da er ihnen nie etwas zu Leide getan hatte und niemals mit ihren Interessen in Konflikt gekommen war. Doch der Ärmste kannte die Wilden nicht und wusste nicht, dass die Kannibalen gar nicht darnach fragen, ob ihr Opfer ihnen jemals etwas zu Leide getan hat, und dass für sie der Umstand, dass dasselbe etwas Begehrenswertes hat, — hier war es in erster Linie das weisse Menschenfleisch — genügte, es zu erschlagen.

Wie es geschehen ist, ist niemals festgestellt worden, nur folgendes konnte ermittelt werden und wurde mir von meinem Freunde, dem Schiffskapitäne, mitgeteilt. Kapitän E. Pratt war in einem der Orte von Wella-La-Wella und konnte, da er der Sprache der Wilden mächtig war, verstehen, dass irgend etwas gegen den Einsiedler im Gange war. Er, der Kapitän, segelte sofort nach Bagga, kam jedoch um 48 Stunden zu spät. Er fand das Haus ausgeraubt, fand die blutige Stelle, wo man den Erschlagenen wie ein Tier zerstückelt und verspeist hatte. Eingeborene waren aber nicht mehr auf der Insel, denn sie hatten sich bei Anblick des Schooners schleunigst aus dem Staube gemacht, alles, was nicht nagelfest war, mit sich schleppend.

Ob die Übeltäter jemals bestraft worden sind, ist sehr zweifelhaft, denn 1886 kamen wenig Kriegsschiffe in diese Gegenden, und dann erfuhr man auch niemals, welches Dorf, welche Leute den Mord begangen hatten.

---

Am nächsten Tage, es war der 6. März, kamen wir gegen Abend nach Kombakotta auf Renongo. Der Hafen wird hier durch eine kleine Bucht mit vorliegender, felsiger Insel gebildet. Die Berge steigen steil vom Ufer auf und lassen nur an wenigen Stellen schmale Strandebenen frei. Mehrere Flüsschen ergiessen ihr Wasser in die Bai. Von Eingeborenen sahen wir wenig; mein Freund Pratt teilte mir jedoch mit, dass diese Gegend von Renongo sehr gut bevölkert ist, dass die Leute ihre Häuser jedoch nicht unmittelbar am Strande, sondern etwas zurück im Busche aufbauen. Wir konnten am nächsten Morgen nur ein grösseres Haus, worin die Eingeborenen ein von den Weissen gekauftes Boot aufbewahrten, und ein kleineres für Kopra entdecken. Bald kamen jedoch die Leute in ihren Kanus an Bord, um zu sehen, wer der Händler war. Den ganzen Tag über gingen und kamen dann Kanus, um die reichlich vorhandene Kopra an Bord zu bringen.

Ich hatte hier in Kombakotta Gelegenheit, manches schöne ethnographische Stück einzutauschen.

Die Kanus sind es vor allem, auf welche die Leute grosse Sorgfalt verwenden. Die Seiten werden mit Perlmutterschnitzereien ausgelegt. Aussen an dem aufsteigenden Kiele des Schnabels (Fig. 59a) werden weisse Cyprea-Muscheln befestigt, während innen senkrecht, parallel mit

dem Kiele, an Rotangstab befestigte Perlmutterstücken verwandt werden (vergleiche Fig. 79 u. Taf. 12). Die Spitzen des Schnabels sind mit den wunderbarsten Schnitzereien versehen. Am vorderen Buge, nur wenige Zentimeter über Wasser, wird ein aus Holz geschnitzter, menschlicher Kopf (Fig. 59b), der meistens mit dem Kinn auf den beiden Händen ruht, befestigt.

Die Augen dieses Kopfes sind aus Perlmutter, längs der Wangen und um die Augen herum sowie an den Ohren sind zierlich und kunstreich geschnitzte Perlmutterstücke eingelegt. Die Figuren Z und N walten bei diesen Schnitzereien vor. Auf mein Befragen, warum der Kanu-Teufel nur einen Kopf und die beiden Arme (mit Händen), die aus dem Halse herauskommen, habe, erzählten die Leute, dass vor langer, langer Zeit ein Wesen, ganz so wie dieser Kanu-Teufel, in den Bergen gelebt hätte, dass dieses ein guter Teufel gewesen wäre, und dass sie darum, um ihre Kanus gegen Unglück und Gefahr zu schützen, dieses merkwürdige Wesen in Holz nachahmten und als Talisman brauchten. Die Bauart der Kanus ist dieselbe wie in Alu, d. h. sie sind aus schmalen Planken zusammengenäht und mit der Zitanuss dicht gemacht. Einsitzige bis zu solchen, die 50—60 Personen aufnehmen können, sind im Gebrauche.

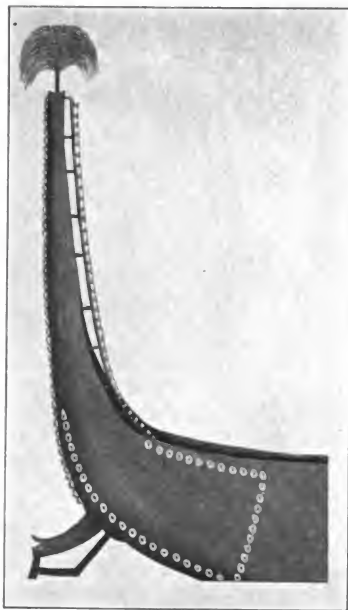


Fig. 59 a. Kanuschnabel von Kombakotta.

Die Eingeborenen, die arge Kannibalen und Kopfjäger sind, besuchen in diesen Kanus die Küsten von Isabell, Choiseul und die Inseln in der Manning-Strasse, sie umschiffen auch zuweilen beide Inseln und dringen oft bis Bougainville vor.

Sehr geschickt verstehen die Schwarzen, wie die Eingeborenen in Jurio und Wella, Angelhaken aus Perlmutter und Schildpatt herzustellen; jeder Mann hat ein halbes Dutzend davon in seinem Körbchen. Auch die aus Bambus gefertigten Kalkdosen (vergl. Fig. 6 e) werden mit vielen Verzierungen, die durch glühende Kohle hervorgerufen werden, versehen. Auch Flaschenkürbisse werden, jedoch nicht häufig, zu Kalkdosen verwandt. Die Öffnung muss, soll die Kalabasse Wert besitzen, klein sein; ein Stück Rundholz dient als Verschluss (vergl. Fig. 7). In den Tambuhäusern werden aus Ton oder Lehm gefertigte Götzen aufbewahrt. Ich war erstaunt über die Naturtreue der Köpfe, an denen auch der ganze von den Eingeborenen getragene Schmuck angebracht ist. Leider zerbrach ein von mir erworbener Kopf, doch erhielt ich später einen ähnlichen.



Fig. 59 b. Kanuverzierung.

Muschelgeld, ähnlich dem Pele- und Neu-Irland-Gelde (Arangit), wird hier zum Kaufen von Weibern und Schweinen verwandt. Die grossen, dicken Muschelringe sind, wie in der ganzen Gruppe von Wella-La-Wella bis Rubiana, sehr beliebt. Je mehr Gelb ein solcher Ring enthält, desto wertvoller ist er; für einen, der sehr viel Gelb enthält und 1000—2000 Kokosnüsse wert ist, kann man sogar ein Weib kaufen. Der gewöhnliche Ring ist dagegen nur 100 Kokosnüsse wert. Der teuere mit Gelb versehene Ring heisst auch hier Bakia, der minderwertige Uwata ( Geld). Die schmalen Armringe aus Tridacna sind sehr beliebt und werden mit 100 Kokosnüssen bewertet; die Herstellung der Ringe ist die gleiche wie in Rubiana, oder man führt auch, was wahrscheinlicher ist, diese Ringe von Rubiana nach Wella-La-Wella ein. Zum essen und schälen der Kokosnüsse verwendet man löffelartige Perlmutterstücke, die aus der grossen Perlmutterschnecke gefertigt sind. Die Zähne werden, wie überall in der Gruppe, mit einer eigenen Art Holzkohle schwarz gefärbt.

Um die zerbrechlichen Tonpfeifen, die von den Händlern eingetauscht

werden, zu schützen, hat man einen Pfeifenschutz (Fig. 60), der aus Bambus gefertigt und mit Brandmalerei geschmückt wird.

Aus Perlmutter und aus Muscheln geschnitzte Amulette sind sehr beliebt. Halskragen aus Flechtwerk mit aufgenähten, kleinen Ringen sind sehr wertvoller Schmuck, der tabu ist.

In der Anfertigung von Netzen und Tauwerk stehen die Leute nicht hinter den Alu-Wilden zurück; auch sie fertigen diese Dinge aus verschiedenen Bastarten.

Die Häuser der Wilden sind niedrige Hütten aus leichtem Holze mit Atap-Wänden und -Dächern und werden nur von je einer Familie bewohnt. Die Leute sind im Häuserbaue ziemlich ungeschickt, denn eine solche Hütte dauert höchstens 1 Jahr, und man sieht kaum ein Haus in einer Ansiedlung, welches nicht zerfallen oder dem einstürzen nahe ist.



Fig. 60.
Pfeifenschutz.

Hier in Kombakotta wagte ich auch, meine beiden Diener, zwei Schwarze von Bougainville, an das Land zu senden, um für mich Insekten sammeln zu lassen. Zur Sicherheit meiner Leute hatte ich mir die beiden Häuptlinge des Ortes nach dem Schooner eingeladen, versorgte sie mit Tabak und Pfeifen und bedeutete ihnen, dass, solange meine Diener im Busche seien, sie meine gezwungenen Gäste bleiben müssten. Anfangs schienen sie wenig Lust zu haben, länger, als sie es selbst bestimmten, bei mir an Bord zu verweilen; einiges Zureden und eine Anzahl von Geschenken liess sie aber einsehen, dass sie sich fügen mussten. Welche Absicht sie zuerst auch wegen meiner Diener gehabt haben mögen, jetzt mussten sie sehnlichst die Rückkehr derselben wünschen. Meinen Dienern und den Eingeborenen von Kombakotta hatte ich natürlich von meinem Verhalten den Häuptlingen gegenüber Mitteilung gemacht. Es begann schon dunkel zu werden, als ich durch Geschrei und Gejohle auf die Rückkehr meiner Leute aufmerksam gemacht wurde. Nach wenigen Minuten waren sie gesund und heil wieder an Bord. Den beiden Häuptlingen konnte man ihre Freude über die Rückkehr meiner Diener ansehen, zumal sie ihren Stammesgenossen doch wohl nicht recht getraut, sondern gefürchtet hatten, dass den Dienern etwas Menschliches passieren würde. „Me good fellow man, me no fight white man", sagte mir der eine Häuptling, als ich ihn, mit Geschenken versehen, entliess, bei sich selbst aber bedauerte er wahrscheinlich auf das lebhafteste, dass ihm zwei fette

Bissen entgangen waren. Die Ausbeute meiner Leute war keine sehr grosse. Von Schmetterlingen erhielt ich nur wenige Arten, und dabei waren nur einige, die ich nicht schon auf den Shortlands-Inseln und in Bougainville erbeutet hatte. Das Gleiche war mit den Käfern der Fall. Ornithoptera urvilliana, Papilio laarchus, Hypolimnas bolina, Nyctalemon patroclus sind die hervorragendsten Schmetterlingsvertreter, welche ich hier erhielt und erwähnen will.

Am nächsten Tage gingen wir nach Wella-La-Wella, nach dem Orte Sipiripe, hinüber, ankerten jedoch dort nicht, da keine Kopra vorhanden war. Die Küste scheint hier gut bewohnt zu sein, denn überall am Strande sieht man Hütten durch das grüne Blattwerk der Kokospalmen schimmern.

Die Uferriffe fallen hier steil ab, sodass dicht am Rande kein Ankergrund zu finden ist. Im Hintergrunde erheben sich hohe Berge, die nach der mit blendend weissem Madreporensand bedeckten Küste zahlreiche Flüsschen und Bäche entsenden.

Von Sipiripe gingen wir nach den Friedlichen Inseln. Die Strömung in der Wilson-Strasse ist eine sehr starke; wir wurden deshalb während der Nacht weit hinausgetrieben; gegen Morgen versuchten wir, mit einer leichten Brise nach den Friedlichen Inseln zurückzugehen, um dort zu handeln. Vergebens liessen wir an verschiedenen Stellen den Anker fallen, die Strömung brachte uns beinahe stets auf die überall vorhandenen Riffe; durch die Hülfe unserer langen Ruder kamen wir jedoch frei und gelangten in offenes Wasser. Die Eingeborenen von Toloseru kamen jedoch nicht, um ihre Kopra zu verkaufen, obgleich wir den ganzen Tag vor dem Orte kreuzten. Die Leute konnten nicht verstehen, warum wir nicht nach dem Ankerplatze gingen und uns vor Anker legten. Wir mussten während der ganzen folgenden Nacht auf- und abkreuzen, da an der ganzen Küste von Toloseru bis Wuri kein sicherer Ankerplatz zu finden ist, und wir uns nicht wieder zwischen die Friedlichen Inseln wagen konnten. Das Landschaftsbild ist hier ein sehr schönes. Steil fällt das Land nach der Küste ab, der Strand ist mit zahlreichen Kokospalmen bewachsen, und hohe, mit tropischer Vegetation bedeckte Berge schliessen das Bild im Hintergrunde ab.

Am andern Morgen fuhren wir längs der Küste von Renongo weiter nach Ganunga, wo wir wieder nicht ankerten, sondern vor den verschiedenen Ansiedlungen kreuzten, um die Kopra an Bord zu nehmen. Die ganze Küste — bis zum Kap Woodford heisst sie Ganunga — ist wie besät mit kleinen Ansiedlungen. Die Berge reichen hier bis beinahe unmittelbar an die See hinab, teils sanft nach dieser abfallend, teils in schroffen, steilen Klippen den Wellen und der Brandung Trotz bietend. Unzählige Bäche senden ihre Wasser zum Meere, hin und wieder die Klippen als Wasserfall überspringend.

Die Häuser, besser Hütten, der Wilden liegen im Schatten der Kokospalmen und tragen viel dazu bei, der ganzen Scenerie ein friedliches, malerisches Aussehen zu geben. Die Küste muss allem Anscheine nach recht gut bevölkert sein. Ich war erstaunt, nur an ganz wenigen Stellen an den Bergabhängen Anlagen von Pflanzungen zu sehen, und hörte auf mein Befragen, dass die Leute nur wenig Yams, süsse Kartoffeln und Tarros anbauen, dass sie vielmehr von Choiseul und Isabell Kartoffeln einführen und von den Händlern mit Reis, Hartbrot etc. versorgt werden.

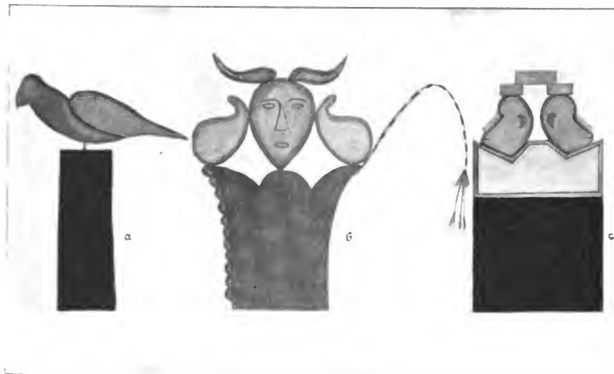
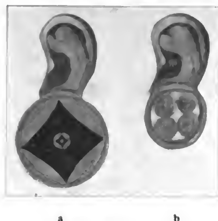


Fig. 61. Kanuschnabelverzierungen von Wella-La-Wella, a von Ganunga, b, c von Kombakotta-Renongo.

Es gelang mir, eine gute Anzahl schöner Ethnographica einzutauschen. Von Kombakotta hatte sich das Gerücht meiner Ankunft schnell bis hierher verbreitet, und jedes längsseits kommende Kanu brachte einige solcher Sachen mit. Natürlich waren es meistens die gleichen Gegenstände, wie ich sie schon in Kombakotta erhalten hatte, nur wenige neue Stücke waren darunter. Ein Kopf aus Ton, gleich dem, wie ich einen schon in Kombakotta erhalten hatte, — er wird im Tabu-Hause oder im eigenen als Schutzmittel gegen Krankheit und gegen Geister aufbewahrt — wurde mir überlassen. Derselbe hat auch Europa in gutem Zustande erreicht und befindet sich jetzt im Museum für Völkerkunde in Berlin.

Sehr geschickt scheinen die Wilden im ausschneiden von Vögeln etc. zu sein, denn ein Papagei aus Holz (Fig. 61 a), der mir hier gebracht wurde, war ganz ausgezeichnet nachgeahmt. Der Schnabel und der Leib waren rot gefärbt, die Flügel hatten einen blauen Anstrich erhalten. Auch eine Möve war recht naturgetreu geschnitzt. Diese Gegenstände dienen als Kanuschnabel-Verzierungen. Auch hier sind Amulette aus Muscheln, Nüssen und Perlmutter sehr beliebt und werden an einer Schnur um den Hals auf der Brust getragen. Kleine, aber recht schlecht gearbeitete Haarkämme aus Bambus fand ich hier ebenfalls in Gebrauch.

Interessante Serien, die die Anfertigung der verschiedenen Muschelringe zeigen, konnte ich von den Leuten kaufen. Die grossen, weissen



a b

Fig. 62 a, b.
Ohrschmuck, a von Neu-Georgien
b von den Shortlands-Inseln.

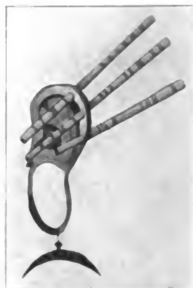


Fig. 62 c.
Ohrschmuck von Isabell.

Ringe, Uwata, werden halb in rotes Flechtwerk geflochten und auf der Brust getragen, sie sind tabu, und es gelang mir nicht, einen solchen zu erwerben. Muschelgeld erhielt ich auch hier, doch war es dasselbe wie in Kombakotta.

Alle Eingeborenen von Wella-La-Wella lieben es sehr, ihre Ohrlöcher in den Ohrlappen ganz abnorm zu erweitern (Fig. 62 a). Häufig werden Platten von 5—6 cm Durchmesser in diese Fleischbänder gesteckt. Ich sah auch einzelne Männer, die Platten von sogar 10 cm in den sehr erweiterten Ohrlöchern trugen. Nasenschmuck sah ich auffallenderweise nicht. Ohrringe oder ähnlicher Schmuck sind dagegen sehr gebräuchlich.

Die Bekleidung der Wilden besteht für Mann und Weib aus dem bekannten Tjedako. Die letzteren haben jedoch auf dem Gesäss einen taschenartigen Sack, ähnlich wie die Rubiana-Frauen, der teils zum auf-

bewahren von allen möglichen Gegenständen, teils aber auch als weitere Bedeckung des Gesässes dient.

Die kurzen, krausen Haare werden nicht nur auf dem Kopfe, sondern am ganzen Körper an den Stellen, wo sie dicht zusammenstehen, mit Kalk weiss gefärbt, was den grossen Vorteil hat, dass keine Läuse in dieselben gehen. Bärte, wenn auch schwache, haben beinahe alle Männer, doch liebt man nur einen kurzen Backen- und am Kinn einen Ziegenbart; alle übrigen Haare im Gesicht werden mit kleinen Muscheln, die als Zange dienen, ausgerissen.

Gesang und Musik scheinen die Leute sehr zu lieben, denn beinahe jeder Mann, jeder Knabe hat eine Maultrommel, sei diese nun aus Bambus (Fig. 63) oder aus Eisen mit Stahlzunge und von Europäern importiert.



Fig. 63. Mann mit Maultrommel aus Bambus.

Die Kanus waren hier genau so wie in Kombakotta gebaut und gearbeitet, jedoch, wie es mir schien, mit mehr Zierat versehen. Die Ruder sind dieselben wie in Alu und Choiseul, d. h. klein, mit blattähnlicher Schaufel. Die Handgriffe derselben werden häufig mit Perlmutter (Fig. 64) ausgelegt und mit hübschen Schnitzereien versehen.

Gern wäre ich hier an Land gegangen, doch riet mir Kapitän Pratt davon ab, da den Eingeborenen wenig zu trauen sei.

Von Kap Woodford bis Kap Satisfaction heisst die Küste Lundi; auch hier ist der Strand gut bevölkert, und kamen viele Kanus längsseits, sodass ich Gelegenheit hatte, manches gute ethnographische Stück zu erwerben. Kap Satisfaction ist eine öde, wüste Klippe, die in die See vorspringt, und gegen welche eine hohe Brandung anspült. Wehe dem Seefahrer, der von Wind und Wellen gegen dasselbe getrieben wird, er wäre unrettbar verloren, und das Kap würde seinem Namen wenig Ehre machen.

Von Lundi, besser von Kap Satisfaction, setzten wir in der Nacht mit recht schwacher Brise nach der südlichsten Spitze von Wella-La-Wella über. Die ganze Küste der Insel wird hier Billoa genannt.

Am Morgen gingen wir bei dem Orte Ojama zwischen der Hauptinsel und einem kleinen, vorgelagerten, mit wenigen Kokospalmen bepflanzten Eilande vor Anker. Das Land ist ebenfalls bergig, und nur schmale Ufer-

ebenen, die am Strande mit Kokospalmen bepflanzt sind, erstrecken sich hier. Im Schatten dieser Palmen und des Urwaldes bauen die Wilden ihre schlechten, dürftigen Hütten.

Die Bewohner von Billoa sind vorzugsweise wegen ihrer Hinterlist und Verräterei verrufen, und die Händler müssen hier mehr als anderswo auf ihrer Hut sein, wollen sie nicht plötzlichen, unvorhergesehenen Angriffen ausgesetzt sein.

Hier wurde, 2 Jahre nachdem ich die Salomonen verlassen hatte, der Bruder des Kapitän Pratt, auch ein Koprahändler, der mit seinem Schooner William Brooke die Inseln besuchte, von den verräterischen Eingeborenen erschlagen. Pratt wurde beim Handeln von den Schwarzen, deren mehrere an Bord gekommen waren, überrascht. Einer der Häuptlinge, der mit dem Kapitän in die kleine Kabine gegangen war, verlangte, was gar nicht ungewöhnlich ist, für seine Kopra eine Axt. Pratt gab ihm dieselbe und drehte sich um, um nach der Ursache eines Geräusches, das sich auf Deck hören liess, zu sehen; hierbei wurde er von dem verräterischen Häuptlinge mit dem soeben erst verkauften Beile schwer am Kopfe verwundet. Pratt war nicht sogleich tot, sondern hatte noch die Kraft, sein Winchestergewehr zu ergreifen, seine Leute zu warnen und auf die fliehenden Billoaner zu schiessen; der Mörder soll der erste gewesen sein, den die Kugel im Wasser erreichte. Die Schiffsbemannung setzte Segel und hielt in See hinaus. Pratt hat dann nur noch einige Stunden gelebt, denn ohne jede Hilfe — die nächste Station war im günstigsten Falle kaum in 24 Stunden zu erreichen — war für ihn keine Rettung zu erhoffen gewesen; wahrscheinlich ist er an Verblutung gestorben.

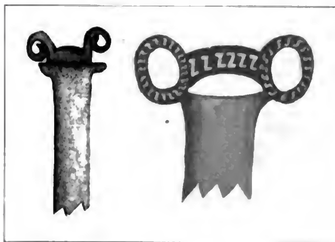


Fig. 64. Ruderhandgriffe von Wella-La-Wella.

Bald nach unserer Ankunft kamen verschiedene Kanus mit Kopra längsseits, und ich konnte den Leuten meine Wünsche betreffs ethnographischer Sachen mitteilen. Ein Kanu (Fig. 65 a) fiel mir ganz besonders auf; dasselbe, ein einsitziges, war mit ganz auffallend abweichenden Verzierungen versehen. Vorder- und Hinterschnabel waren ganz und gar mit Schnitzereien und Malereien bedeckt, die in verschiedenen Farben gehalten waren. Ich versuchte, das Kanu zu erwerben, doch weigerte sich der Besitzer,

es mir zu verkaufen, da es, wie er sagte, tabu wäre; ich konnte jedoch eine Zeichnung anfertigen. Ferner war ein Kanu mit schneckenartigem Schnabel, der aus einem einzigen Stück geschnitten war, auffallend; auch hiervon konnte ich eine Abbildung anfertigen (Fig. 66). Das Ornament war mit △ Zeichnungen versehen, welche sich in ihrer abwechselnd roten und schwarzen Bemalung von dem braunen Untergrunde gut abhoben.

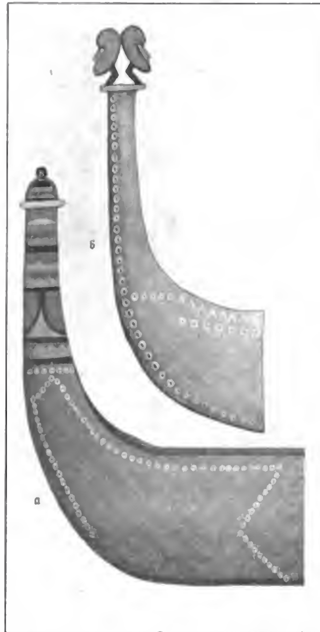



Fig. 65 a, b. Kanuschnabel von Billoa auf Wella-La-Wella.

Die ganze Küste von hier bis Guava ist stark bevölkert. Da wir an verschiedenen Stellen ankerten und Handel trieben, will ich gleich im allgemeinen von dieser Gegend sprechen. Ausser in Ojama ankerten wir noch in Jerevetto und in Guava. Die Eingeborenen sind von demselben Stamme wie in Jurio, Sipiripe und Renongo, obgleich die Renongo-Sprache von der in Billoa gesprochenen verschieden ist. Sie färben wie viele Salomonier ihre Haare mit Kalk weiss und sind arge Kannibalen.

Weiter nach Guava, bei Jerevetto beginnend, treten die Berge mehr zurück und lassen eine breite Uferebene frei; mehrere wasserreiche Bäche ergiessen sich hier in die See. Der Ankergrund an dieser Küste, an der es keine Häfen giebt, ist schlecht, denn dicht am Ufer, das den Winden von Nord-Ost, Ost und Süd-Ost vollkommen ausgesetzt ist, findet man noch 50—60 m Tiefe, nur wenige Stellen bieten auf 5—8 m unsichere Ankerplätze. Eine sehr starke Strömung, die mit den Gezeiten wechselt und ein Schiff mit 4—5 Meilen Geschwindigkeit treibt, streicht hier an der Küste entlang. Die ganze Küstengegend ist stark bewaldet, ebenso die Abhänge der gegen 1000 m hohen Berge.

Der Urwald erscheint hier in einer Üppigkeit, wie sie mir sonst nirgends in den Salomonen aufgefallen ist. Palmenartige Bäume sind vorherrschend. Am Strande ziehen sich als ein schmaler Saum die Kokospalmen-Anpflanzungen der Eingeborenen hin, welche beinahe das einzige Merkmal sind, dass die Küste bevölkert ist, denn die Niederlassungen befinden sich nicht am Strande, sondern im Busch, an manchen Stellen sogar in den Bergen. Der Grund hierfür sind die beständigen Fehden und Kämpfe und das Kopfjagen der Schwarzen, sodass keiner dem andern trauen kann. Aus diesem letzteren Grunde hat man auch nicht dorfähnliche Ansiedlungen, d. h. solche, in welchen die Leute in einer Gemeinde sich vereinigt haben, sondern man hat mehr Familienansiedlungen und zwar meistens so, dass der Vater mit seinen Frauen, Sklaven und unverheirateten Töchtern, zum Teil auch mit den Söhnen und ihren Weibern und Sklaven eine in sich abgeschlossene Niederlassung bewohnt.

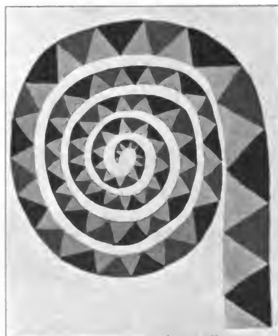


Fig. 66. Kanuschnabelverzierung von Billoa auf Wella-La-Wella.

Die Bewaffnung der Eingeborenen ist hier wie in Rubiana eine mehr europäische; sie besteht in Gewehren und langgestielten Streitbeilen. Lanzen, Bogen und Pfeile kennt man als Verteidigungswaffen kaum noch, man hat ihren Gebrauch und ihre Anfertigung beinahe verlernt. Die englischen Händler von Rubiana und Sydney waren und sind heute noch die Lieferanten von Gewehren, Pulver und Blei. Letztere waren erst offen und sind jetzt heimlich ganz vorzügliche Handelsartikel, die reichen Gewinn abwerfen, und mit welchen man beinahe alles, was ein Eingeborener fortzugeben hat, sein Weib, seine Tochter, seine Sklaven, seine Kopra, seine Schweine kaufen kann. Dass gelegentlich der Händler mit den von ihm selbst verkauften Gewehren angeschossen oder erschossen wird, ist eine Möglichkeit, mit der ein jeder, der mit solchen gefährlichen Artikeln handelt, zu rechnen hat. Meine Überzeugung ist, dass ein Händler, der mit Gewehren und Munition handelt und diese in die Hände der ohnedies schon sehr gefährlichen Eingeborenen giebt, wenig zu bemitleiden ist, wenn er angeschossen wird; er hat den Unfall seiner eigenen Habgier und Unklugheit

zu verdanken. Übrigens muss ich hier erwähnen, dass in früheren Jahren auch das Godeffroy'sche Unternehmen in Samoa, später die Plantagen-Gesellschaft daselbst ihre von den Salomonen stammenden Arbeiter vielfach mit Gewehren ablohnte. Obgleich uns Deutschen damals kein Gesetz verbot, an Schwarze Waffen abzugeben, so hätte man doch erwarten können, dass grosse Unternehmen wie die vorerwähnten sich gehütet hätten, die Eingeborenen durch Abgabe von Gewehren noch gefährlicher zu machen. Doch auch in neuester Zeit, unter der Neu-Guinea-Compagnie, ist gesündigt worden. Der Arbeiter, der von seiner Heimat fortgenommen wird, um für mehrere Jahre dem Europäer zu dienen, wird gewiss nicht als besserer, sondern als viel schlechterer Mensch nach seiner Heimat zurückkehren. Er hat, was leider bei allen dunkelfarbigen Rassen der Fall ist, zu seinen eigenen Untugenden auch die seiner zeitweiligen Herren angenommen. Er hat einsehen gelernt, dass der weisse Mann eben auch nur ein Mensch mit allen seinen Schwächen ist. Wenn nun schon solch ein zurückgekehrter Arbeiter denjenigen Europäern, die mit ihm und seinen Stammesgenossen Handel treiben müssen, ein bei weitem gefährlicherer Gegner als die übrigen Insulaner ist, in welch höherem Grade muss das der Fall sein, wenn der Arbeiter während seiner Dienstzeit von der Neu-Guinea-Compagnie als Soldat verwendet wurde! Man lehrte die schwarzen Polizeisoldaten schiessen (und meistens schiessen die Leute sehr gut), man lehrte sie, welche Macht darin liegt, dass mehrere, die angreifen wollen, geschlossen vorgehen (nicht wie bei den Wilden, wo bei einem Angriffe jeder denkt, er könnte der erste sein, der von den Angegriffenen erschossen wird), man lehrte sie, dass auch die Weissen mit ihrem Gewehre und ihrem Revolver nicht mehr ausrichten können als sie selbst. So kommt es auch, dass man draussen, sowohl auf den Salomonen als auch im Bismarck-Archipel, vorzüglich diese in ihre Heimat entlassenen Arbeiter und Polizeisoldaten zu fürchten hat, umsomehr, da es ja garnicht so selten ist, dass Polizeisoldaten mit Gewehr und Munition fliehen und nach ihrer Heimat zurückkehren. Wer die Zustände in Neu-Mecklenburg, in Nusa, Kabateron, Kabien, Kapsu u. s. w. kennen gelernt hat, wer dort längere Zeit gelebt hat, wird das, was ich in den vorstehenden Zeilen erwähnt habe, bestätigen.

---

Da ich nun einmal von Wella-La-Wella und Renongo spreche, will ich gleich an dieser Stelle meine 14 tägige Rückfahrt von Rubiana nach Faisi einschalten, da ich auf derselben die Inseln ein zweites Mal berührte.

Wir verliessen Rubiana mit der Magie am 17. April, eines Sonntags Morgen. Wir hatten wenig Brise und deshalb Mühe, über die Barre, auf welcher eine heftige Dünung stand, zu kommen. Gegen Abend frischte der Wind auf, und wir konnten uns gegen 12 Uhr nachts bei Kap Satisfaction

in Renongo vor Anker legen. Gegen Morgen gingen wir mit einer leichten Landbrise wieder unter Segel und fuhren die Küste von Lungi bis beinahe nach Ganunga hinauf, überall etwas Kopra und einige ethnographische Gegenstände für mich eintauschend. Der Zeitpunkt zum Handeln war hier kein sehr günstiger, da sich die Eingeborenen auf einem grossen Kriegszuge nach Choiseul und Isabell befanden, und nur wenige Männer in den verschiedenen Orten zurückgeblieben waren.

Eine der besten Holzfiguren, die jemals von einem Eingeborenen angefertigt wurde, wurde mir in Lungi zum Kaufe angeboten; es war eine weibliche Figur mit allem Zierat und voller Bekleidung und ganz vorzüglich gearbeitet, zu den Haaren waren sogar natürliche verwendet worden. Auch einige Amulette und eine Anzahl Muschelringe konnte ich ankaufen. Ein Halsband aus Delphinzähnen war mir zu teuer, denn man verlangte für ungefähr 20 M. Tauschwaren dafür. Der Kapitän erwarb es, weil er, wie er mir sagte, in Guadalcanal leicht 3—4 £ dafür bekommen könnte. Sehr originell waren mehrere in Sepia geschnittene Figuren, die ganz deutlich den Einfluss der Händler zeigten, denn man hatte nicht vergessen, sowohl den männlichen wie auch den weiblichen Figuren Hüte zu geben.

Ich versuchte an mehreren Stellen, die Küste zu photographieren, da die See jedoch zu unruhig war, erhielt ich diesmal keine brauchbaren Bilder.

In Lungi befindet sich ein Mann, der vor langen Jahren der schiffbrüchigen Mannschaft einer Barke gute Dienste geleistet hatte. Die Boote der Schiffbrüchigen näherten sich der Küste, und als der betreffende Schwarze dieses sah, ruderte er mit seinem Kanu hinaus und teilte den Leuten mit, dass seine Landsleute sie bei etwaiger Landung gewiss erschlagen und auffressen würden, dass sie besser nach Dobeli auf Wella-La-Wella gingen, denn dort wäre ein Handelsschooner. Sein Rat wurde befolgt, bei der Fahrt diente der Schwarze als Lotse. Als Dank sandte die Schiffsmannschaft dem Schwarzen seinem Wunsche gemäss eine gute Flinte, auf welcher seine guten Dienste eingraviert waren. Es ist dies ein Beispiel, dass auch ein Salomonier, ein Kannibale, seine guten Stunden hat, dass er Mitleid empfinden kann; ich will aber nicht unterlassen zu erwähnen, dass der betreffende Eingeborene mehrere Jahre in Fidji und Queensland bei Missionaren gewesen war. Er war eine gute Ausnahme von der Regel.

In Ganunga erhielten wir sehr wenig von den Leuten. Wir gingen alsdann nach den Friedlichen Inseln. Die Strömung und der Wind waren dieses Mal für uns günstig, und wir konnten daselbst an einer gut geschützten Stelle vor Anker gehen, Eingeborene sahen wir jedoch nur wenige. Gegen Abend gingen wir nach Sipiripe auf Wella-La-Wella,

ankerten jedoch nicht, sondern fuhren mit guter Brise nach Billoa herum und ankerten dann beinahe an derselben Stelle wie das erste Mal.

Auch hier hörten wir am folgenden Morgen, dass wenig Kopra vorhanden wäre, da beinahe alle Männer auf einem Kriegszuge auswärts waren. Bei Tagesgrauen fanden wir, dass drei Kanus auf der kleinen Insel, hinter welcher wir ankerten, gelandet waren; es waren grosse Kriegskanus, voll mit schwer bewaffneten Kriegern. Bald nachdem wir den Ort verlassen hatten, verliessen auch die Kanus die Insel, und wir konnten nun sehen und hören, dass die Leute von einer erfolgreichen Kopfjagd zurückgekommen waren. Langsam in einer Linie ruderten diese Kanus an der Küste entlang, von Zeit zu Zeit ertönte eine Muscheltrompete, den am Lande Zurückgebliebenen anzeigend, dass man auf dem Mordzuge Erfolg gehabt hatte und Schädel mit heimbrachte.

In der Nacht, in welcher wir in Wuri ankerten, hatten wir starke Brise von Süd-Ost; da nun der Ankerplatz ein recht schlechter war, mussten wir unseren zweiten Anker fallen lassen und ein Tau nach der Insel ausbringen, um dem Andrange des Windes genügenden Widerstand bieten zu können; die Nacht rechnet zu den unangenehmsten, die ich je in der Süd-See verlebte. An Schlaf war nicht zu denken, denn der Schooner rollte und schaukelte so, dass man sich nicht in seiner Koje halten konnte, ausserdem mussten wir auch jeden Moment erwarten, dass unser ausgebrachtes Tau reissen würde, und dass wir von dem Winde und der Strömung an das Land getrieben würden. Wenn letzterer Umstand eingetreten wäre, hätten sich die Eingeborenen sicher gefreut, denn dann hätten sie uns erschlagen und das Wrack vollständig ausgeraubt. Wir schätzten uns sehr glücklich, als gegen Morgen Windstille eintrat, und wir dadurch die gewünschte Ruhe fanden.

Man muss sehr erstaunt sein, dass an der Küste von Wella-La-Wella und Renongo so gut wie keine Schiffsunfälle stattfinden, denn beinahe die ganze Küste ist eine offene zu nennen, und nur an wenigen Stellen sind gute und sichere Ankerplätze zu finden. In Wella-La-Wella sind Jurio, Java und Dobeli leidliche Häfen, in Renongo befindet sich nur ein einziger guter Hafen und dieser ist zwischen den Friedlichen Inseln gelegen.

Der Hauptgrund, dass nur wenige Unglücksfälle vorkommen, ist darin zu suchen, dass man die verschiedenen Winde hat, sodass einmal die eine und das andere Mal die andere Küste geschützt ist, und dass nur selten orkanartige Winde auftreten. Gewiss kann man es nicht der Seetüchtigkeit der Schiffe oder der Gewandtheit ihrer Bemannung zuschreiben, denn die Schiffe sind meistens alte Kästen, und die Seeleute vom Kapitän bis zum Matrosen mit seltenen Ausnahmen aus den Kolonien stammende, vertrunkene und verlodderte Subjekte, die manchmal gar

keine Seeleute von Profession sind, sondern ihre nautischen Kenntnisse erst hier in den Salomonen erworben haben.

Wir segelten mit schwacher Brise langsam an der Küste von Wella-La-Wella entlang, um gegen Abend in der Bai, die sich bei Java befindet, vor Anker zu gehen. Die Bai führt den Namen Sulphur-Bai mit Recht, denn das umliegende Land weist an verschiedenen Stellen Schwefel auf. Hier in Java erhielten wir einen Teil Elfenbeinnüsse; dieselben werden von den Sagopalmen gewonnen und zwar meistens dadurch, dass man die Bäume ungeachtet ihres wertvollen Markes umschlägt. Die Nüsse wurden damals in Sydney mit 10—11 £ die Tonne bezahlt.

Die Salomo-Sagonuss ist die grösste und auch die härteste und darum die gesuchteste. Trotzdem dieselbe nun beinahe so hart ist wie Stein, hat sie doch ihre Zerstörer und Feinde, wenn sie sich an Bord der Schiffe befindet. Die alles benagenden Schwaben, Kakerlaken genannt, bringen es zuwege, einen grossen Teil als wohlfeile Speise zu verzehren.

Die mit der Schale gepflückten jungen Nüsse haben grosse Ähnlichkeit mit Pinienäpfeln, nur sind sie runder und, wenn gut an der Sonne getrocknet, von schöner goldgelber Farbe. Die Weissen verwenden diese Schale hier und wohl auch in Sydney zu verschiedenen Sachen wie Pompadours, Taschen, Arbeitskörbchen etc.

Der Umstand, dass die Elfenbeinnüsse hoch im Preise waren, war für den Händler hier in den Salomonen von grossem Vorteile, denn die Kopra stand schlecht im Preise und bezahlte damals dem Händler kaum die aufgewandten Kosten und Mühen.

Der Hafen in Java ist ein guter zu nennen, denn man kann, je nachdem der Wind weht, guten Schutz finden; der einzige Übelstand ist, dass bei starkem Nord-Ost oder auch Ost ein Schiff wie in einer Mausefalle gefangen ist und, um auslaufen zu können, warten muss, bis der Wind aus einer anderen Himmelsrichtung weht, da die Bucht zum Kreuzen zu schmal ist. Ein weiterer grosser Übelstand ist in der Sulphur-Bai, dass alle weisse Farbe an Bord des Schiffes in einer Nacht schwarz wird, und dass, wenn die Landbrise weht, ein ganz greulicher Gestank von dem Lande herüber kommt. Seinen Grund muss dieses in den vulkanischen Formationen von Wella-La-Wella haben. Im Innern, ungefähr 5—6 km vom Strande entfernt, sollen grosse Schwefellager und Löcher, die stinkende Dämpfe ausstossen, vorhanden sein. Wie ich nach der Aussage von Eingeborenen annehmen muss, müssen sich dort auch schwefelige Schlammvulkane befinden. Wirkliche Vulkane scheinen dagegen nicht vorhanden zu sein, obgleich alles dafür spricht, dass vor nicht allzulanger Zeit Wella-La-Wella mehrere tätige Vulkane hatte. Die Form der Berge und Spitzen weist darauf hin, und man kann an einigen Stellen von der See aus ganz genau die Lage der erloschenen

Feuerberge nachweisen. Da der Schwefel billig von den Eingeborenen zu erhalten ist, so hatten in früheren Jahren die Schiffe, die nach den Kohlenstationen, die in Java oder Dobeli sich befanden, Kohlen brachten, davon Gebrauch gemacht und Schwefel als Ballast eingenommen.

Die Küste ist hier nicht so stark wie in Billoa und Guava bevölkert; man kann dies auch leicht an den spärlichen Kokospalmenanpflanzungen am Strande erkennen. Scheinbar leben die Leute auch mehr in geschlossenen Ansiedlungen, die sich in den Bergen befinden, zusammen. Die Nähe von Choiseul zwang die Leute zu dieser Massregel.

Von ethnographischen Sachen konnte ich hier nur wenig erlangen, denn die Leute hatten nicht Zeit genug, mir Gegenstände zu bringen. Haarproben von Männern und Frauen erhielt ich für Pfeifen und Tabak mit Leichtigkeit. Die Eingeborenen scheinen hier nicht mit dem Aberglauben, dass durch das abschneiden der Probe der Besitzer Gewalt über den Träger der Haare erlange, behaftet zu sein.

Wir mussten, da wir gegen Abend keine Brise erhielten, in der Schwefelbai liegen bleiben; am nächsten Morgen war das ganze Schiff schwarz, und es nahm mehrere Tage in Anspruch, von Holz- und Eisenteilen den Schwefel abzuwaschen. Der Gestank in der Nacht war ganz infernalisch, und ich dachte manchmal, dass seine teuflische Majestät uns einen Besuch auf dem Schiffe abstattete.

Am nächsten Morgen gingen wir mit der Landbrise nach dem wenige Meilen entfernten Dobeli, wo wir zu Anker gingen und die Nacht zu bleiben gedachten. Der Hafen ist ziemlich gut; eine schmale Halbinsel und Riffe geben den Schiffen guten Schutz gegen alle Winde. Dobeli, oder vielmehr die verschiedenen Ansiedlungen dieser so genannten Gegend, befindet sich in einem breiten, wasserreichen Tale, in welchem die Sagopalme in grosser Üppigkeit wächst, und wo demnach auch die Eingeborenen eine reiche Ernte von Elfenbeinnüssen erhalten können. Ohne grosse Arbeit, ohne Mühe können sie jährlich die Frucht tonnenweise sammeln und an die Händler gegen die gewünschten Waren vertauschen. Wir erhielten auch mehrere Tonnen dieser Nüsse. Doch wie lange wird der Vorrat, den die Natur bietet, dauern? Sicher nur wenige Jahre, denn die Eingeborenen pflanzen, obgleich das Mark der Sagopalme ihre Hauptnahrung ist, keine Bäume nach. Der Händler, der hier auf den Salomonen nur für den Augenblick lebt, findet es gar nicht nötig, die Schwarzen zum Nachpflanzen aufzufordern; es herrscht demnach der reine Raubbau, der ja überall in der Süd-See da getrieben wird, wo nur einige für die Zukunft kaum bedachte Händler Fuss gefasst haben, mag man nun Sagonüsse, Trepang, Kopra oder Perlmutter-Muscheln im Auge haben. Nach Jahren werden zwar Schutzgesetze erlassen werden, doch diese werden dann leider zu spät kommen und nutzlos sein.

Elfenbeinnüsse sind keine sehr angenehme und gesunde Ladung für ein Schiff. Die Nüsse, die eine saftige, fleischige Umhüllung haben, geben, wennschon sie gut trocken sind, im Raume des Schiffes, wo sie zu schwitzen beginnen, einen unangenehmen Geruch, unter dem die Weissen an Bord sehr zu leiden haben.

Ich konnte in Dobeli nur sehr wenige Ethnographica erwerben, denn auch hier war ein grosser Teil der kriegsfähigen Leute auf einem Kriegszuge nach Choiseul begriffen. Die Leute hatten bis zu einem bestimmten Grade Recht hierzu, denn vor nicht langer Zeit war eine Anzahl Kanus mit mehreren 100 Kriegern von Choiseul vor Dobeli erschienen, und man hatte versucht, die Einwohner zu überrumpeln; diese waren jedoch im letzten Augenblicke noch gewarnt worden und konnten sich mit ihren Weibern und Kindern in die Berge flüchten, freilich mussten sie alles andere den Feinden überlassen. Diese zerstörten nun die Kanus, die Koprahäuser und brannten die Hütten nieder. Die Choiseul-Leute nahmen Rache für jahrelange Verfolgungen, die sie von den Bewohnern von Wella-La-Wella, Renongo und Rubiana erlitten hatten. Früher konnten sie nämlich wenig Widerstand leisten, da die aus dem englischen Gebiete kommenden Kopfjäger gut mit Gewehren bewaffnet waren, gegen welche die armen Choiseul-Insulaner mit ihren Lanzen, Bogen und Pfeilen wenig ausrichten konnten. Heute ist es jedoch anders, jetzt sind auch die Eingeborenen in diesem einst deutschen Teile der Salomonen mit Gewehren versehen, können sich erfolgreich verteidigen und sogar Angriffszüge unternehmen.

Dobeli war der letzte Ort, den ich in Wella-La-Wella berührte; ich will nun noch einige allgemeine Bemerkungen folgen lassen. Die Eingeborenen von Wella-La-Wella und Renongo sind von derselben Rasse wie die in Rubiana. Sie stehen in verwandtschaftlichen Beziehungen, ein Mann heiratet in eine Rubiana-Familie und eine Frau von Rubiana in eine Renongo-Familie oder umgekehrt. Man besucht sich häufig und hält einen regen Verkehr unter einander aufrecht. Kriegszüge werden gemeinschaftlich unternommen, und der eine hilft dem andern.

Auch die Inseln Gizo, Kulambangra, Simbo kann man hier einreihen; zwar war es mir nicht vergönnt, diese Teile der englischen Salomonen zu besuchen, doch muss nach Aussagen der Eingeborenen und der weissen Händler die Bevölkerung eine gleiche wie in den oben genannten Teilen sein. Auch in ethnographischer Beziehung weisen die verschiedenen Inseln so grosse Ähnlichkeiten auf, dass man sie schwer getrennt halten kann.

Auffällig ist nun, dass sich in Wella-La-Wella beinahe gar keine Anklänge finden, die darauf hinweisen, dass die Bewohner mit den westlichen Inseln, mit Alu, Fauro und Bougainville, in Berührung gekommen

sind; es ist dies um so auffallender, da man von Wella-La-Wella aus Alu und Fauro sehr gut sehen kann.

In sprachlicher Beziehung stehen sich Rubiana, Wella-La-Wella, Simbo und Renongo sehr nahe; es sind meistens nur verschiedene Dialekte, die durch die Sklaveninvasionen von Choiseul und Isabell Alternationen unterworfen waren. Mit der Rubiana-Sprache kann man sich auf allen diesen Inseln mit den Eingeborenen verständigen.

Es gelang mir, von jedem der verschiedenen Dialekte einige Worte niederzuschreiben, und ich verweise auf das Wörterverzeichnis der Süd-See-Sprachen (pag. 183 ff.). Auffallend und sehr abweichend sind aber die Zahlworte. Jede der verschiedenen Inseln hat besondere Worte für die Zahlen, die auch von den in Bougainville und Alu gebräuchlichen sehr stark abweichen. Die Bezeichnung des Besitzes wie mein, dein, sein wird wie in Alu durch Anhängen von Silben gebildet.

Natürlich finden sich auch in den Sprachen von Wella-La-Wella eine Anzahl von englischen Worten, was ja nicht zu verwundern ist, denn seit 30—40 Jahren verkehren hier Händler, Walfischfänger, Arbeiteranwerber und beglückten die Eingeborenen mit dem wunderbaren Pidjin-Englisch.

Auf meiner Hinreise nach Rubiana besuchten wir Wella-La-Wella nur bis Ojama, auf meiner Rückreise bis Dobeli. Von letzterem Orte aus gingen wir nach Isabell und Choiseul; diese Tour ist an einer anderen Stelle geschildert.

Von Ojama gingen wir das erste Mal direkt nach Rubiana. Entlang der Küste von Wella-La-Wella, nördlich an Gizo, südlich an der hohen, vulkanischen Insel Kulambangra vorbei, führte uns unser Weg durch die enge Strasse, Hathorn-Sund genannt, die zwischen der Insel Wana-Wana und der grossen Insel Neu-Georgien oder Rubiana liegt, nach der Rubiana-Lagune. Der Hathorn-Sund ist ziemlich lang und scheint, da er sehr eng ist, ein Fluss zu sein; überall vor und neben uns war flaches, meist mit Mangrove besetzes Land, sodass ich mir für meine zoologischen Sammlungen wenig Bereicherung versprach. Spät abends erst kamen wir vor der Haupt-Handelsstation in der Rubiana-Lagune, die auf der Insel Nusa-Songa liegt, zu Anker. Der damalige Verwalter der Station hatte die Liebenswürdigkeit, mir für die Dauer meines Aufenthaltes in Rubiana gegen ein geringes Entgelt Wohnung und Kost zu gewähren.

AUFENTHALT IN RUBIANA.

Nusa-Songa, eine kleine Insel, besser eine Sandbank, von kaum 1000 qm, liegt am Anfange der Rubiana-Lagune. Nach Osten und Norden zu liegt das Hauptland von Neu-Georgien, Rubiana oder Kausagi, und nordwestlich die Insel Wana-Wana, sodass die Inseln in der Lagune halbkreisartig umschlossen werden. Nach Süden zu liegt Rendova, nach Westen die offene Süd-See.

Rubiana mit den kleinen Inseln ist grösstenteils flach, nur einige wenige Erhebungen, die kaum 1000 m hoch sind, befinden sich daselbst. Rendova ist eine kompakte Gebirgsmasse, unzweifelhaft ein alter Vulkan, gegen 800 m hoch, ebenso Kulambangra, welches über Wana-Wana von Nusa-Songa aus sichtbar ist. Alles Land, selbst die Spitzen der Berge, ist mit tropischem Walde bedeckt.

Die Rubiana-Lagune wird durch ein Riff abgeschlossen, welches sich seewärts von Nusa-Songa nach Wana-Wana erstreckt und welches, da es 3—4 m unter dem Meeresspiegel liegt, nur Schiffen von 200—400 Tonnen den Eingang gestattet.

Nusa-Songa ist die älteste Handelsstation in Rubiana; man hat daselbst ein kleines, aber gutes Holzwohnhaus, mehrere Warenhäuser und Schuppen, Landungsbrücken etc. Die Firma Kelly & William war im Besitze der Sandbank, ihr Segler war es auch, der früher 3—4 Mal im Jahre die Koprahändler in Rubiana mit Waren versorgte resp. die Kopra nach Sydney überführte. In der Gegenwart verkehren hier auch Dampfer. Ausser Nusa-Songa sind noch 3 resp. 4 Stationen vorhanden, doch bis auf eine, die einem gewissen Frank Weken gehört, sind es nur Eingeborenenhütten, in denen die weissen Händler für kurze Zeit leben, wenn sie mit ihren Schiffen im Hafen liegen. Der Koprahandel in den englischen, teils auch in den deutschen Salomonen ist ein ganz anderer als der in Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg. In letzteren Gebieten handelt man um sonnentrockene, in ersteren um rauchtrockene Kopra. Die letztere ist auf dem europäischen Markte geringer bewertet als die erstere. Im Bismarck-Archipel erhält der Händler von der Firma Haus, Boot und Diener, muss die Waren zu bestimmt festgesetzten Preisen nehmen und zu ebensolchen Preisen die

Kopra abliefern. Der Salomo-Händler erhält dagegen von der Firma nur einen bestimmten Kredit, um einen 20—30 Tonnen grossen Schooner kaufen und Waren entnehmen zu können.

Bringen im Bismarck-Archipel die Schwarzen die Kopra nach des Händlers Haus, so muss der Salomo-Händler von Ort zu Ort, von Insel zu Insel segeln, um die getrockneten Palmennusskerne (Kopra), welche nicht in Körben, sondern zu je 10 auf Schnüre gereiht sind, zu sammeln (vergl. Fig. 72). Giebt der Händler im Bismarck-Archipel so gut wie keinen Kredit, so muss hier in den Salomonen der Händler sehr hohen Kredit geben und erleidet hierdurch einen Verlust von ca. 33¹/₃%, denn wenn z. B. ein Mann stirbt, so kommen seine Verwandten für seine Schulden nach inländischem Rechte nicht auf, obgleich sie seine Erben sind. Der Händler hier bezieht seine Waren zu billigen Preisen von Sydney, wohingegen der im Bismarck-Archipel von den verschiedenen Firmen zu hohen Preisen seine Güter entnehmen muss. Der Handelsmann in den Salomonen muss die Schwankungen des Kopra-Marktes tragen, während der im Bismarck-Archipel einen bestimmten Preis Jahr aus Jahr ein erhält, und die Firma Gewinn und Verlust des Marktpreises zu tragen hat. Aus allem diesen wird man wohl leicht ersehen, dass der Händler im deutschen Gebiete viel besser daran ist, als sein Kollege auf den englischen Inseln.

Ausser Kopra werden Sagopalmennüsse, sogenannte Elfenbeinnüsse, und Schildpatt exportiert; rechnet man nun noch etwas Trepang (Holothurien) und Perlmuttermuscheln hinzu, so hat man alle von den Eingeborenen gewonnenen Produkte.

In Rubiana selbst ist recht wenig von all diesen Stoffen zu erlangen. Die Händler haben Wella-La-Wella, Renongo, Rendova und die Marovo-Lagune zu besuchen. Zur Zeit, als ich mich auf den Salomonen aufhielt, befuhren 6 kleine Handelsschooner alle diese Eilande, die nicht zu weit von Rubiana entfernt liegen. Auch von Treasury, Choiseul und Isabell geht ein bedeutender Teil der Produkte über Rubiana. Ich rechne, dass von ganz Rubiana, die obengenannten Inseln mit eingeschlossen, gegen 600 Tonnen Kopra nach Sydney verladen werden. Elfenbeinnüsse dagegen werden kaum 150 Tonnen verschifft. Wieviel Schildpatt umgesetzt wird, lässt sich schwer sagen, doch glaube ich, dass ich nicht sehr weit von der Wahrheit entfernt bin, wenn ich annehme, dass im Jahre durchschnittlich 200 Pfund nach Sydney verschifft werden. Der Handel ist ein reiner Tauschhandel, für welchen von Australien resp. Europa alle möglichen Artikel eingeführt werden, billige, leichte Kattune in allen Farben, vorzüglich blaue und weisse, bunte und rote Taschentücher, Hosen, Hemden, Hüte, Eisenwaren, Messer in allen Formen, Stemmeisen, Hobeleisen, Bohrer, Fischleinen, Perlen, Halsketten, Tabak, Tonpfeifen, Holzpfeifen, Maultrommeln,

Streichhölzer aus Wachs in Blechdosen, Beile, Äxte, Boote, Nägel, Angelhaken, Feilen, Porzellanringe (als Ersatz für die Armringe aus Tridacna), Walrosszähne, Salzfleisch, Biskuits, Mundharmonikas, Sägen, Draht, Schleifsteine und vieles andere mehr. Die weissen Händler importieren natürlich auch Lebensmittel, und da man es versteht, ganz gut zu leben, so kann man sich denken, dass viele gute Dinge eingeführt werden. Der Händler kauft die besten und teuersten Konserven, trinkt einen guten Wein und ein gutes Glas Bier.

Wie die anderen Händler hatte sich auch Kapitän E. Pratt eine vorteilhaft gelegene und saubere Station gegenüber von Nusa-Songa an der Küste des Hauptlandes von Rubiana gegründet; da er jedoch von dem Kommissionär der englischen Regierung keine Erlaubnis zum Ansiedeln erhalten konnte, musste er seine mit vieler Mühe und grossen Kosten errichtete Niederlassung wieder aufgeben.

---

Ich war sehr erstaunt zu finden, dass in Rubiana ein sehr nasses Klima herrschte; ich muss sagen, dass ich für diesen Umstand keine stichhaltige Erklärung finden kann. Rubiana, meistens flach und nicht allzugross, kann selbst hierbei kaum in Frage kommen. Kulambangra und Rendova sind zwar bergig, jedoch zu klein, dass sie gross in Betracht kommen konnten. Choiseul und Isabell liegen meiner Ansicht nach zu weit entfernt, um einen Einfluss auszuüben.

Dass unter diesen Umständen das Klima in der Rubiana-Lagune nicht zu den gesündesten zu rechnen ist, kann man sich leicht vorstellen. Die Nächte sind feucht und kalt, die Tage heiss, sodass Erkältungen bei den Weissen nicht selten sind; auch leichte Fieber sind oft die Folge des starken Temperaturwechsels.

Nusa-Songa hat jedoch dank seiner Lage ein ganz leidlich gesundes Klima, denn es ist ein reines Seeklima. Beständig wehende Winde sorgen dafür, dass es am Tage nicht zu heiss wird; das umgebende, nur langsam abkühlende Meer bewirkt, dass der Temperaturfall nachts nicht zu plötzlich eintritt.

Die mittlere Tagestemperatur in Rubiana beträgt 26—30 Grad C. Die Nächte sind verhältnismässig kühl und frisch. Die Temperatur wird durch die Lage der ganzen Inselwelt sehr beeinflusst. Jahreszeiten sind scheinbar in diesen Gebieten zwei vorhanden, die Süd-Ost- und die Nord-West-Monsunzeit. Süd-Ost-Monsun herrscht von April bis August und September und bringt die sogenannte trockne Zeit, Nord-West-Monsun, von Oktober bis März, verursacht die nasse Zeit. Natürlich sind Ausnahmen recht häufig, sodass man, wie überall in den Salomonen, von wirklichen Monsun- oder Passatzeiten, wie in anderen Oceanen kaum sprechen kann. Sehr heftige, kurze Gewitter treten häufig auf, die ver-

schiedenen Donnerschläge sind so stark, dass sie die Häuser und das Wellblechdach erschüttern und tönend machen.

Die Eingeborenen rechnen nun ihre Jahreszeiten nicht nach den herrschenden Monsunen, sondern nach den Ernten der Canarienüsse. Bei Eintritt der trocknen Zeit im April beginnt die Ernte der Canarienüsse, die nicht in Rubiana selbst gefunden werden, sondern von Wella-La-Wella, Gizo und Kulambangra eingeführt werden und zwar in Form von Bomboro. Bomboro ist die zerstampfte Canarienuss, in Blätter gewickelt und mit Rotang korbähnlich umflochten; es ist einer der besten Handelsartikel in Rubiana. Wenn die Haupternte kommt, hört man durch ganz Rubiana des Nachts die Leute kurze, heulende Töne ausstossen und auf Bleche, Holzstücke etc. mit Stöcken schlagen, um die Geister günstig zu stimmen.

---

Die Flora ist eine reiche, aber kaum verschieden von der in Alu und Neu-Pommern; von Schmuckpflanzen sah ich bei den Eingeborenen nur wenige, meistens solche, die von Europäern eingeführt worden waren. Die Fauna von Neu-Georgien hat natürlich grosse Ähnlichkeit mit der auf den Shortlands-Inseln und der in Bougainville. Auch hier kommen keine reissenden Tiere vor. Mehrere Cuscusarten, Schweine, verschiedene kleinere Nagetiere und eine grosse Anzahl von Vögeln, unter diesen Grossfusshühner, bunte Papageien und Kakadus, sind die Hauptvertreter. Die See wimmelt von Fischen und Schaltieren und bietet den Insulanern die Hauptfleischnahrung. Die Insekten sind nicht sehr zahlreich vertreten und weichen vielfach durch Lokalformen von denen der nördlichen Salomonen ab. Letzteres gilt besonders von den Schmetterlingen (vergl. Einleitung). Mosquitos und Sandfliegen sind auch in Rubiana arge Plagegeister, vor denen sich die Eingeborenen durch stark rauchende Holzfeuer zu schützen suchen.

Als Haustiere werden die kleinen Salomo-Hühner, Hunde und Schweine gehalten. Obgleich in neuerer Zeit diese drei Tierarten von Sydney eingeführt worden sind, ist es doch sicher interessant festzustellen, dass noch heutigen Tages sowohl in Rubiana als auch auf den Nord-Salomonen dieselben kleinen, zierlichen Hühner, dasselbe Schwein und derselbe, nicht bellende Hund wie zur Zeit der Entdecker — Mendaña, Catoira, Sarmiento und Gallego — zu finden sind. Ausser den vorgenannten Tieren findet man auch noch Kakadus und Papageien im Haushalte des Inländers. Natürlich sind auch Ratten mit den Schiffen von Europa und Australien eingewandert und stellenweise zu grosser Plage geworden. Auch Kopfläuse und Flöhe, mit welchen die Eingeborenen stark behaftet sind, wären an dieser Stelle zu nennen.

Die Kleidung der Leute ist eine recht einfache. Die Männer bedienen sich des Tjedakos und zwar des selbstgefertigten aus Brotfruchtbaumbast (Tapa). Er ist meistens gerade gross und breit genug, die Scham zu decken.

Auch die Frauen tragen den Tjedako, doch in etwas anderer Form. Auf dem Gesäss haben sie eine taschenartige Wulst zu liegen, die mit einem schmalen Streifen durch die Beine gehend auch die Scham bedeckt. Beides ist mit einem Streifen Zeug oder Tapa, der um die Hüften geschlungen ist, befestigt. Ich war über diese merkwürdige und unschöne Tracht erstaunt, hatte ich doch ähnliches auf den Aru-Inseln in den holländischen Besitzungen angetroffen. Die Rückseite scheint hier viel heiliger als die Scham zu sein. In der Gesässtasche bewahrt eine Frau ihr ganzes Vermögen auf, sie dient ihr als ein gegen Diebe sicher geschützter Geldschrank. Ich konnte es bei dem Anblicke der schwarzen Weiber mit dem aufgepolsterten Gesäss nicht unterlassen, an eine Zeit zu denken, wo unsere europäischen Damen es schön fanden, stuhlartige Tournüren umzubinden. Hatte der Erfinder der Mode vielleicht seine geniale Idee von den Rubiana-Weibern entlehnt?

Die Kopfhaare, die bei den beinahe nackend gehenden Wilden mit zur Kleidung zu rechnen sind, sind kurz und kraus und werden mit Kalk weiss gefärbt. Nicht selten findet man Perücken aus Bast oder aus wirklichen Menschenhaaren, dieselben sind jedoch nicht in Rubiana, sondern in Bocotu auf Isabell gearbeitet. Es hält sehr schwer, solche von den Leuten zu kaufen. Diese Perücken werden schon in den Tagebüchern der Entdecker, so bei Catoira und Mendaña, erwähnt (vergl. Hakluyt Society 1901).

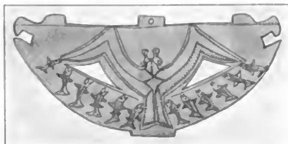


Fig. 67. Brustverzierungen von Rubiana.

Die eingeführten Kleidungsstücke haben sehr wenig Anklang bei den Eingeborenen gefunden. Laba-Laba (Hüfttücher), Hosen und Hemden sieht man nur selten, öfters jedoch Filzhüte. Ledertaschen und Ledergürtel trägt beinahe jeder Mann auf dem nackten Körper.

Schmucksachen zu den verschiedensten Zwecken und aus allem möglichen Material sind sehr beliebt. Die grossen Perlmutterschalen (Fig. 67, vergleiche auch Fig. 57) werden halbiert, die halbrunde Aussenhälfte wird mit Schnitzereien versehen und an einer Schnur um den Hals auf der Brust getragen. Eine Vogelart (Adler) und Fische sind die Hauptmotive, welche hier in Anwendung kommen. Ferner werden Amulette aus flachgeschliffenen Conuslängsstücken auf der Brust getragen, desgleichen feingeschnittene, geschliffene und zierlich geschnitzte Platten aus den Rundquerschnitten von Conus oder aus Tridacnastücken (Fig. 68, vergl. auch Fig. 58). Eine runde, braune Nuss wird geschnitzt und ebenfalls an einer Schnur auf der Brust getragen. Der wertvollste Brust-

schmuck ist jedoch der grosse gelbliche Muschelring, Bakia genannt. Derselbe wird zur Hälfte in ein rotes Geflecht eingeflochten und mit dem gelben Teile nach oben auf der Brust getragen; je mehr Gelb der Ring hat, desto wertvoller ist derselbe (Fig. 69).

Als Heil- und Schutzmittel gegen Krankheiten werden Blätter, Blumen und Pflanzen, unter anderen Ingwer und Curcuma, in Büscheln und an Bastschnüren auf der Brust getragen. Walross-, Delphin- und Cuscuszähne werden auf Schnüre gereiht und an diesen um den Hals getragen, ebenso die braune Hülse einer halbierten Frucht. Ringe, aus Rotang oder aus Bast geflochten, zieren den Arm. Wertvoller Schmuck sind die weissen Muschelarmringe (vergl. Fig. 58), die entweder aus den grossen, bassinartigen Muscheln (Tridacna) oder, wenn sie für Kinder bestimmt sind, aus grossen Conus gearbeitet werden. Ein guter Ring

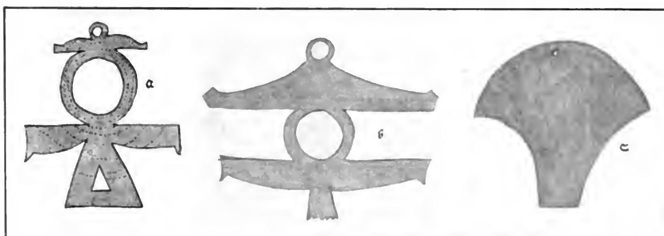



Fig. 68. Brustamulette a, b aus Conus oder Tridacna, c aus Perlmutter.

hat einen Schilling Handelswert. Aus gefärbtem Baste gefertigte Armbänder, ähnlich wie die von Bougainville und den Shortlands-Inseln (Fig. 70), und Halsbänder, an welch letztere weisse Knöpfe oder kleine, dünne Muschelringe genäht sind, sind sehr beliebt; aus gelb und rot gefärbtem Bast gefertigte, lange, schnurartige Bänder und breite Leibgurte werden von Männern und Frauen um den Leib getragen. Breite, mit schönen Mustern versehene, manschettenartige, gelb, rot und schwarz gehaltene Armbänder werden teils von Kap Grace eingeführt, teils von den Leuten selbst angefertigt und als festtäglicher Schmuck getragen. Die Ohren sind wie auf allen Salomo-Inseln derjenige Teil des Körpers, der am reichlichsten mit Schmuck ausgestattet und behangen wird. Durch Ausdehnen wird das Ohrlappenloch zu einer Fleichschnur gemacht, die, wenn nichts darin eingeklemmt ist, oft bis zu den Schultern hinabhängt. In diese Fleischschnur werden Holzplatten von oft 8—10 cm Durchmesser mit den verschiedensten Verzierungen eingeklemmt (Fig. 71, vergl. auch Fig. 62 a).

Ist das Loch noch nicht so weit ausgedehnt, dann hat man Ohrringe aus Perlmutter, Schildpatt, Holz, Fischkinnladen und anderem, die dazu beitragen, dem Besitzer ein wildes Aussehen zu geben. In den oberen Aussenrand des Ohres werden Löcher gestochen, und in diesen kleine, mit schönen Mustern versehene Rohrstäbchen, Knochen oder Muschelstücke getragen, doch scheint diese Mode von Isabell eingeführt zu sein, da man nur wenig Rubiana-Leute diesen Schmuck tragen sieht (vergl. Fig. 62c).

Die Erweiterung der Ohrlappen geschieht auf folgende Art. Nachdem das Loch gestochen worden ist, wird ein Stück Holz hineingesteckt; nachdem die Ränder des Loches verheilt sind, wird von Zeit zu Zeit ein immer grösseres Holz hineingezwängt, später, wenn die Öffnung 1—2 cm Durchmesser hat, ersetzt man das Holzstück durch zusammengerollte Kokospalmenblätter, die durch ihre Elastizität wie eine Spiralfeder wirken und das Loch im Laufe der Jahre zu der gewünschten Ausdehnung bringen (vergl. Fig. 62b). Nicht selten sieht man Männer und Weiber, die durch übermässiges Ausdehnen das Fleischband gesprengt haben und nun zwei herabhängende Fleischstückchen an dem einen oder auch an beiden Ohren haben.



Fig. 69. Mann von Rubiana mit Muschelgeldring (Tridacna gigas), Bakia genannt.

Bemalung ist nicht sehr beliebt, einige rote oder weisse Streifen um die Augen waren alles, was ich öfters bei den Leuten sehen konnte. Wenn die Insulaner jedoch zu Kriegsfahrten ausziehen, sollen sie sich sehr bemalen.

Von eingeführten Schmucksachen werden Halsbänder aus grossen und kleinen Glasperlen getragen, auch um die Arme fand ich solchen Schmuck. Die Halsbänder aus grossen Perlen werden, abweichend von dem Gebrauch in Alu, weitläufig aufgereiht getragen, und ein einzelner Strang hängt auf die Brust hinab. Auch Münzen werden hin und wieder als Ohr- und Brustschmuck verwendet.

Der spärlich wachsende Bart, der als Ziegen- oder schmaler Backenbart beliebt ist, wird vor allem an der Oberlippe mit kleinen Klappmuscheln

(die Muschel gehört zur Gattung Tapes), die als Zange dienen, ausgerissen, dasselbe geschieht teilweise auch mit den Haaren an den Geschlechtsteilen.

Die Zähne werden mit Holzkohle schwarz gefärbt; je schwärzer sie sind, desto schöner erscheinen sie in den Augen der Wilden. Auf die Gefässe, in welchen diese Kohle aufbewahrt wird, verwenden die Leute grosse Sorgfalt. Sie sind aus jungen, kleinen Kokosnüssen angefertigt, mit den wunderbarsten Schnitzereien und Mustern versehen und sehr hoch im Werte; solange Kohle darin enthalten ist, ist der Behälter tabu und für keinen Preis zu haben (vergl. Fig. 40a-c).



Fig. 70. Bastarmringe von Bougainville und den Shortlands-Inseln.

Die Fingernägel werden kurz gehalten. Auffallend ist, dass hier bis auf eine vogelartige Zeichnung auf der Schulter keine Tätowierung zu finden ist.

---

Die Nahrung der Leute ist eine vorwiegend vegetabilische, Yams, Tarro, Sweet potatoes, Luzos*) und Kokosnüsse sind ihre Hauptbestandteile. Es wird kaum soviel in den recht schlecht gehaltenen Plantagen gebaut, um den eigenen Bedarf zu decken, sondern von Isabell, Bombatana und Wella-La-Wella werden jährlich grosse Quantitäten Erdfrüchte eingeführt, ebenso das schon erwähnte Bomboro (Ölnussbrei der Canarienuss .von dem grossen Baume Canarium commune). Tarro ist das Hauptnahrungsmittel, das mit Bomboro zusammengestampft und als sehr beliebter Leckerbissen von jung und alt verzehrt wird. Kokosnüsse werden mit den aus Palmenholz gefertigten Schälern geschält, gespalten, der weisse Kern mit dem aus Perlmutter gefertigten Schaber geschabt und gleich an Ort

*) Kartoffelart, welche hauptsächlich in Isabell angebaut wird.

und Stelle gegessen. Als Fleischnahrung dienen von grösseren Tieren vor allem Schweine und Cuscus*); da dieselben jedoch nur mit Mühe zu erlangen sind, so hat der Rubiana-Eingeborene diesen Genuss verhältnismässig selten. Fische und Schildkröten werden mit Netzen gefangen. Ferner hat man kleine, aus Rotang gefertigte, reusenartige Körbe, die mit einem Steine beschwert und an einer Schnur auf den Grund hinabgelassen werden. Mit Netzen werden hauptsächlich kleine Fische, die sich oft zu Tausenden an den seichten Stellen befinden, gefangen. Für grössere Fische werden aus Perlmutter und Schildpatt gefertigte Angelhaken (Fig. 73) angewendet, und die Leute erhalten bei Benutzung derselben ganz ansehnliche Mengen von Fischen; man schleift die Haken ohne Köder hinter den Kanus her, die Fische halten den glänzenden Perlmutterhaken für einen kleinen Fisch und beissen leicht an. Bei Ebbe wird mit Fackeln auf den Riffen nach allen möglichen Tieren gesucht; alles, was kreucht, ist willkommen und wird in der inländischen Küche verwandt. Viele Fische, auch Krebse und andere Krustentiere, werden roh gegessen.



Fig. 71.
Salomonier mit Ohrschmuck.

Bei der Jagd werden in erster Linie die von den Händlern eingetauschten Gewehre, in zweiter Linie Bogen und Pfeile angewandt; letztere sind sehr primitiv.

Als ein grosser Leckerbissen gilt auf ganz Rubiana Menschenfleisch. Die Eingeborenen sind selbst heutigen Tages noch schreckliche Kannibalen, obwohl seit 20—25 Jahren weisse Händler dort leben resp. die Insel besuchen. Noch heute werden wie früher die beliebten Kannibalenfeste gefeiert, und es wird wohl auch noch lange so bleiben, denn wenn die Rubiana-Leute ės auch nicht mehr so offen wie früher tun, so ist das Land doch gross genug, um ihnen Gelegenheit zu geben, an wenig zugänglichen Stellen ihrer grässlichen Leidenschaft zu fröhnen. Die englische Regierung hat vorläufig in Rubiana nicht die Macht, diese grausame Unsitte unterdrücken zu können.

Wer wird nun von den Rubiana-Leuten gefressen? In erster Linie sind es im Kampfe oder bei Überfällen getötete Feinde; dieselben werden gefressen, um die Kraft und die Stärke der Erschlagenen zu erlangen und um dem Erschlagenen eine Schande anzutun. Geschieht es das eine Mal aus Rache, so das andere Mal aus Genusssucht. Die bei den Kriegs-

*) Auf den Salomonen fälschlicherweise Opossum genannt.

zügen gefangen genommenen Weiber und Kinder werden nämlich bei bestimmten Gelegenheiten abgeschlachtet und verspeist. Nach Aussagen der Kannibalen soll Menschenfleisch der grösste Leckerbissen sein, den es giebt. Ein schwarzer Mann soll viel besser als ein weisser schmecken, ersterer ist, nach Aussagen der Feinschmecker, süss, letzterer bitter. Doch nicht nur Feinde und Sklaven werden verzehrt, sondern auch Mitglieder nahe verwandter Stämme. Ist z. B. ein Mann krank, so muss unbedingt ein anderer Mann oder ein Weib die Ursache sein, denn niemand kann ohne Verzauberung krank werden oder sterben; natürlicher Tod oder Krankheit




Fig. 72. Handel auf den Salomonen, a getrocknete Kopra (Palmennusskerne) b Kanuplanken.

sind unmöglich. Der Verdacht fällt auf irgend jemanden, sei es nun ein Sklave oder ein Stammesangehöriger; er muss irgend etwas vergraben und an diesen Gegenstand einen Zauber gebunden haben, sodass der betreffende Kranke dadurch krank gemacht wurde, eventuell sterben muss. Der Übeltäter hat z. B. eine Betelnuss eingegraben; dieselbe wird weich und schlecht, der Betreffende, auf welchen die Zauberei gemünzt ist, wird krank; die Betelnuss verrottet, was zur Folge hat, dass der Kranke sterben muss. Um nun den Übeltäter zu bewegen, seine Tat zu gestehen und den Ort anzugeben, wo er den betreffenden Gegenstand vergraben hat, wird er gefoltert, indem man ihn am Handgelenke aufhängt.

Nachdem er so einige Zeit gehangen hat, wird er durch die Schmerzen gezwungen, alles, was von ihm verlangt wird, auszusagen. Fälle, dass Leute 12 Stunden in dieser schmerzvollen Lage gehangen haben, sollen nicht selten sein. Die gefolterte Person giebt schliesslich einen beliebigen Ort an, wo die Betelnuss etc. vergraben sei; sie greift, wenn man sie nach der betreffenden Stelle führt, die erste beste Betelnussschale auf und erklärt, dass dieselbe die verzauberte sei. Die Person, welche angeblich die Frucht verzaubert hat, wird dann an einen befreundeten Stamm verkauft und von diesem letzteren als Leckerbissen verzehrt. Wird der Kranke trotzdem nicht gesund, so muss man einen Kopf für ihn haben; hierzu wird, kann man keinen Feind erlangen, ein Sklave verdammt und nach geschehenem Totschlag gefressen. Wird der Häuptling oder auch ein gewöhnlicher Mann selbst dann noch nicht gesund, so muss man weitere Schädel haben, die zu weiteren Kannibalenfesten Veranlassung geben. Die Schädel der Gefressenen werden, wenn es Krieger oder dessen Angehörige und nicht Sklaven waren, aufbewahrt; man hat hier einen richtigen Schädelkultus, über den ich später einiges erwähnen werde.


Fig. 73. Angelhaken.

---

Die Kunst des Kochens ist bei den Rubiana-Leuten wie überall bei den Völkern in der Süd-See noch sehr primitiv. Töpfe und Schüsseln kennt man nicht. Fische, Erdfrüchte, Schweinefleisch werden zwischen heiss gemachten Steinen gekocht; die zu kochenden Gegenstände werden mit Blättern umwickelt. Bei grossen Festlichkeiten werden 1—1,5 m tiefe Löcher von ziemlichem Umfange zum Kochen benutzt. Die Wände und der Boden der Löcher werden mit Bananenblättern ausgelegt, alsdann schichtet man heiss gemachte und in Bananenblätter gewickelte Steine an den Seiten und auf dem Boden des Loches auf, legt das Schwein hinein und deckt dann oben darauf erhitzte Steine und Bananenblätter. Zum Schlusse wird, um die Ausstrahlung der Wärme möglichst zu verhindern, Erde auf das Ganze geworfen. Nach mehreren Stunden wird das merkwürdige Kochloch geöffnet, und das halb gar gekochte Fleisch ist zum essen fertig. Diese eben geschilderte Kochmethode wird auch bei den Kannibalenfesten angewendet.

---

Man kennt keine speziellen Gebräuche bei Eintritt der Pubertät. Beide Geschlechter werden sehr frühe reif, und es sind vor allem die

Knaben, die frühzeitig beginnen, mit dem anderen Geschlechte intim zu verkehren.

Eine recht auffallende Sitte, die man auch in Wella-La-Wella und bis nach St. Christobal finden soll, ist folgende. Ein junges, reifes Mädchen wird eines Tages von ihren Verwandten als mangotta, als öffentlich, erklärt, sie kann mit jedem, den sie haben will, verkehren, gleichviel ob weiss oder schwarz. Es ist eine Ehre, so viel als möglich Männer in kurzer Zeit gehabt zu haben. Findet sich unter den Liebhabern einer, der das Mädchen heiraten will, und giebt sie ihre Einwilligung dazu, so hat der unmoralische Lebenswandel ein Ende. Die verheiratete Frau muss sehr moralisch leben, denn der geringste Fehltritt wird mit dem Tode bestraft. Mit wenigen Ausnahmen ist jedes Mädchen hier in Rubiana für kurze Zeit mangotta. Es ist dies nicht im geringsten eine Schande für die Betreffende.

Scheinbar will man durch dieses Freigeben dem Mädchen die Gelegenheit bieten, sich richtig auszutoben, um dann später ein gutes und treues Weib sein zu können.

Heiratszeremonien scheinen nicht stattzufinden, der Mann kauft seine Frau für 10—50 Schilling Wert und kann zwei rechtliche Weiber und soviel Sklavinnen, als er will, haben.

Die schwangere Frau ist nicht tabu, auch nicht in der letzten Zeit, der Mann kann ihr bis zum letzten Monate beiwohnen. Soll eine Frau entbunden werden, oder ist die Zeit der Entbindung nahe, so wird 300—400 m von dem Dorfe resp. von einem jeden Wohnhause entfernt, eine kleine Hütte besonders gebaut, am liebsten in der Nähe des Seewassers. Keinem Manne ist es erlaubt, dieses Haus zu betreten oder in seine Nähe zu kommen, denn das Haus ist tabu. Man hat Entbindungsammen, gleich wie wir Hebammen haben. Die Amme wird für ihre Dienste bezahlt. Kommt der Moment der Entbindung heran, so wird die Schwangere niedergelegt, doch so, dass der Oberkörper etwas erhöht liegt; zwei Frauen halten die Schultern, während zwei andere die aufgezogenen Knie auseinander halten. Hält die Gebärende aus Angst oder vor Schmerzen zurück, so versucht man dieselbe durch Erschrecken zum Entbinden zu bringen; z. B. sagt die eine helfende Frau, du hast Liebesaffairen mit anderen gehabt, das zu erwartende Kind ist nicht von deinem Manne. Die Gebärende erschrickt hierdurch und wird es ganz entschieden verneinen, der krampfhafte Bann ist gebrochen, und das Kind kommt leicht zur Welt.

Gleich nach der Geburt wird das Kind in Seewasser gebadet, die Mutter wird dann mit kaltem, selten mit warmem Wasser gewaschen. Die Nabelschnur wird mit Muscheln, neuerdings mit Messern abgeschnitten. Im grossen und ganzen sind die Geburten leicht, das Wochenbett dauert

10 Tage, d. h. die Mutter könnte zwar schon nach wenigen Stunden ihrem gewöhnlichen Tagewerke nachgehen, muss jedoch 10 Tage lang in der Geburtshütte bleiben. Gleich nachdem das Kind geboren und gewaschen ist, erhält es die mütterliche Brust. Hat die Mutter ausnahmsweise keine Milch, so muss das Kind sterben, denn von künstlicher Ernährung versteht man hier so gut wie nichts, auch nimmt man fast nie eine andere Frau als Amme. Höchstens, wenn eine Häuptlingsfrau nicht selbst säugen kann, und im Dorfe eine Sklavin ist, die genügend Milch hat, wird das Kind der letzteren gegeben; man fragt nicht danach, ob das Kind der Sklavin dabei sterben muss. Die Säugungszeit ist 6 bis 18 Monate; solange das Kind die Brust verlangt, erhält es dieselbe, und man kann häufig starke, kräftige Bengel, die schon herumlaufen, sehen, wie sie, wenn sie plötzlich Appetit bekommen, sich die mütterliche Brust reichen lassen.

Als Regel gilt, dass das Kind nach einiger (nicht fest bestimmter) Zeit einen Namen erhält, und zwar werden dazu ein Gevatter und eine Gevatterin erwählt. Ist es ein Sohn, so giebt der Gevatter, ist es eine Tochter, die Gevatterin den Namen. Die Familienmitglieder sind anwesend, die beiden Gevatter stehen nahe dem Kinde; jemand aus der Verwandtschaft, gleichviel ob Mann oder Frau, fragt, welchen Namen das Kind erhalten soll. „Lillin", sagt, da es ein Mädchen ist, z. B. die Gevatterin, und darauf der Gevatter „Duri"; demnach heisst das Mädchen Lillin Duri. Natürlich ist die Namensgebung zwischen den Gevattern und den Eltern vorher ausgemacht worden, ganz wie bei uns in Europa.

Kindesmord und Abtreibung sind nicht selten; meistens werden Abtreibungen dann vorgenommen, wenn die Witwe oder das Mädchen aus einem illegitimen Verhältnisse schwanger ist, was zwar keine Schande ist, jedoch zu Unzuträglichkeiten für die Ledige führt. Eine verheiratete Frau, die bei unerlaubtem Verkehr erwischt wird, wird mitsamt dem Verführer oder Liebhaber erschlagen. Faulheit führt oft dazu, dass man die Säuglinge vernachlässigt, oder dass man sie einfach tötet, um der Last enthoben zu sein; meistens sind es Sklavinnen, die zu diesem Mittel greifen.

---

Kinderspiele scheinen in Rubiana nur wenig bekannt zu sein. Man spielt Verstecken; alle bis auf ein Kind verstecken sich, letzteres muss die übrigen suchen, oder auch man versteckt einen Gegenstand, der von den Mitspielenden gesucht werden muss.

Drachen steigen lassen, ist beliebt; man fertigt ähnlich wie in Buka und Bougainville die Drachen nur aus Blättern und lässt sie an dünnen Schnuren in die Luft steigen, auch zum Fischen benutzt man den Drachen; man hängt dann an die als Schwanz des Drachens dienende Fischleine einen Perlmutterhaken, befestigt die Drachenschnur an dem Kanu und

rudert so schnell wie möglich gegen den Wind; der durch das Wasser schleifende Haken wird von den Fischen leicht als Köder angenommen.

---

Das Eigentum ist erblich, der Sohn ist der Erbe seines Vaters*); zwar erbt er alles von seinem Vater, doch hat er nach Eingeborenenrecht nicht für die Schulden desselben aufzukommen; dieser letztere Umstand ist oft die Veranlassung zu grossen Verlusten, die die Händler erleiden, da das Geschäft, wie ich an anderer Stelle schon erwähnte, ein Kreditgeschäft ist.

Unbebautes Land, d. h. Busch und Waldgebiet, hat keinen bestimmten Eigentümer, ausgenommen sind diejenigen Stellen, wo Sagopalmen und andere Nutzbäume stehen. Jeder, Mann, Frau oder Sklave, hat das Recht, im Busche Holz zu schlagen. Jeder hat das Recht, in einem solchen Gebiete eine Plantage anzulegen, und erwirbt damit Eigentumsrecht an dem bebauten Boden.

Als Zeichen des Eigentums, resp. dass ein Kokosbaum, eine Plantage einem bestimmten Manne gehört, gelten Tambuzeichen. Dieselben können aus Blättern, die eigenartig zusammengesteckt werden, oder aus Flechtereien etc. bestehen. Niemand wird diese Zeichen verletzen oder an einem mit denselben versehenen Orte stehlen, denn man glaubt, der Tambuteufel würde den Täter schwer dafür bestrafen. Besondere Symbole oder Zeremonien bei Besitzergreifung sind mir nicht bekannt, es genügt z. B. an einem Baum das Tambuzeichen anzubringen. (Schon von den Entdeckern findet man diese Sitte geschildert.)

Man hat Zauberer, die den Namen Tambumann führen. Derselbe hat die Pflicht, nach dem Tambuhause zu sehen, dass keine Schädel aus demselben gestohlen werden. Er kann den Tambu abnehmen und die Schädel zeigen, er kann auch aus einem bestimmten Grunde irgend etwas für tambu**) erklären und kann diesen Tambu wieder aufheben.

Der Schädelkultus beruht auf einem Glauben, den zu erforschen wohl schwerlich einem Weissen gelingen wird, selbst wenn er die Sprache vollkommen beherrscht. Man verwahrt die Schädel grosser Häuptlinge; man verwahrt die Schädel der eigenen Angehörigen; es ist demnach eine Art Ahnenkultus. Auch die Schädel erschlagener Feinde werden bis zu einem bestimmten Grade verehrt. Die Schädel von Weibern werden ebenfalls aufbewahrt, und man zollt ihnen gleichfalls eine gewisse Verehrung. Ein Fall ist mir bekannt, der hier von Interesse sein dürfte.

Ein weisser Mann in Nusa-Songa hatte eine Rubiana-Frau als Haushälterin; dieselbe erhing sich, wahrscheinlich aus Eifersucht. Der Mann begrub sie in Nusa-Songa, doch nach acht Tagen erschienen die schwarzen

*) Diese Erbfolge ist etwas unwahrscheinlich, da sonst meistens die weiblichen Nachkommen erben, doch wurde mir das oben Gesagte von verschiedenen Händlern bestätigt.

**) Tambu oder tabu. Die Aussprache ist auf den einzelnen Inseln verschieden.

Angehörigen der Frau und gruben das Grab auf, nahmen den Schädel heraus und brachten ihn nach dem Tambuhause. Merkwürdigerweise muss man nun für einen Gestorbenen immer einen fremden Schädel erlangen, wobei es nicht darauf ankommt, ob man ihn bald oder erst in 1—2 Jahren erhält. In diesem Falle war es der Schädel des weissen Mannes, den man verlangte, und man machte auch einen Versuch, der jedoch nicht zum Ziele führte. Der Mann der gestorbenen Frau erhielt nur eine leichte Kopfwunde und ein anderer anwesender Europäer eine tiefe Armwunde mit dem Streitbeile. Die Missetäter konnten in der Aufregung — es waren sechs Weisse in Nusa-Songa, als der Überfall geschah — flüchten und gelangten ungehindert nach ihrer Heimat.

Man glaubt an eine höhere Kraft, Hopé genannt, die mit jedem Menschen beginnen kann, was sie will.

Natürlich sind die Kannibalen sehr abergläubisch, sie wittern in allen möglichen Dingen Teufel, sie versehen Kanus, Netze, Häuser und ihren eigenen Körper mit Zaubermitteln, um sie gegen den Einfluss der bösen Teufel zu schützen. Der Talisman hat meistens die Form eines menschlichen Kopfes oder einer menschlichen Figur und wird aus Holz angefertigt.

Eine merkwürdige Sitte, die an die Witwenverbrennung in Indien erinnert, ist bei den Rubiana-Leuten zu finden. Wenn ein Mann stirbt, so wird seine Witwe, seine Lieblingsfrau, ihm unter 100 Fällen in mindestens 80 über kurz oder lang freiwillig in das Jenseits folgen. Erhängen, Ersäufen, Ersticken sind die beliebtesten Selbstmordarten, die bei diesem Anlasse zur Anwendung kommen sollen.

Man hat keine Vorstellung von einem besseren Leben im Jenseits.

Traditionen und Sagen sind wie in der ganzen Süd-See auch hier zu finden; es sind alte Leute, die des Abends bei dem Flackern des Feuers den jungen Geschlechtern die alten Sagen erzählen, die alle mehr oder minder mit fabelhaften Dingen in Verbindung stehen. Leider war mein Aufenthalt in Rubiana zu kurz, als dass ich einige Forschungen über diesen Punkt ausführen konnte; ich musste mich mit dem Faktum, dass Sagen und Traditionen vorhanden sind, begnügen.

Man kennt so gut wie keine Zeitrechnung, die Leute wissen nicht einmal ihr eigenes Alter. Selbst die sonst bei anderen Wilden gefundene Zeiteinteilung nach Monden, nach Jahreszeiten, ist hier nur wenig bekannt. Als einziges Hilfsmittel, um die verschiedenen Zeiten notdürftig zu bestimmen, kann man das Wiederkehren der Bomboro-Zeit, d. h. die Zeit der Reife der Canarienüsse ansehen. Ich selbst hörte nur ein einziges Mal, dass ein Häuptling von der vorletzten Bomboro-Zeit sprach.

Die durchschnittliche Lebensdauer ist sehr schwer festzustellen, ich glaube, dass sie kaum 30 Jahre beträgt. Zwar sieht man oft alt scheinende Leute, doch sind diese nach unseren Begriffen nicht alt zu nennen, da sie kaum 40 Jahre zählen, obgleich ihr Aussehen wie das eines Greises von 70 Jahren ist.

Fettleibigkeit findet man hin und wieder bei älteren Leuten, jedoch sind es mehr die Weiber als die Männer, welche hierzu neigen.

Über Krankheiten kann ich nur wenig erwähnen, da ich mich zu kurze Zeit in Rubiana aufgehalten habe.

Geisteskrankheiten scheinen selten zu sein; ich sah nur einen Fall bei einem kleinen, 5—6jährigen Mädchen. Es konnte schlecht sprechen, musste gefüttert werden und hatte eine schlaffe, nach aussen gekehrte Unterlippe.

Hautkrankheiten sind nicht selten, jede zweite Person ist damit behaftet, selbst kleine Kinder leiden darunter. Ringwurm ist häufig, doch die am meisten und am unangenehmsten auftretende Krankheit ist Kaskado. Der Geruch, der von den mit Kaskado Behafteten ausströmt, ist höchst unangenehm, und es gehört eine nicht verwöhnte Nase dazu, den Gestank der damit behafteten Leute auszuhalten.

Elephantiasis ist nicht häufig, also auch nicht epidemisch; es sind vor allem Männer, die mit dem Übel behaftet sind.

Salzfluss ist wie überall in der Süd-See sehr häufig und verlangt bei der Unreinlichkeit der Eingeborenen viele Opfer; Leute mit halb abgefressenen Gliedmassen sind nicht selten. Es ist, man kann dies mit ziemlicher Bestimmtheit angeben, nicht Lepra, wohl kann es aber möglich sein, dass man Salzfluss mit Lues verwechselt, und ich glaube, dass 50 % schlechthin als Salzfluss bezeichnete Krankheitsfälle diesem Übel zur Last zu legen sind. Wenn man weiss, wie frei die Mädchen in ihrem Verkehre sind, wenn man weiss, dass Händler- und Arbeiterschiffe seit Jahrzehnten hier verkehren, dass Kriegsschiffe oft die Gruppe besuchten und besuchen, dann wird man sehr wohl verstehen, wie die Lues sich hier schnell ausbreiten konnte.

Gonorrhoe ist ein weiteres, sehr bekanntes Übel, welches in Rubiana bei den Eingeborenen auftritt und häufig zu reinen Epidemien ausartet. Man beobachtet keine Zurückhaltung im geschlechtlichen Verkehr, und ein angestecktes Mädchen, die ihre Mangottazeit durchmacht, steckt ein ganzes Dorf, einen ganzen Distrikt an, und bei der Nachlässigkeit und Dummheit der Eingeborenen artet dieses Übel oft fürchterlich aus; Augenlose (infolge Gonorrhoe-Ansteckung) kommen ebenfalls vor. In neuerer Zeit wird Kupfervitriol in Krystallen von den Händlern eingeführt, und da die Eingeborenen die gute Wirkung dieses Mittels kennen gelernt haben, kaufen sie es und verwenden es jetzt vielfach.

Fieber sind recht häufig; Weisse und Schwarze werden davon befallen, doch scheint das Rubiana-Fieber wenig gefährlich zu sein, denn meistens verlaufen die einzelnen Fälle schnell und gut.

Gegen Krankheiten haben die Rubiana-Leute, wie die Bewohner der gesamten Salomonen, wenige Mittel. Der Hauptgrund dafür ist die schon erwähnte dumme Ansicht, dass Krankheiten nie aus natürlichen Gründen entstehen können, sondern immer durch Zauberei eines anderen hervorgerufen werden. Man beschränkt sich im grossen und ganzen demnach hauptsächlich darauf, den Übeltäter und damit die eigentliche Veranlassung der Krankheit zu finden und durch Aufhebung oder Unschädlichmachen des Zaubers die Ursache der Krankheit zu beseitigen. Als Medikamente werden Blätter, Rinde, Wurzeln (Ingwer) angewendet. Auch Kalk wird, mit verschiedenen, als kräftige Heilmittel geltenden Sachen vermischt, äusserlich angewandt.

Infolge des Aberglaubens der Insulaner tut auch ein Reisender gut, niemals Medizin an Eingeborene abzugeben, denn hat er keinen Erfolg, und stirbt die Person, so wird, da man an einen natürlichen Tod nicht glaubt, die Schuld dem Medizingeber zur Last gelegt, er hat, nach Ansicht der Eingeborenen, den Kranken vergiftet. Vorsichtsmassregeln gegen Krankheiten oder auch bei Eintritt von Epidemien kennt man nicht. In demselben Hause, in welchem ein Mann an Elephantiasis, Lues etc. gestorben ist, halten sich während der Krankheit alle Bewohner auf. Nachdem der Tote hinausgeschafft ist, wird niemand Bedenken tragen, seine Stelle auf der Matte, die mit allen Krankheitsstoffen infiziert ist, einzunehmen. Man kann als Europäer soviel, als man will, dagegen reden, die Eingeborenen verstehen es nicht und glauben, dass wir nur einen ihnen nachteiligen Zweck verfolgen.

Auch mit den Tabakpfeifen wird ein gefährlicher Unfug getrieben, der viele Ansteckungen veranlasst, denn eine Pfeife wandert häufig von Mund zu Mund, und man kann sich leicht vorstellen, wie leicht dabei der Ansteckungsstoff von einem zum andern übertragen wird.

---

Merkwürdige Zeremonien herrschen bei Todesfällen und Begräbnissen. Der Tote wird in hockender Stellung auf einem Gerüst in seinem Wohnhause ausgestellt und zwar für 1—2 Tage. Verwandte und Bekannte kommen, um den Toten zu sehen und um Geschenke zu bringen.

Wenn ein Mann zu dem Toten kommt, hat er in der einen Hand sein langgestieltes Beil, in der anderen das Geschenk, z. B. einen Armring. Der Besucher kniet bei dem Aufgebahrten nieder und zwar auf einem Knie, mit der einen Hand sich auf seinen Beilschaft stützend. Bevor er niederkniet, schlägt er den Ring entzwei und legt dem Toten die Stücke in den Schoss, beim Niederknien giebt er einen eigentümlichen, gellenden

Schrei von sich; nachdem er so einige Sekunden gekniet hat, macht er Platz für einen anderen.

Auch die Weiber müssen dem Toten diese Ehre erweisen, jedoch geben sie geringere Geschenke. Bekannte und Verwandte singen während der Zeit der Aufbahrung Leichengesänge. Nachdem die Aufbahrungszeit vorbei ist, wird der Tote mitsamt den Geschenken der Erde übergeben. Das Grab wird folgendermassen bereitet.

Nahe dem Meere wird ein Steinhaufen errichtet, in dessen Mitte ein Loch gelassen, und in welches alsdann der Tote hineingesetzt wird. Bevor dies jedoch geschieht, wird eine Gabel unter sein Kinn geklemmt, um den Kopf aufrecht zu erhalten. Das Loch wird mit Steinen bedeckt; man vermeidet es dabei sorgfältig, den Kopf allzusehr mit Steinen zu belasten, um ihn nicht zu verletzen. Nach 20—30 Tagen ist der Körper vollkommen verwest, und nun wird das Grab wieder geöffnet, damit man den Schädel herausnehmen kann. Man reinigt dann denselben, fertigt ein kleines Haus, gerade gross genug, um den Schädel aufnehmen zu können, und bringt das Ganze nach dem Tambuhause, wo es aufbewahrt wird. Leider waren durch einen der englischen Kriegsschiffskapitäne, der die Eingeborenen für Missetaten zu bestrafen hatte, alle Tambuhäuser vor nicht allzulanger Zeit zerstört worden, sodass ich keines der alten sehen konnte. Die Tambuhäuser werden auf kleinen, künstlich in die See, aber nahe dem Ufer gebauten Inseln angelegt, und nur der Tambumann darf diesen Ort besuchen.

---

Das Familienleben ist ein verhältnismässig recht gutes; der Mann behandelt seine Frauen gut, wennschon sie die Hauptarbeiten zu verrichten haben. Man ist sehr nachgiebig gegen Kinder, selten wird ein Erwachsener seine Hand gegen ein Kind erheben. Eine auffallende Sitte ist, dass man die Kinder, wenn sie ein bestimmtes Alter erreicht haben, weggiebt und an ihrer Stelle andere Kinder annimmt. Auch gegen seine Sklaven ist der Besitzer gut und behandelt sie als seinesgleichen, freilich kann er, wenn er will, einen seiner Sklaven oder eine seiner Sklavinnen einfach totschlagen und verspeisen; niemand wird hierin ein Unrecht sehen. Auch kann er, wenn Schädel gewünscht werden, und man solche von auswärts nicht erhalten kann, einfach seine Sklaven erschlagen und deren Schädel zu den Zeremonien verwenden.

---

Die Ansiedlungen der Rubiana-Leute kann man kaum Dörfer nennen, denn jede Familie baut sich da, wo es ihr behagt, ihren Wohnsitz auf. Meistens liegen die Ansiedlungen in der Nähe des Strandes, möglichst in einer kleinen Bucht mit guter Landungsstelle.

Der Häusergrund wird zuerst ausgemessen und zwar nach Arm- und Fingerspannenlängen. Die Häuser selbst sind recht schlecht gebaute, niedrige Hütten. Das Holz benutzt man so, wie es im Busche geschlagen wird, nur zieht man meistens die Rinde ab. Auf die Hauptpfosten, auf welchen das Haus ruht, wird aber vielfach besondere Sorgfalt verwendet; man schnitzt diese Balken, bringt menschliche Figuren an (Fig. 74 a-c), färbt sie schwarz und legt sie dann mit Perlmutterstücken, die mit einem Kitt, der aus Zitanuss gewonnen wird, befestigt werden, aus. Meistens steht




Fig. 74 a, b, c. Haussäulen von Rubiana.

das Haus 1—2 m über dem Erdboden, die Bekleidungswände und das Dach sind aus Atap (Palmenblattmatten), der Fussboden aus gespaltener, wilder Betelnussrinde hergestellt. Häuser, die zu ebener Erde angelegt sind, scheinen jedoch auch nicht selten zu sein.

Die Schlafstellen werden nur roh ausgeführt; sie bestehen aus niederen Gerüsten, die sich 20—25 cm über dem Fussboden befinden. Schlafmatten aus Pandanusblättern dienen als Unterlage und als Decke.

Eigene Kochhäuser werden nicht angelegt, nur bei grösseren Festlichkeiten müssen sie gebaut werden, so, wenn z. B. ein Kanu in das Wasser gelassen werden soll, oder wenn die Zeit der Canarienüsse ist.

Für junge Mädchen, Jungfrauen, hat man ebenso wie für Jünglinge besondere Häuser.

Am Strande befinden sich wohl vor jeder Eingeborenen-Wohnung mehrere in die See hinausgehende Steinwälle. Der Zweck derselben ist verschieden, einmal baden in ihrem Schutze die Frauen und Mädchen, ein anderes Mal benutzt man den immer kühlen und der Brise ausgesetzten Ort als Arbeitsplatz; man errichtet aus diesem Grunde hier auch kleine Häuser ohne Seitenwände. Auf diesen Steinwällen sitzt der Rubiana-Mann bei seiner langwierigen Arbeit, um die Arm- und Brustringe zu sägen, zu schleifen und zu feilen. Hier hält er sich auf, um die Bretter für seine Kanus ein letztes Mal zu glätten und zu behauen. Hier sitzt er mit seinen Genossen in den Mondscheinnächten, um den Erzählungen alter Männer zu lauschen und seine Meinung auszutauschen.

Dicht am Strande befinden sich auch ein oder mehrere an den Giebelseiten offene, nicht allzu grosse Ataphütten. In Manneshöhe ist ein aus wilder Betelnussrinde gefertigtes Gerüst angebracht; in diesen Häusern wird die frische Kopra geräuchert.

Ferner befinden sich dicht am Strande die Kanuhäuser (Tafel 11); man verwendet auf diese, da die Kanus der wertvollste Besitz eines Insulaners sind, grosse Sorgfalt, mehr als auf die eigenen Wohnhäuser. Rechnet man nun noch einige Haufen behauener und nicht behauener Kanuplanken dazu, so hat man das Bild einer Eingeborenen-Ansiedlung in Rubiana. Erwähnen will ich noch, dass die Kanuhäuser bei regnerischem Wetter als Arbeitshäuser für Männer und Frauen, als Hauptaufenthaltsort für gross und klein dienen. Hier werden meistens die Koprakäufe abgeschlossen; hier im Kanuhause schlägt ein Händler, wenn er mit seinem Boote durch die Lagune geht, sein fliegendes Lager von Waren und auch sein Nachtquartier auf. (Vergl. Fig. 72).

Man findet nur sehr wenig Hausgerät; Matten, Körbe, Fakalolo-Stampfer (Tarro-Stampfer) in Kanuform, einige Waffen, Schilde, Streitbeile, Äxte, einige Wasserbehälter aus Kokosnuss oder aus Bambus, Netze zum Fischfang und die Kanuruder sind so ziemlich alles, was man von Geräten in der elenden Hütte des Schwarzen findet. Nirgends auf meinen Reisen in der Süd-See sah ich so schlecht gehaltene und so primitive Wohnstätten wie gerade in Rubiana.

Von Tänzen haben die Rubiana-Eingeborenen nur wenige. Ich hatte leider keine Gelegenheit, während meines kurzen Aufenthalts einen Toten-, Hochzeits-, oder Kriegstanz zu sehen.

Eigene Werkzeuge benutzen die Wilden heutigen Tages nur noch selten; hierzu mögen Löffel aus Perlmutter zum Essen und Schaben der Kokosnuss, Holzstücke zum Entfernen der Bastschale der Kokosnuss und



Tafel 11. Kanubau und Kanuhäuser in Rubiana.

andere Stücke Holz, die an dem einen Ende flach zugeschärft sind und zum Öffnen und Entkernen der Nuss dienen, rechnen.

Zum Fischfange bedient man sich als Werkzeug der Angeln und der Netze und Reusen, worüber ich mich schon geäussert habe.

Um die Kanuplanken zu behauen, werden die sogenannten Hauen, die teils aus inländischem, teils aus europäischem Material angefertigt sind, benutzt. Die Hauen sind genau so wie bei den Malayen angefertigt, d. h. man nimmt ein Aststück, an welchem die beiden Enden nicht ganz rechtwinklig aneinander stehen. Das eine dünnere Ende wird als Handgriff bearbeitet, das andere abgestumpft. An diesem wird nun entweder (in ältester Zeit) das Steinbeil, ein scharf zugeschliffenes Muschelstück oder das von dem Händler eingetauschte Hobeleisen mit Hilfe von Rotang- oder Bastflechtwerk befestigt (vergl. Fig. 29).

Um die Plankenkanten der Kanus gut zusammenzupassen, hat man Raspeln; diese Instrumente bestehen aus einem flachen Holzstücke mit Handgriff und darüber gespannter, scharfer Haifischhaut.



Fig. 75. Hammer zum Muschelgeldbereiten von Wella-La-Wella.

Zum Bearbeiten der Muschelringe werden, um das erste Loch zu machen, durch welches ein als Säge dienender Draht (in alter Zeit eine Schnur) geführt wird, kleine Steinhammer (Fig. 75) benutzt. Zum Bohren von Löchern hat man mit Scheibe und Schnur ausgestattete Bohrer (vergl. Fig. 48), bei welchen jetzt Nägel und Drahtstücke benutzt werden, während man sich früher der Fischgräten oder auch harter Steine als Spitze bediente.

Als Zangen werden kleine Muscheln verwendet. Feuer wird mit zwei Holzstücken durch schnelles Reiben des weicheren über dem härteren in kurzer Zeit hervorgerufen.

Zum Erklimmen von hohen Bäumen bedient man sich eines aus Bast oder aus Rotang gefertigten Bandes, das um beide Fussknöchel geschlungen wird. Ganz wie bei den Malayen in Holländisch-Indien und wie bei den Singalesen in Ceylon wird mit Hilfe dieses Bandes der höchste Baum erstiegen (Fig. 76). Das Band und die seitwärts stehenden Füsse bilden eine Art Klammer; durch Emporschnellen des Körpers rückt der Kletternde, indem er sich mit den Händen und Armen an den Baum festhält, nach oben vor. Ist der Baum zu stark, sodass der Kletternde denselben mit den Armen nicht umspannen kann, so nimmt er eine Schnur, die er um den Baum legt, zu Hilfe. Wenn ein Mann einen Baum auf diese

letzte Art erklimmt, so muss er bei jedem Aufwärtsrücken einen Moment frei schweben, und zwar dann, wenn er die Füsse nachschiebt. Deshalb besitzen auch nur wenige Männer in einem Dorfe die Fertigkeit, starke Bäume zu erklimmen.

Von eingeführten Instrumenten erhält der Eingeborene Messer, Beile, Äxte, Hobeleisen, Stemmeisen, Hammer, Bohrer, Sägen, Feilen, Drillbohrer, Hauen, Nadeln und Nägel für seine Handelsartikel.


Fig. 76. Kletternder Mann.

---

Rubiana ist nicht stark, im Vergleiche mit anderen Teilen der Salomonen jedoch gut, bevölkert. Nach Schätzungen verschiedener Händler, die sich seit 10—12 Jahren hier aufhalten, werden im ganzen 700—800 Eingeborene in Rubiana leben. Die Bevölkerung in Rubiana ist keine reine, sondern eine Mischlingsrasse, weil seit langer Zeit von Choiseul und Isabell Sklaven eingeführt wurden. Während die Choiseul-Eingeborenen, ich meine die von Bombatana und Cerama, kaum eine Rassenänderung hervorrufen würden, bewirkten es die von Isabell wohl. Die Leute von dieser grossen Insel sind bei weitem heller als alle anderen Salomonier und brachten es durch ihre Vermischung mit den Rubiana-Insulanern zuwege, dass die Hautfarbe der letzteren heller als z. B. die der Salomonier in Choiseul und vor allem in Bougainville ist. Auch von Guadalcanal hatte Rubiana einige Invasionen, sodass meine Behauptung, dass die Rubiana-Eingeborenen keine reine, sondern eine Mischrasse sind, an Wahrscheinlichkeit gewinnt.

Von Gestalt sind die Leute schlank zu nennen; sie sind kräftig gebaut, besitzen schlecht ausgebildete Beine, die keine Waden haben, ebenso wie die Arme schwach und dünn sind, was eine Folge des wenig arbeitsreichen Lebens ist. Die Natur sorgt für diese ihre Kinder zu reichlich, sodass sie so gut wie nicht zu arbeiten haben und tagtäglich herrlich und in Freuden leben können. Die Kopfbildung ist dieselbe wie in den ganzen Salomonen, d. h. die Nase ist nicht sehr eingedrückt, die

Stirn nicht sehr zurücktretend, sodass das Gesicht mehr einem europäischen ähnelt.

Als weitere Merkmale für die Figur der Rubiana-Leute mag folgendes gelten. Das Verhältnis der Extremitäten zum Rumpf ist ein normales zu nennen. Die Hautfarbe geht von Schwarzbraun bis ins Kaffeebraune. Die Haare, ursprünglich schwarz und kraus, werden mit Kalk weiss gefärbt, sie werden kurz gehalten, und nur ganz ausnahmsweise sah ich Eingeborene mit langen krausen Haaren.

Von Mienenspielen kann ich folgende anführen. „Ja" wird durch Nicken, „nein" durch Schütteln des Kopfes ausgedrückt, Handwinken bedeutet „komme her", Handabwehren, Innenseite nach aussen, „abweisen". Fragt man einen Mann „wo hast du deine Pfeife?", so wird er nicht mit „dort" oder z. B. „auf dem Baumstamme" antworten, sondern mit Aufwerfen der Lippen und leichtem Nicken des Kopfes, indem er nach dem gefragten Gegenstande schaut. Schmerz und Freude prägen sich gut auf den dunkeln Gesichtern aus. Lachende junge Mädchen sind keine Seltenheit und ein ganz angenehmer Anblick. Oft wird man finden, dass junge Mädchen sich ihrer Nacktheit schämen, mit einem Stück Zeug ihren Busen und Leib bedecken und mit ihren braunen Augen den anwesenden Europäer ganz schelmisch anschauen.

Im grossen und ganzen ist der Charakter der verheirateten Frauen ein guter zu nennen, denn sie halten sich von den Europäern mehr zurück, obgleich sie sehr neugierig sind und bei Anwesenheit eines Europäers im Dorfe hinter Steinen und Bäumen denselben belauschen und seine Handlungen verfolgen.

Die Gangart ist eine von der unseren abweichende, indem man mehr auf dem vorderen Teile der Sohle geht, nicht wie z. B. wir Europäer auf der ganzen Sohle, die Füsse werden immer nach einwärts gesetzt, was bei den Männern nicht sehr stark auffällt, da ihr Gang gravitätisch und selbstbewusst ist. Der Gang der Frauen ist jedoch ein Trippeln und durch die merkwürdige Tournüre auf dem Gesäss ein unschöner, sie drehen beim Gehen mit dem Hinterteile ganz auffallend, wodurch der Gang etwas Unstetes und Unsicheres erhält, und es scheint, als wenn die Weiber auf den Knien recht schwach seien.

Da man zum Schlafen nur sehr primitive Vorrichtungen hat, der Schwarze in jeder Lage unter dem grössten Geräusch und selbst bei dem heftigsten Schaukeln eines Schiffes schlafen kann, so kann man von einer beim Schlafen bevorzugten Lage kaum reden. Schnarchen ist ein Übel, mit welchem beinahe alle Eingeborenen mehr oder minder behaftet sind, was seinen Grund darin haben mag, dass den Rubianern der Gebrauch eines Taschentuches natürlich unbekannt ist; sie haben immer eine volle Nase und schlafen demnach mit offnem Munde.

Von einer Begrüssung konnte ich nichts finden, obgleich ich nicht unerwähnt lassen will, dass durch den Kontakt mit dem weissen Mann die Schwarzen hin und wieder das Handschütteln angenommen haben.

Die Nägel werden kurz gehalten, und zwar erreicht man dies, wie ich mehrfach sah, durch Abbeissen. Zum Abschneiden der Haare bedient man sich der von den Händlern eingeführten Scheren. Soll ein Kopf glatt geschoren werden, — der Mann oder die Frau hat vielleicht zu zahlreiche Läuse — so benützt man, wenn man kein Rasiermesser hat, ein Stück Glas, in früherer Zeit ein scharfes Muschel- oder Bambusstück.

Getrunken wird auf die gewöhnliche Art und Weise, d. h. halb durch Saugen, halb durch Giessen.

Gegessen wird mit den Händen resp. mit den aus Perlmutter hergestellten Löffeln. Es ist nicht sehr appetitlich, einen Eingeborenen bei diesem Geschäfte zu beobachten, da er sehr unreinlich ist und seinen ganzen Mund beschmutzt, er hat überhaupt keinen Sinn für Reinlichkeit beim Essen; so werden Fische mit den Eingeweiden, ohne dass man sie wäscht, im Feuer geröstet, auf schmutzige Holzstücke und Blätter gelegt und mit den schmutzigen Händen in den durch Betelnuss recht schmutzigen Mund geführt. Die bevorzugteste Stellung beim Essen, ebenso beim Arbeiten ist, wenn nicht gerade grosse Steine oder Holzklötze zum Sitzen vorhanden sind, eine hockende und zwar so, dass das Gesäss auf einer untergelegten, halben Kokosnussschale, einem kleinen Steine, einem Stücke Holz oder auch auf dem Boden ruht, und die Beine mit den Knien aufwärts angezogen sind. Die malayische Sitzart, mit untergeschlagenen Beinen, kommt hier wenig in Anwendung, auch der Sitz der Neu-Pommern-Eingeborenen, mit den Fussspitzen auf dem Böden und dem Gesäss auf den Hacken ruhend, ist selten zu finden.

Der Eingeborene hat eigentlich keinen ausgeprägten Geschmack. Er hat keine besondere Vorliebe für süss, bitter oder sauer, nur gegen salzige Sachen hat er eine ganz entschiedene Abneigung. Er kennt kein Salz, höchstens giebt ihm Seewasser eine bestimmte Würze zu seinen Speisen, denn Kartoffeln, Yams, Tarro werden, wenn sie nicht, wie beinahe immer, geröstet werden, in Salzwasser gekocht.

---

Beinahe jeder Mann bedient sich eines Augenschutzes oder ist wenigstens im Besitze eines solchen. Man verwendet sie weniger am Lande, als vielmehr, wenn man zum Fischen hinausgeht, um gegen die Sonne rudern zu können; es sind mit aufstehenden Kanten versehene, halbrunde Geflechte, so wie sie in Alu und Choiseul in Gebrauch sind und von mir früher (vergl. Fig. 13 und 34) erwähnt wurden.

Die Eingeborenen von Rubiana sind, wie alle Naturvölker, mit guter Sehkraft ausgestattet, vor allem des Nachts sind sie dem weissen Manne

weit überlegen, sie finden den Weg vom Schiffe an das Land, den Weg im Walde weit besser als ein Europäer. Blindheit ist selten; blinde Kinder werden bei der Geburt oder kurz nach derselben getötet, und erworbene Blindheit kommt kaum vor; mir wurde wenigstens in Rubiana kein Fall bekannt. Rote, entzündete Augen sind dagegen recht häufig, was teils durch die Unsitte, in den Schlafräumen gegen Mosquitos und Sandfliegen offene Feuer zu haben, teils auch durch Unreinlichkeit verursacht wird.

Eine merkwürdige Krankheit herrscht zu Zeiten in Neu-Georgien, von welcher auch Europäer befallen werden. Soviel ich erfahren konnte, wurde dieselbe einige Zeit, vordem ich nach Rubiana kam, von den Lord-Howe-Inseln eingeschleppt, und ich will versuchen, dieselbe etwas zu schildern. Ich muss erwähnen, dass ich aus eigner Erfahrung sprechen kann.

Die Krankheit beginnt mit Schmerzen an den Augenlidern. Der Befallene hat das Gefühl, als wenn sich ein Sandkorn im Auge befindet, er versucht, dasselbe herauszuwischen, doch vergebens; die Schmerzen werden heftiger, ein drückendes Gefühl macht sich unter dem Augenlide bemerkbar, heftige Kopfschmerzen stellen sich ein, durch Reiben und Wischen entzünden sich die Augen, jedes Licht ruft erneute Schmerzen hervor, jede Berührung des Kranken verursacht ihm heftige Schmerzen. An Schlaf ist nicht zu denken, Tag und Nacht ist der Kranke in Bewegung, er kann nicht liegen, nicht sitzen, nicht stehen und versucht alle diese Lagen, um Erleichterung zu erhalten. 8 Tage ist die normale Dauer der Krankheit, jedoch sind Fälle mit 14 Tagen nicht selten. So schnell wie das Übel gekommen ist, verschwindet es auch wieder. Ich wandte als schmerzstillendes Mittel Cocaineinreibungen und, wenn es garnicht zum Aushalten war, Cocain- oder Morphiuminjektionen an. Bei 2 Fällen hörte das Übel mit der ersten Injektion auf, während bei weiteren Fällen 2—3 Injektionen nötig waren, das Übel teilweise oder ganz zu vertreiben. Die Krankheit ist sehr ansteckend, sodass beinahe jeder, der mit einem solchen Kranken in Berührung kommt, angesteckt wird. Selbst nachdem der Kranke schon wochenlang gesund ist, kann die Person noch andere anstecken; wenigstens sind mir Fälle bekannt, wo der Befallene, nachdem er längst gesund war, doch noch andere infizierte.

Die Haut der Eingeborenen fühlt sich kühl an, doch immer etwas fettig, was wohl seinen Grund in der Unreinlichkeit hat. Die Leute schwitzen sehr stark; hiervon mag wohl auch hauptsächlich der für europäische Nasen unangenehme Geruch herrühren; ich sage hauptsächlich, denn selbst bei Frauen, die mit Europäern zusammenleben und sich reinlich halten müssen, bemerkt man diesen unangenehmen Geruch etwas. Die Eingeborenen aber lieben ihren eigenen Geruch; Gespräche hierüber gaben mir Aufklärung. Zwei Individuen sassen am Strande und erzählten

sich von diesem und jenem, als plötzlich der eine zum andern sagte: „Sting belong you no good, no big fellow, sting belong me, ah he good fellow, me big fellow, you come and smell him“ (Dein Geruch ist nicht gut, du bist kein grosser Mann, mein Geruch ist schön, ich bin auch ein grosser Mann, komm und rieche mal). Damit rieb er seine Hand in der Achselhöhle und hielt sie seinem Genossen unter die Nase, der den Gestank mit wohlgefälliger Miene einatmete und antwortete: „Yes, me save now, sting belong you he good to much (Pidjin-Englisch: Ja, ich weiss es nun, dein Geruch ist zu gut).

Schutzmassregeln gegen den Wind kennt man kaum, denn selbst die Hütten sind so leicht und luftig gebaut, dass ein halbwegs guter Orkan alles davonweht, der Eingeborene macht sich darum keine Sorge, denn in kurzer Zeit kann er sich ein neues Haus bauen, da er das gesamte Material im Walde findet.

Der Eingeborene befriedigt seine Bedürfnisse in hockender Stellung und reinigt sich mit Gras oder Blättern. Man wird kaum einen Eingeborenen an einer offenen Stelle, die allen Blicken ausgesetzt ist, seine Bedürfnisse befriedigen sehen, er sucht sich dazu eine abgelegene Stelle im Busche aus, die dann meistens für längere Zeit der von ihm bevorzugte Ort für die Ausübung des Stoffwechselgeschäftes bleibt. Es ist auch nach Ansicht der Rubiana-Insulaner unanständig, in Gegenwart anderer die Explosionen des Darmes laut von sich zu geben. Obscöne Schnitzwerke sind jedoch erlaubt, wenn auch selten zu finden; männlich und weiblich lacht über solche Sachen, selbst die Kinder freuen sich darüber.

---

Auch hier in Rubiana wird Betelnuss gekaut und zwar in grossem Übermass; alte Leute haben aus Holz gefertigte Stampfer. Die Betelnuss, eine kleinere Art als z. B. in Indien, wird ganz in den Mund genommen, dazu wird eine gehörige Quantität Kalk hinzugefügt, und einige Betelpfeffer-Blätter vervollständigen das Gemenge. Als letzte Zutat wird dann noch ein Stück einer Lianenart in den Mund gesteckt. Fälle, wo ein Mann durch übermässiges Betelnusskauen trunken wird, sind nicht selten. Der übermässige Gebrauch dieses scharfen Genussmittels ist wohl auch die Ursache, dass beinahe alle Erwachsenen schlechte Zähne haben und an scheusslichen, offenen Geschwüren leiden.

Die Betelnuss wird nicht angepflanzt, sie wächst wild im Busche, und jeder kann sich soviel holen, als er will. Die Kinder fangen frühzeitig an, diesem Genusse zu huldigen, selbst 2—3jährige Kinder erhalten von ihren Müttern Betelnussmasse in den Mund geschoben. Das Tabakrauchen wurde, wie überall auf den Salomonen, wahrscheinlich von den Europäern eingeführt. Heutigen Tages raucht alles, Männer, Weiber und Kinder; letztere beginnen frühzeitig damit, kaum dass sie der mütter-

lichen Brust entwöhnt sind. Der Tabak wird aus Tonpfeifen, die von Händlern eingetauscht werden, geraucht; Zigarrendrehen, wie bei den Eingeborenen in der Astrolabe-Bai (Neu-Guinea), kennt man nicht; am beliebtesten ist der dunkle, in Stangen gepresste Tabak, wie er von Amerika nach der Süd-See importiert wird.

Über den Charakter der Rubiana-Eingeborenen liessen sich, um einen Gemeinplatz zu gebrauchen, ganze Bände schreiben. Man muss zu diesem Zwecke die Geschichte des Arbeiteranwerbungsgeschäftes, den Koprahandel und auch das Treiben der Walfischfänger kennen, um feststellen zu können, ob die Kannibalen von vornherein wirklich so verdorben, so schlecht waren, als sie es heute sind. Ich glaube, dass die Eingeborenen vor der Berührung mit dem weissen Manne besser waren, wennschon sie manche nach unseren Begriffen grausame Sitte hatten. Von den Bemannungen der Arbeiteranwerbungsschiffe, der Walfischfänger und der Kopraschiffe, die alle aus wenig gut beleumundeten Elementen zusammengesetzt waren, sahen die Schwarzen in erster Linie alle Untugenden, Trunkenheit, Unzucht, Mord, Raub, Grausamkeit. Die Wilden, die ebenfalls grausam und mordlustig waren, sagten sich bald, dass der weisse Mann doch nicht das bessere, höhere Wesen, für welches sie ihn gehalten hatten, war, dass er im Grunde genommen schlechter als sie selbst war, und wurden demnach in ihren grausamen Sitten und Gebräuchen nur bestärkt.

Treue und Glauben, Gerechtigkeit war bei der oben erwähnten Klasse von Weissen nicht zu finden, und die Wilden vergalten kurze Zeit nach der Berührung mit den Europäern diesen voll und ganz, da sie mit derselben Münze zahlten, die sie in Zahlung nehmen mussten. So kommt es denn, dass die von Natur lügnerisch, verräterisch, räuberisch, hinterlistig, diebisch und grausam angelegten Kannibalen durch das Beispiel der Weissen zu der Verderbnis gebracht wurden, in welcher sie jetzt sind, und dass heutigen Tages der Eingeborene für Geld oder Ware alles tut; er stiehlt, mordet und raubt dafür, heute für diese, den nächsten Tag für jene Partei, ihm ist es ganz gleich, wenn er nur auf diese wohlfeile Art seinen Tabak und die gewünschten Waren erhalten kann.

So grausam der Eingeborene von Rubiana nun ist, so feige ist er auch. Einige Beispiele werden genügen, dieses zu beweisen.

Auf ihren Kriegszügen greifen die Leute ein Dorf nie offen an, auch wenn sie 200—300 Mann stark sind; durch Sklaven, die aus dem feindlichen Dorfe stammen, lassen sie sich bei Nacht den Weg zeigen, dann zünden sie die Häuser an und schiessen, da sie gut bewaffnet sind, die Entfliehenden nieder, gleichviel, ob es Mann, Weib oder Kind ist. Haben aber die Angegriffenen auch Feuerwaffen, was die Rubiana-Leute vorher

nicht wussten, denn sonst hätten sie keinen Angriff gewagt, so schlagen sie sich ohne grossen Kampf schleunigst in die Büsche und suchen ihre Kanus zu erreichen, um davoneilen zu können. Oft ist es geschehen, dass ein einzelner Mann mit einem guten Gewehre 50—100 Eingeborene von Rubiana in Schach gehalten hat. Oft ist es geschehen, dass ein einzelner weisser Mann mit dem Revolver in der Hand ein ganzes Dorf in den Busch getrieben hat. Der Rubiana-Mann kann keinem offnen Angriffe Widerstand leisten. Will er einen weissen Mann ermorden, so geschieht das auf hinterlistige Art und Weise; hinter einem Baum versteckt, lauert er z. B. seinem Feinde auf und überrascht den Ahnungslosen.

Der Eingeborene von Rubiana ist sehr nachträglich in Bezug auf Unrecht, wozu nach seiner Ansicht manches gehört, was nach unsrer Ansicht kein Unrecht ist. So wird man z. B. in Rubiana immer daran denken, dass die schwarze Frau, die sich in Nusa-Songa erhängt hatte, mit einem Weissen zusammenlebte, der nach Ansicht der Schwarzen die Selbstmörderin durch Zauberei zu ihrer Tat veranlasste.

Der Rubianer kann jahrelang auf eine gute Gelegenheit, wo er im stillen und ohne eigene Gefahr den Weissen oder seinen Nachfolger erschlagen kann, warten. Dankbarkeit oder den Ausdruck dafür kennt er nicht, er ist in seinem Wörterschatz nicht vorhanden. Das grösste Geschenk, die grösste Wohltat nimmt er als selbstverständlich hin und verlangt womöglich noch ein Extrageschenk als Belohnung, dass er so gnädig war, das erste Geschenk, z. B. die medizinische Hülfe, anzunehmen. Er denkt in seiner fabelhaften Dummheit, dass der weisse Mann es nur seiner, des Wilden, Gnade zu danken hat, wenn er in Rubiana lebt, dass der Europäer ihn also für seine Duldsamkeit bezahlen muss.

Bestärkt wird der Schwarze in seiner Ansicht noch durch den Umstand, dass ein Händler, wenn er etwas kauft, die Ware bezahlt und dann noch besonders einen Smoke (Geschenk) giebt, und dass Häuptlinge ein regelmässiges Geschenk erhalten, wenn sie die Stationen oder Schiffe besuchen. „Me king me big fellow man me wont him smoke“ (Ich bin der König und will etwas zum Rauchen haben) ist das erste, was der Rubiana-Mann bei und zu seiner Einführung sagt.

Ein sehr grosser Übelstand in der ganzen Süd-See, den wir der Unklugheit und Gleichgültigkeit einiger Europäer zu verdanken haben, ist der Umstand, dass die Wilden die Sprache des weissen Mannes sprechen oder doch verstehen. Man kann in seinem eignen Hause, auf seinem eignen Schiffe kein Wort sprechen, welches die Diener nicht verstehen. Ich ziehe die holländische Sitte in Indien, dass der Weisse die Sprache der Eingeborenen oder eine bestimmte Handelssprache, das gewöhnliche Malayische oder, wie in Java, das Javanische lernen muss und nur diese Sprache im Verkehr mit den Eingeborenen anwenden darf, bei weitem vor.

Durch die Kenntnis der Sprache des weissen Mannes erhält der Schwarze zu viel Einblick in unsere Geschäfte, in unsere Sitten und macht sich dies auf seine Art zu nutze. Ein grosser Teil der Verderbtheit der Rubiana-Leute ist sicher hierauf zurückzuführen.

Eine weitere, auffallende Unsitte, die den Charakter des Rubianers verdorben hat, ist das unvernünftige Kreditgeben der Händler. Ein Mann, der 100 Nüsse bringt, erwartet, dass er für 500 und 1000 Kredit erhält, und ist, wenn ein Händler von dem Hergebrachten abweicht, ganz erstaunt und sagt zu dem Weissen: „Oh, you no good, you no give me trade.“ Bezahlt wird aber der Kredit niemals vollständig, sodass der Händler den Verlust zu tragen hat. Wenn z. B. die Eingeborenen ein Boot von dem Händler kaufen, so erwarten sie, dass er, ehe sie anfangen abzuzahlen, das Boot in Sydney bestellt, und dass sie dann, wenn sie die Hälfte bezahlt haben, das Boot ausgehändigt erhalten. Der Händler, der dieses tut, wird immer der Dumme sein, denn wenn die Leute einmal das Boot haben, bezahlen sie keinen Pfennig mehr.

Meiner Ansicht nach ist es ein grosser Nachteil, der zu vielen bedenklichen Unannehmlichkeiten führt, dass europäische Boote in den Händen der Eingeborenen sind. Die Rubiana-Leute machen in diesen Booten weite Touren, sie besuchen darin die Küsten von Choiseul, Isabell und Guadalkanal. Angenommen nun den Fall, dass ein Schiff in der Nähe solcher Boote Schiffbruch erleidet, und die Mannschaft sich mit grosser Mühe auf eine Insel rettet, so wird sie erstaunt sein, dort europäische Boote mit Bemannung, wennschon nur Schwarze, anzutreffen. Die Schiffbrüchigen werden aber auch erfreut sein, denn wo ein europäisches Boot ist, müssen auch Europäer in der Nähe sein und folglich auch die gesuchte Hülfe; vertrauensvoll nahen sie sich und werden von den Schwarzen auch ganz gut aufgenommen; durch die überstandenen Gefahren des Schiffbruches abgemattet und abgespannt, werden sie sich dem Schlafe hingeben und der schwarzen Bootsbemannung vollkommen trauen. Wie grausam werden sie jedoch enttäuscht, denn die schwarzen Kannibalen haben nur darauf gewartet, dass die Weissen sich der Ruhe hingeben, sind diese doch alsdann wehrlos und können leicht überwältigt werden. Gewehre, Kleider etc. sind verlockende Artikel für den Rubiana-Mann, das Wertvollste sind jedoch die Schädel. Die Aussicht, solche auf leichte Art zu erlangen, wird schon allein genügen, den Rubianer dazu zu bringen, die armen Schiffbrüchigen zu erschlagen. Fälle, wie sie hier erwähnt, sind vorgekommen und mögen noch jetzt und in Zukunft passieren.

Auffallend für die Rubiana-Leute ist, dass man ihre Körbe und Umhängetaschen untersuchen kann, dass man ihre Häuser betreten darf, dass weder das eine noch das andere tabu ist.

In den Umhängetaschen und Körben führt der Wilde alles mögliche mit sich, seine Betelnuss, seine Kalkdose, seine Perlmutterlöffel, die kleinen Muscheln zum Herausreissen der Haare, verschiedene Stücke Stein, verschiedene am Strande aufgelesene Muscheln, sein Fischnetz mit Fischleine und Fischhaken, Spiegel, Brennglas, Streichhölzer, Tabak, Pfeife mit Bambusschützer, geröstete Tarro, Messer, Hammer, kleine Amulette und Fetische, Armringe, Schnitzereien aus Perlmutter für das Kanu, Halsbänder, angefangene Flechtereien, wohlriechende Blätter, Rinde oder Pflanzen, Betelnuss-Stampfer, Muschelgeld, Cuscus-, Wallross- und Delphinzähne und viele andere Dinge. Es ist diese Tasche oder dieses Netz für einen Ethnographen ein sehr ergiebiger Ort, und ich unterliess es (wie schon erwähnt) nie, diese Behälter bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu untersuchen.

Bei aller Grausamkeit, — die Wilden kennen kein Mitleid für Schmerzen oder für Verwundete, gleichviel ob Freund oder Feind — sind sie sehr gut gegen ihre Kinder und behandeln ihre Frauen und Sklaven nicht schlecht. Sehr, sehr selten wird ein Vater oder eine Mutter ein Kind schlagen, sehr selten wird ein Bruder gegen seine Geschwister die Hand erheben. Wie oft sah ich, dass ein schreiendes Kind seinen Willen erfüllt bekam, dass, wenn z. B. der Vater etwas kaufte, was dem Kinde gefiel, etwa ein buntes Taschentuch, das Kind es dem Vater aus der Hand riss und davonlief, während der Vater hierzu lachte und es ganz natürlich fand, selbst wenn sein Sprosse das funkelnagelneue Stück Zeug einfach durch den Schlamm und Schmutz zog.

Obgleich diejenigen Frauen, die mit weissen Männern zusammen leben, mit wenigen Ausnahmen treu sind, wird es doch schwer halten, eine Frau zum Verlassen ihrer Heimat zu bringen. Mehrere Fälle sind mir bekannt, dass Europäer z. B. 10 und 12 Jahre mit einer schwarzen Frau zusammen lebten, 1—6 Kinder mit ihr hatten, dass diese willig und ohne grosses Widerstreben ihre Kinder nach zivilisierten Gegenden schicken liess, dass sie jedoch, als die Frage an sie herantrat, mit ihrem Manne nach einer vielleicht garnicht weit entfernten Insel zu gehen, sich einfach weigerte; das Heimatsgefühl, vielleicht auch die Furcht, war grösser als die Liebe.

---

Einen bezeichnenden Vorfall für den Charakter des Rubiana-Mannes hatte ich Gelegenheit, auf einer meiner Touren zu beobachten. Ein Häuptling, der mehrere Tausend Kopra brachte, erhielt, wie allgemein bräuchlich, einen Smoke (Geschenk) von mehreren Stücken Tabak und 1—2 Pfeifen als Belohnung für das Bringen der Kopra. Der braune Herr kam aber nach wenigen Minuten zurück, um dem Händler zu zeigen,

dass die dedizierte Pfeife ein klein wenig am Rande beschädigt war. Der Händler, der die Verhältnisse kannte, gab ihm eine neue und die beschädigte noch obendrein. Nach wenigen Minuten kam seine Majestät jedoch aufs neue zurück, zeigte beide Peifen und gab dann dem Händler die lädierte Pfeife, für welche er schon einen Ersatz bekommen hatte, wieder und verlangte eine neue. Ich bewunderte die Ruhe des Händlers, der nochmals die Pfeife zurücknahm, eine weitere neue dafür gab und dann die angeschlagene zerbrach und über Bord warf.

Ein weiterer Vorfall, der den Charakter des Rubiana-Mannes zeigt: Ein Händler hatte dem Häuptlinge Ingabar ein Segel für dessen Boot verkauft und eine geringe Anzahlung bei Übergabe des Segels erhalten. Als der Händler nun nach einem Zeitraume von 4 Jahren den Häuptling energisch zur Restzahlung aufforderte, sandte der König das Segel, welches er 4 Jahre lang gebraucht hatte, und das in keinem guten Zustande mehr war, zurück und dachte dadurch um die Bezahlung zu kommen.

Über Landwirtschaft lässt sich recht wenig sagen. Man hat zum Bebauen und Bepflanzen des Bodens keine Werkzeuge. Der Boden wird nur von Untergestrüpp und schwächeren Bäumen gereinigt (zum Fällen gebrauchte man in alten Zeiten Äxte von Stein und Muscheln, heutigen Tages jedoch nur die von den Händlern eingeführten amerikanischen Äxte), und dann bringt man die Pflanzen in den Boden. Sweet potatoes (Bataten, süsse Kartoffeln) werden durch die Ranken, ebenso Yams, Tarro durch die abgeschnittenen Kronen, Luzo durch Legen der Erdfrüchte fortgepflanzt und ertragsfähig gemacht. Es ist nicht gut, dieselbe Pflanze zweimal auf denselben Boden zu bringen, darum wechseln die Eingeborenen auch. Der Schwarze fragt natürlich nicht danach, welche Bodenart zu wählen ist, ihm ist es genügend, wenn es Waldboden ist, gleichviel ob Lehm, Humus oder steiniger Boden. Bestimmte Zeiten der Aussaat und der Ernte kennt man auch hier nicht, man säet und erntet das ganze Jahr über, weshalb man auch keine Vorratshäuser hat.

Über Kunst und Gewerbe kann man nur weniges bemerken. Die Leute stellen alle diejenigen Gegenstände und Verzierungen selbst her, die sie tragen, die sie in ihren Häusern, an ihren Kanus anbringen. Der Eingeborene liebt den Schmuck an seinem Körper und an seinem Kanu, er liebt Amulette und Schutzmittel gegen böse Geister, und dies sind auch die Gründe, warum die meisten Gegenstände überhaupt angefertigt werden. Ringe in den verschiedensten Stärken werden aus Handelsrücksichten gefertigt, in früheren Jahren nur aus Putzliebe. Es sind nun diese letzteren Gegenstände, die zum Erwerb von importierten Gegenständen angefertigt werden (Kopra natürlich auch). Alle anderen Gegenstände entstehen aus Liebhaberei und Aberglauben und werden teils nach alten Vorbildern,

teils nach der eignen Phantasie angefertigt. Verschiedene Artikel sind in den Händen einzelner, d. h. in jeder Ansiedlung befinden sich Leute, die bestimmte Gegenstände anfertigen resp. die Anfertigung besser als ihre Genossen verstehen. Diese verkaufen ihre Artikel und erhalten dafür Bezahlung in den Geldwert besitzenden Bakia oder Uwata (Muschelringen). Von Steinwerkzeugen fand ich, wie schon früher erwähnt, nur einen Hammer. Steinbeile etc. sind nicht mehr im Gebrauch, man kennt dieselben nicht mehr, denn auf mehrfaches Befragen meinerseits wurde mir immer nur „me no save" geantwortet.

Webereien und deren Anfertigung kennen die Leute überhaupt nicht. Von Färbemitteln ist mir nur eines für die Zähne und eines für Gras- und Bastgeflechte bekannt; ich verweise auf später, wo ich von diesen spreche.

Ich gehe nun etwas näher auf die Anfertigung verschiedener Gegenstände ein und nehme zuerst die Anfertigung der Ringe. Dieselben werden aus verschiedenen Muscheln angefertigt, einmal aus den grossen, bassinartigen Tridacna-Muscheln, das andere Mal aus grossen Conus.

Ich bespreche zuerst die aus der Tridacna angefertigten Ringe. Die Muschel soll nach Aussagen der Eingeborenen in den Bergen von Rubiana, vor allem jedoch auf den in der Nähe liegenden Inseln Wella-La-Wella und Kulambangra, auf letzterer hoch oben am Vulkane, gefunden werden. Es hat also den Anschein, dass die Ringe mit Vorliebe aus subfossilen Muscheln hergestellt werden. Es ist mir leicht verständlich, dass diese Aussage der Eingeborenen auf Wahrheit beruht, denn es ist sehr unwahrscheinlich, dass die oft mehrere Zentner schweren Tridacna aus dem Meere genommen werden. Der Eingeborene hat ganz und gar keine Vorrichtungen, um die meistens sehr festsitzende, oft von Felsen umschlossene Tridacna aus der Tiefe heraufzubefördern.

Man fertigt zwei Hauptarten von Ringen aus Tridacna, Armringe und Geldringe; letztere zerfallen wieder in zwei Arten.

Soll ein Ring angefertigt werden, ganz gleich, ob Arm- oder Geldring, so werden gute, marmorähnliche Stücke der grossen Muschel genommen, und aus diesen Platten, die natürlich etwas stärker als die Ringe werden, herausgeschnitten. Als Schneideinstrument dient eine Säge. Früher bestand dieselbe aus einem kräftigen Bogen und einer starken Bastsehne, heute tritt an Stelle der letzteren Draht oder Bandeisen. Um nun die Säge (sei sie nun aus Bast oder aus Eisen) arbeiten zu lassen, wird beständig Wasser und feiner Sand auf die zu schneidende Stelle und die Sehne getan, und um genügenden Druck zu erhalten, wird der Bogen mit Steinen beschwert. Der zu schneidende Tridacna-Block wird mit Vorliebe auf einem Baumstamme mit dünnen, elastischen Stöcken eingespannt (Fig. 77 a). In die so gewonnene Platte, die jenachdem 1 bis 2 cm stark ist (für Armringe schwach, für Geldringe stärker), wird nun

mit einem Steinhammer (vergl. Fig. 75), der an einem elastischen Handgriffe festgeflochten ist (in neuerer Zeit werden anstatt des Steinhammers auch alte Feilen verwendet), ein Loch geschlagen. Durch dasselbe wird die Bogensehne hindurch geführt, und alsdann ein rundes Stück (entsprechend der Öffnung des Ringes) aus der Platte herausgeschnitten. Hierauf wird auch die äussere Begrenzung des Ringes mittelst des Sägeinstrumentes ausgeschnitten. Der so noch rohe Ring wird nun über ein rundes Stück nicht zu harten Holzes geschoben und auf diesem Holze mit Wasser und Sand geschliffen (vergl. Fig. 77 b). Bei den Armringen werden die Kanten abgerundet, bei den Geldringen bleiben sie scharf. Die äussere Rundung der Ringe wird auf weichen Steinen mit Sand und Wasser glatt geschliffen,



Fig. 77 a. Muschelringanfertigung, Schneiden der Tridacna.

ebenso die Seitenflächen, auch diese Kanten sind bei den Armringen abgerundet, bei den Geldringen scharf. Als letztes Poliermittel werden Lappen, die mit ganz feinem Sande bestreut sind, verwendet, auch sollen nach Aussagen verschiedener Europäer zuletzt noch die sogenannten Polierzähne (von Schweinen) Anwendung finden. Zu den Geldringen wählt man mit grosser Vorliebe solche Stücke der Tridacna, die an einer bestimmten Stelle recht viel Gelb haben. Der fertige Ring wird an dieser gelben Stelle nach dem Aussenrande zu schräg abgeschliffen. Je mehr Gelb ein Geldring hat, desto wertvoller ist er. Der Gelb führende Ring heisst Bakia, der andere Geldring Uwata (Geld). Die Grössenverhältnisse sind die folgenden: Geldringe: äusserer Durchmesser ca. 10 cm, innerer ca. 8 cm, seitliche Stärke 1—$1^1/_2$ cm; Armringe: äusserer Durchmesser ca. $8^1/_2$ cm, innerer ca. $7^1/_2$ cm, seitliche Stärke 1 cm. Wenn man die Leute beim Anfertigen

der Ringe beobachtet, muss man erstaunen, welche Unsumme von Arbeit und Mühe sie auf so leicht zerbrechliche Gegenstände, wie vor allem die Armringe, verwenden, man muss erstaunen, wie sauber und gleichmässig die fertig gestellten Ringe sind, und kann es kaum begreifen, dass die Leute für gewöhnliche, europäische Sachen, die einen reellen Wert von kaum 50 Pfg. haben, ihre zierlichen Armringe hingeben. Nicht uninteressant ist es, dass ebenso wie die dicken Ringe Uwata und Bakia heutigen Tages auch die dünnen Ringe in Rubiana, Wella-La-Wella, Choiseul, Isabell und auf den Shortlands-Inseln und in dem südlichsten Teile von Bougainville als Geldwert, als Muschelgeld, kursieren. Die europäischen Händler waren es, welche dem Armschmuck die Eigenschaft des Tausch-



Fig. 77 b. Muschelringanfertigung, Schleifen der Ringe.

und Geldwertes beilegten und dafür sorgten, dass in Neu-Georgien die Fabrikation der Ringe recht lebhaft betrieben wird. In neuerer Zeit hat man versucht, nachgeahmte, europäische Porzellanringe an Stelle der drei oben erwähnten Arten treten zu lassen, hat jedoch in solchen Gegenden, wo die Ringe angefertigt werden, keinen nennenswerten Erfolg erzielt, hingegen in anderen Teilen der Salomonen, besonders auf Bougainville, den Shortlands-Inseln und Nord-West-Choiseul ein ganz gutes Absatzgebiet eröffnet.

Ich komme nun zu der anderen Gruppe von Ringen und zwar zu denjenigen, die aus grossen Conusarten geschnitten werden. Von den Conus wird am breiteren Ende eine Platte durch Sägen abgetrennt, und in diese alsdann das Armloch eingeschnitten; ein Ring ist alles, was man aus einem Conus schneiden kann. Hierauf wird der Ring wie die vorerwähnten

aus Tridacna abgeschliffen. Diese aus Conus hergestellten Ringe haben nicht den hohen Wert, wie die aus Tridacna, meistens werden sie nur von Kindern getragen. Weiter werden kleine, dünne Ringe von 1—2 cm Durchmesser aus Muscheln für Halskragen geschnitten und geschliffen.

In neuerer Zeit sind durch die Händler Feilen und Raspeln eingeführt worden, und man bedient sich dieser, um die Ringe abzuarbeiten.

Die verschieden geformten, kleinen Amulette werden gleichfalls aus geschnittenen Conusscheiben, die grösseren aus Tridacna oder aus der grossen Perlmuttermuschel gemacht und mit Feilen zu den verschiedensten Formen verarbeitet. (Vergl. Fig. 58 und 68.)

Eine weitere Arbeit aus Muscheln sind die Kanu- und Idol-Verzierungen. Dieselben werden aus dünnem Perlmutter ausgeschnitten und erhalten mittels Feilen die verschiedensten Formen. Es ist dies eine sehr mühsame Arbeit, und man muss sich wundern, dass Artikel mit solchen Verzierungen (man vergleiche die Kanu und deren Verzierungen) auffallend billig sind.

Merkwürdig sind von den Eingeborenen angefertigte Längsdurchschnitte der langen, spitzen Seeschnecke, sie werden glatt geschliffen und zeigen so die ganzen Windungen der Schnecke. Man verwendet diese Gegenstände auch als Amulette, an einer Schnur um den Hals, und als Kanuverzierungen. Ihr Wert scheint ein höherer als der der vorerwähnten Amulette zu sein, denn ich musste für die wenigen, die ich erwerben konnte, sehr hohe Preise bezahlen.

Weiter werden aus grossen Seeschnecken (Triton) Trompeten angefertigt, die aber höchst primitiv sind. An der Seite wird ein Loch gebohrt, in dieses hineingeblasen, und dadurch ein dumpfer, jedoch weit hörbarer Ton hervorgebracht.

Muschelgeld wird, wie ich hörte, hier nicht angefertigt; man hat zwar das von Choiseul und Isabell stammende Mimisi, kennt jedoch scheinbar die Herstellung nicht mehr, auch hat es weniger Wert als Geld, sondern wird mehr als Schmuck benutzt.

---

In Flechtarbeiten sind die Rubiana-Frauen sehr geschickt; so weit ich es kenne, sind sie die geschicktesten in dem englischen Teile des Archipels. Ich will versuchen, einige Arbeiten und deren Herstellungsweise zu schildern.

Man hat, soweit meine Kenntnis geht, 3 verschiedene Sorten von Flechtereien. Aus Gras, aus gespaltenen Kokosblättern und aus gespaltenen Pandanusblättern. Die bei den Flechtereien vorkommenden Farben sind Gelb, Schwarz und Rot. Gelb ist natürliche Farbe, wohl auch Schwarz (oder durch Kohle bereitet), dagegen verlangt Rot eine komplizierte Prozedur. Der Farbstoff wird aus Mangrovewurzeln gewonnen und zwar dadurch, dass

man die Wurzel mit Wasser in einem zusammengefalteten Pandanusblatte über heisser Asche, über heissen Steinen oder, wenn nicht anders möglich, auch direkt über Feuer kocht; meistens werden die Flechtstreifen in diesem gewiss primitiven Behälter mit dem Farbstoffe gekocht. Kleinere Gegenstände werden roh geflochten und dann gefärbt, d. h. ganz in die kochende Flüssigkeit gelegt.

Man hat nun verschiedenen Zwecken dienende Flechtereien. Lange, rote, schmale Bänder werden zu Hals- und Armbändern verarbeitet, oder auch das Bakia wird darin eingeflochten und um den Hals getragen. Rote, einfarbige Armbänder werden für den Oberarm geflochten. Für das Handgelenk werden breite, mit schönen Mustern versehene Armbänder bereitet. Musterreiche Leibgurte werden ebenfalls aus Gras hergestellt und sind, je breiter, desto mehr geschätzt.

Aus Kokosblättern werden Körbe und Körbchen in den verschiedensten Gestalten und Formen gefertigt; natürliche graue und gefärbte rote Streifen werden hierbei verwendet. Aus spanischem Rohr und Bambus wird eine weitere Sorte von Körben hergestellt, doch sind die letzteren meistens roh gearbeitet und dienen nur zum Aufbewahren von Feldfrüchten.

Ferner findet man in den Häusern aus gespaltenen Pandanusblättern geflochtene Schlafmatten. Die Pandanusblätter werden ebenso, wie ich es in Alu fand, behandelt, d. h. man räuchert oder, wie die Leute sagen, kocht sie über heissen Holzkohlen.

Die Anfertigung von allen Flechtereien liegt in den Händen der Frauen. Jede Frau, jedes Mädchen versteht zu flechten, doch nur wenige sind in den einzelnen Ansiedlungen, die vorzügliche Artikel herstellen können, sie geniessen dadurch ein höheres Ansehen und verdienen sich ein ganz nettes Stück Geld, d. h. Ringe, Uwata und Bakia, damit. Instrumente kommen beim Flechten nicht zur Verwendung, es ist reine Handarbeit.

---

Die grösste Sorgfalt wird von den Rubiana-Leuten auf ihre Kanus verwendet, welche wahre Wunderwerke sind.

Man zimmert die Kanus aus dünnen Planken, welche aus nicht zu hartem Holze gearbeitet sind. Die Zusammenfügung der Kanuplanken wird wie in Alu, Bougainville, Choiseul, Isabell, Guadalcanal und Malayta durch Zusammennähen bewerkstelligt, und zwar wird hierzu dieselbe oder eine ähnliche Liane wie in Alu verwendet.

Die Nähte werden mit der bekannten Zitanuss auf dieselbe Art und Weise wie in Alu dicht gemacht. Die Planken sind sehr gut geglättet und werden, wenn das Kanu fertig ist, mit Zitanusssaft, der mit Russ oder Kohle vermischt ist, schwarz gefärbt. Die beiden Enden der Kanus laufen in lange Schnäbel aus und sind mit reichen Verzierungen versehen.



Tafel 12. Kriegskanu von Rubiana.

Auf die grossen Kriegskanus (Tafel 12), die oft 30—50 Personen fassen, wird die meiste Sorgfalt verwandt. Monate, oft mehr als ein Jahr, werden auf ihre Herstellung und Verzierung verwendet. Da Rubiana die anderen umliegenden Inseln, selbst Choiseul und Isabell, mit Kanus versorgt, so findet man vor jeder Ansiedlung behauene Kanuplanken (vergl. Tafel 11) aufgeschichtet, denn beinahe jeder Rubiana-Mann ist Kanubauer.

Die Schnäbel werden mit geschnitzten Perlmutterstücken reich ausgelegt. Man muss die unzähligen Stücke, die zu einem Schnabel verwendet werden, gesehen haben, muss die verschiedenen Muster kennen, die gefertigt werden, um beurteilen zu können, welch immense Arbeit in einem einzigen Kanu steckt. Muster von solchen Perlmutterschnitzereien erwarb ich, wo es nur anging; ihre Verwendung konnte ich auch hier in Europa zeigen, da ich Stücke von alten Kanus (Fig. 78b) kaufte.



Fig. 78a. Kanustevenverzierung.

In Höhe der Wasserlinie werden die sorgfältig geschnitzten und mit reichen Perlmutterverzierungen versehenen Kanutambuköpfe angebracht; ganz wie in Wella-La-Wella bestehen diese Idole aus einem Kopfe, der auf einem kurzen Hals und zwei Armen ruht. Die Form des Kopfes ist eine merkwürdige, da die untere Partie des Gesichtes sehr weit vorgeschoben, die Nase gross, und die sehr zurücktretende Stirn klein ist. Auch in Rubiana gelang es mir nicht, Aufschluss von den Leuten zu erhalten, warum die Kanutambuköpfe gerade diese merkwürdige Form erhalten. Ich konnte in Rubiana eine reiche Auswahl von diesen Köpfen erwerben (Fig. 78a, vergl. noch 59a, b).

An der äussersten Spitze des Kanuschnabels werden häufig zwei entgegengesetzte Köpfe, auf Armen ruhend (vergl. Fig. 65b), angebracht.

In der Innenseite des Kanus werden aus Tridacnamuschel in verschiedenen Formen geschnittene Platten, ähnlich wie sie in Kombakotta von mir erworben wurden, an einem mit rotem, weissem und blauem Zeuge umwickelten Stücke Rotang befestigt (Fig. 79, vergl. auch Fig. 59a und Taf. 12). Der Aussenrand, d. h. der aufsteigende Kiel, ist mit weissen Porzellanmuscheln (Hühnerei, Ovulum) dekoriert. An der Spitze wird ein

halbrund gebogener, mit Federn und buntem Zeug verzierter, büschelartiger Stock eingesteckt (vergl. Tafel 12 und Fig. 59 a).

Auch die kleineren Kanus sind alle gut gearbeitet und mit wenigen Ausnahmen mit Perlmuttereinlagen*) versehen. Die Spitzen dieser kleineren Kanus sind mit Köpfen, mit Vögeln etc. verziert. Die grösste Sorgfalt wird auf den vorderen Schnabel verwendet, an ihm befindet sich, wie bei den grossen Kanus, ungefähr mit dem Wasser abschneidend, so dass er nicht im Wasser ist, der Kanutambukopf.

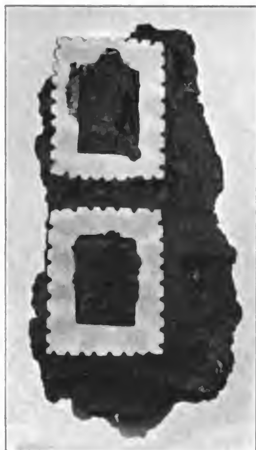


Fig. 78 b.
Kanuverzierung aus Perlmutter von Rubiana.

In ihren grossen Kanus unternehmen die Leute von Rubiana weite Touren, umschiffen, immer an der Küste entlang gehend, Choiseul und Isabell, ja wagen sich bis Guadalcanal.

Der Rubiana-Mann ist überhaupt in Anfertigung der verschiedensten Holzschnitzereien nicht ungeschickt, obgleich ihm nur wenige Instrumente zur Verfügung stehen. Die verschiedensten Tambuteufel, menschliche Figuren in stehender, sitzender und hockender Stellung werden so hergestellt, und zwar liebt man es, auch die Kleidung zu markieren. Die Augen werden aus Perlmutter gearbeitet. Es hält nicht schwer, sich von den Eingeborenen Modelle von Mann und Weib mit ihren Trachten herstellen zu lassen, nur muss man genügend Zeit haben, denn zu einer guten Figur braucht der Mann oft monatelang, denn er arbeitet nur, wenn er Lust hat, und dieses ist nur selten der Fall. Auch Kanumodelle werden angefertigt, doch ist es sehr schwer, bei einem kurzen Aufenthalte ein solches zu erlangen, denn da die Leute auch sämtliche Verzierungen in sauberer Ausführung anbringen, dauert die Herstellung oft 1—2 Monate. Sehr geschickt sind die Leute in Nachbildungen von Tieren in Holz. Vögel z. B. werden sehr naturgetreu aus Holz ausgeschnitten, man kann einen Adler, eine Taube, einen Papagei, eine Schnepfe mit Leichtigkeit erkennen. Andere Tiere, wie Ratten, Schild-

*) Auf den Bildern der Kanuschnabelverzierungen sind die Perlmuttereinlagen weiss.

kröten, Frösche werden ebenso vorzüglich nachgeahmt, teilweise ist es Spielerei, teilweise sind abergläubische Ansichten damit verknüpft, teilweise verwendet man diese Arbeiten zur Verzierung von Haus und Kanus.

---

Die Taue und Stricke der Rubiana-Leute werden aus demselben Material und auf dieselbe Art, wie in anderen Teilen der Salomonen, angefertigt. Man hat hier auch die mir von Alu bekannte Liane Abesoli, aus welcher feine Schnüre gefertigt und zum Aufreihen von Perlen, zu Netzen und zu Tragsäcken verwendet werden. Aus verschiedenen anderen Bastarten werden dauerhafte Stricke gefertigt. Auffallend ist, dass zu den

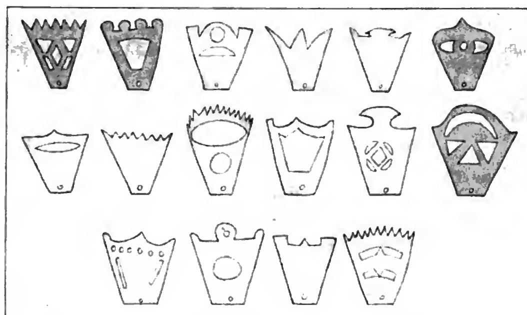


Fig. 79. Kanuverzierungen von Wella-La-Wella und Neu-Georgien.

grossen Schildkrötennetzen nicht gedrehte, sondern geflochtene Stricke verwendet werden müssen. Erwähnen will ich hier, dass man 4 Arten von Netzen hat, 1. die an 3 Ecken aufgespannten, an einer Gabel befestigten (ähnlich unseren Hamennetzen), 2. Schildkrötennetze, welche oft 30 m lang und 2 m breit sind, 3. solche, die an 2 Stücken ausgespannt werden (vergl. Fig. 39) und 4. viereckige Netze, ca. 1—1,5 m im Quadrat, die an kreuzweise gebundenen, entsprechend gebogenen Stöcken angehängt werden. Bei Anwendung der letzteren Netze baut man im Wasser ein dreibockartiges Gestell, das dem Fischenden als Sitz dient. Das Netz ist natürlich an einer langen Stange befestigt. Zum Knüpfen der grösseren Netze gehören mehrere Personen. Die Fäden werden auf Stöcken aufgewickelt, und die Maschen über ein Stück Holz gelegt.

---

Merkwürdigerweise hat der Rubiana-Mann, obgleich er sehr oft die weitesten Kriegszüge unternimmt, keine einheimischen Waffen mehr. Es ist erstaunlich, in welch kurzer Zeit die Eingeborenen durch den Einfluss der Händler verlernt haben, Lanzen, Bogen, Pfeile oder Steinbeile anzufertigen. Findet man hin und wieder solche Waffen, so sind sie von auswärts eingeführt oder nur für Knaben zum Spielen oder Fischschiessen angefertigt; im letzteren Falle sind sie roh und ungeschickt gearbeitet.

Als Hauptwaffen hat man heutigen Tages in Rubiana Snider- und Winchestergewehre, die von den leichtsinnigen Händlern den Eingeborenen gegen Kopra vertauscht wurden und wohl auch noch vertauscht werden. Ich glaube, in einer Eingeborenen-Ansiedlung sind kaum 2 Männer zu finden, die nicht mit Gewehren bewaffnet sind. Ferner hat man das langgestielte Streitbeil, so wie es von Bougainville bis St. Christobal in den übrigen Salomonen gebräuchlich ist. Dass man früher sicher Bogen und Pfeile hatte, kann man aus dem Umstande schliessen, dass jeder Krieger hier in Rubiana im Besitze eines Schildes ist. Diese Schilde werden nun nicht hier in der Rubiana-Lagune angefertigt, sondern in Kap Grace und in der Marovo-Lagune. Es sind aus Rohr und Rotang*) gearbeitete Geflechte, die sehr leicht und wenig widerstandsfähig sind. Sie dienen mehr zum Auffangen der Pfeile, Lanzen und Beilhiebe als zur Abwehr. Sie sind sehr schmal, etwas über 25 cm breit, und 75 cm lang. Der Mann schützt sich dahinter, d. h. nur den Oberkörper, indem er dem Feinde seine linke Seite zudreht.

Mein Aufenthalt in Rubiana war verhältnismässig kurz und demzufolge auch der in dem damals englischen Teile der Salomonen. Gerne hätte ich Guadalcanal, St. Christobal und Malayta besucht; der Hauptgrund, warum ich dies aufgab, war in der Unduldsamkeit der englischen Händler zu suchen. Die englischen Händler Rubianas, eine aus den schlechtesten Elementen zusammengesetzte Gesellschaft von Weissen, sahen in mir einen Eindringling in ihre Rechte, sie sahen in mir einen Spion der Neu-Guinea-Kompagnie; letzteres wurde durch das schlechte Gewissen der Händler veranlasst, denn seit Jahren waren sie gewohnt, die deutschen Salomonen mit ihren Schoonern zu befahren und dort Handel zu treiben, obgleich sie keine Erlaubnis dazu hatten, obgleich sie wussten, dass es nur gegen einen von der Neu-Guinea-Kompagnie auszustellenden Schein gestattet war. Man hatte in Rubiana die Liebenswürdigkeit, die Eingeborenen gegen mich aufzuhetzen, man hatte mir alle möglichen Untugenden angedichtet, und es war in der ersten Zeit meines kurzen Aufenthaltes recht schwer, zu einem erspriesslichen Tauschgeschäfte mit den Ein-

*) Spanisch Rohr.

geborenen zu kommen. Als jedoch die Wilden einsahen, dass meine Waren gut waren, dass ich für Tiere und ethnographische Gegenstände gute Preise bezahlte, fassten die Leute Vertrauen und brachten mir das, was ich haben wollte. Die Händler wurden natürlich darüber noch ärgerlicher und hatten die Absicht, mich, wenn nicht im guten, so mit Gewalt von Nusa-Songa zu vertreiben.

Ich zog es jedoch vor, nachdem ich eine gute zoologische und ethnographische Ausbeute erzielt hatte, und nachdem mehrere recht unleidliche Auftritte in Nusa-Songa stattgefunden hatten, Rubiana zu verlassen und nach den Shortlands-Inseln zu meinem Freunde Tindal zurückzukehren.

Erwähnen muss ich hier, dass ich, wenn ich nicht die ganze und volle Unterstützung des Kapitäns Pratt, der mich nach Rubiana gebracht hatte, gehabt hätte, den vertrunkenen englischen Händlern wohl sicher schon in den ersten Tagen meiner Anwesenheit in Nusa-Songa ohne jeden Erfolg das Feld hätte überlassen müssen.



Eine Fahrt
nach
Isabell und Choiseul.

Meine Rückfahrt von Rubiana nach Faisi machte ich mit dem Schooner Magie. Wir besuchten, wie schon erwähnt, wiederum ganz Wella-La-Wella, und es gelang mir auch dieses Mal, viele schöne Ethnographica einzutauschen. Sehr erfreut wurde ich durch die Absicht des Kapitän Pratt, auch Isabell und Choiseul*) anzulaufen. Wir traten unsere Überfahrt nach diesen beiden grossen Salomo-Inseln, die damals noch unter deutschem Schutze standen, von Kap Guava auf Wella-La-Wella an, nachdem wir in Dobeli und Java gewesen waren.

Wir verliessen das Kap gegen Mittag mit leichter Brise, um nach der Manning-Strasse zu fahren. Choiseul war auf der einen Seite, Gizo und Kulambangra mit dem dahinter liegenden Rubiana-Lande auf der anderen Seite sichtbar. Die Nacht war gewitterig und unruhig, auch hatten wir starke Dünung, die uns ganz tüchtig durchschüttelte. Gegen Morgen sahen wir den Tauro-Pik auf Choiseul; wir hatten, da der Wind während der Nacht recht vorteilhaft für uns gewesen war, ein gutes Stück zurückgelegt und näherten uns mit leidlicher Brise schnell der Manning-Strasse. Dieselbe wird durch Choiseul und Isabell gebildet, in ihr befinden sich ungezählte kleine Inseln und Sandbänke, alle unbewohnt, erstere beinahe durchgängig mit tropischer Vegetation bedeckt. Die Passage durch die Strasse ist keine sehr angenehme, zumal für Segelschiffe, denn eine sehr starke Strömung streicht hier hindurch, auch bieten Riffe und Untiefen viele Gefahren. Die Inseln in der Strasse sind in den ganzen Salomonen wegen ihres Reichtumes an Schildkröten und Trepang (Bèche de mer, Holothuria edulis) bekannt; das meiste Schildpatt, welches aus dem ganzen Archipel verschifft wird, stammt von hier. Es würde sich lohnen, hier eine Station zu gründen, um Trepang und Schildkröten zu fischen bez. zu fangen. Der Grund, warum sich bisher noch kein Händler dazu entschlossen hat, ist in der grossen Unsicherheit dieser Gegend infolge der Raubzüge der Rubiana-Insulaner zu suchen.

Choiseul erscheint sehr gebirgig, doch dürfte der Tauro-Pik mit 550 m die höchste Erhebung in diesem Teile der Insel sein.

Schnell näherten wir uns dem immer mehr hervortretenden Isabell;

*) Bei den Händlern heisst Isabell auch Bocotu, Choiseul auch Bombatana, während die Eingeborenen nur bestimmte Landstriche mit diesen Namen bezeichnen.

gegen 8 Uhr gingen wir über die hier weit in das Meer hinausgehenden Untersee-Riffe und gegen 10 Uhr gelangten wir in eine kanalartige Passage, die nach dem einzigen in diesem Teil von Isabell befindlichen Dorfe Wulegar führte.

Die Karten, welche uns vorlagen, als wir in den Kanal gingen, waren unzuverlässig, denn wenn wir nach denselben geurteilt hätten, wären wir mitten im Lande von Isabell gewesen.

Praslin-Hafen am Nord-Ende von Isabell und Wulegar-Hafen stehen durch verschiedene Wasserstrassen, hauptsächlich durch den Austria-Sund, in Verbindung, demnach dehnt sich das Hauptland von Isabell bei weitem nicht so weit nach Nord-Westen aus, als es die englische Admiralitätskarte und die in Gotha bei Perthes erschienenen Karten des Kolonial-Atlases angeben. Es sind Inseln, die man teilweise auch als Hauptland ansah. Selbst die auf der Perthes'schen Karte angegebenen Inseln St. Carl und St. Paul sind ganz ungenau eingezeichnet und zerfallen noch in verschiedene kleinere Inseln.

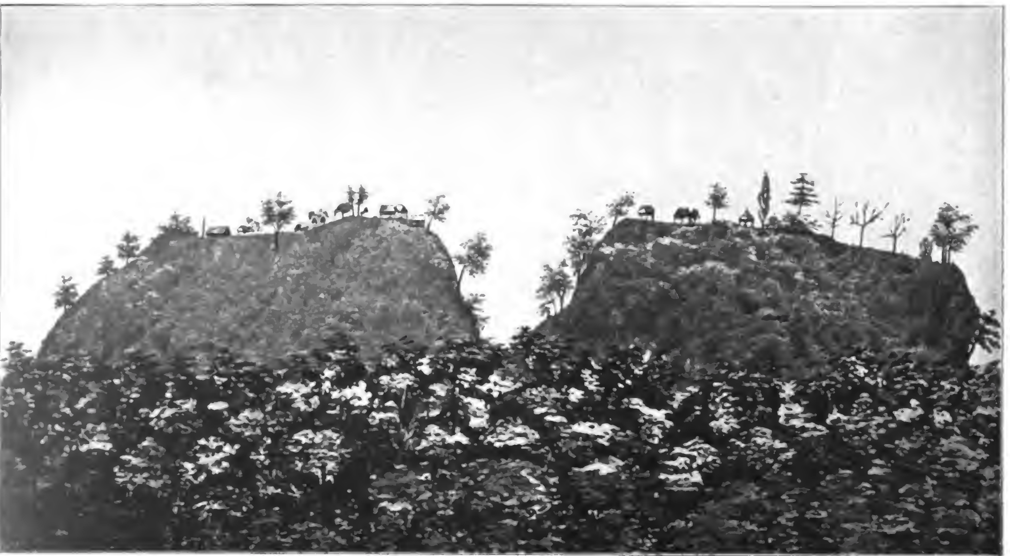
Von der See aus erscheint dieser Teil von Isabell mit seinen Inseln sehr gebirgig. Obgleich die Erhebungen nicht sehr hoch sind, fehlen hier doch Ebenen, die einen Pflanzer zum Niederlassen einladen würden. Alles ist natürlich mit dichtem Urwalde bedeckt, und man sieht am Strande so gut wie keine Kokospalmen-Anpflanzungen, was ein sicheres Zeichen ist, dass diese Gegend schlecht bevölkert ist.

Mit guter Brise gingen wir den schmalen Kanal, der sich hier durch die Inseln schlängelt, hinauf, und bald sahen wir den Ort Wulegar (Tafel 13).

Wulegar, das einzige Dorf in diesem Teile von Isabell, liegt mehrere Kilometer vom Ufer entfernt auf 150—200 m hohen Hügeln. Die Häuser, die man sehr gut mit blossem Auge erkennen kann, sind auf dem Scheitel dieser beiden Hügel erbaut und stehen auf hohen Pfosten. Durch diese Bauart bietet das Dorf einen ganz merkwürdigen Anblick und erinnert mehr an ostindische Dörfer, so wie sie z. B. auf Celebes zu finden sind.

Gegen 4 Uhr liessen wir den Anker an einer Stelle fallen, wo der Kanal sich zu einer breiten Bucht erweiterte. Im Hintergrunde hatten wir das Hauptland von Isabell mit seinen scheinbar hohen Bergen, während bergige Inseln mit Hochwald auf den übrigen Seiten die Winde abwehrten. So bildet die Bai einen ganz vorzüglichen Hafen, in welchem Hunderte von Schiffen in Sicherheit ankern könnten.

Man hatte uns in dem Dorfe schon lange, bevor wir zu Anker gingen, gesehen; bald, nachdem wir unsere Segel festgemacht hatten, erschienen denn auch Kanus mit Eingeborenen. Ich will hier gleich erwähnen, dass hier nicht Kopra der Haupthandelsartikel ist, sondern Schildpatt, etwas Trepang und als Provision eine ganz besondere Art Kartoffeln, die unter dem Namen Luzo bei Weissen und Schwarzen bekannt und beliebt ist.



Tafel 13. Wulegar, Dorf auf Isabell.

Diese Luzo ist meiner Ansicht nach der beste Ersatz für europäische Kartoffeln, ja ich zog sie den nicht allzuguten australischen Kartoffeln vor. Sie sind stets mehlig und weich, die Schale lässt sich mit Leichtigkeit abstreifen, und als Püree zubereitet, kann man die Luzo nicht von unseren Kartoffeln unterscheiden.

Die Eingeborenen in diesem Teile von Isabell sind, soweit ich es beurteilen kann, in ihrer äusseren Erscheinung ein ganz anderer Stamm, eine ganz andere Rasse*) als diejenigen in den gesamten deutschen Salomonen und auch in einem grossen Teile des englischen Gebietes. Sie sind gut gebaut, mehr schmal als untersetzt, die Augen scheinen mir mehr seitwärts zu stehen, die Nase ist nicht so europäisch gerade wie bei den übrigen schwarzen Salomoniern, und vor allem haben sie eine an die Malayen erinnernde, kaffeebraune Hautfarbe. Beim ersten Anblick glaubte ich Nachkommen von Malayen vor mir zu haben, so auffallend war die Ähnlichkeit. Die krausen Haare belehrten mich jedoch bald, dass ich es mit Süd-See-Insulanern zu tun hatte, die jedoch von allen ihren schwarzen melanesischen Verwandten ganz bedeutend abweichen. Sicher sind die Bewohner von Isabell Vermischungen unterworfen gewesen, die bestimmt nach Osten weisen, was ja auch natürlich ist, denn die nächsten nach Osten liegenden Inselgruppen, die Lord-Howe, sind von hellfarbigen Polynesiern bewohnt. Es lässt sich noch heutigen Tages eine, wennschon äusserst seltene Invasion von Osten nachweisen. In der Zeit, wo ich mich auf den Salomonen aufhielt, war ein Kanu mit Lord-Howe-Insulanern in der Manning-Strasse gelandet; die Leute waren von ihrer Heimat abgetrieben worden und durch den Nord-Ost-Passat, durch die Nord-Ost-Strömung, gerade nach diesem Teile der Salomonen getrieben worden. Es bietet sich hier ein weites Feld für eingehendere Untersuchungen, die hoffentlich von neueren Reisenden angestellt werden.

Es gelang mir in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes vor Wulegar, eine ganz leidliche ethnographische Sammlung zusammenzubringen. In Schmucksachen, ich meine Armbänder, Fingerringe, Muschelringe, Ohrringe und Amulette, findet man viele Anklänge an Rubiana und auch an Choiseul und Bougainville.

Interessant für mich waren als Ohrschmuck kleine, mit schönen Mustern versehene Bambus- oder Rohrstäbchen (vergl. Fig. 62c) (hin und wieder auch aus Knochen), die durch Löcher, welche sich im Oberrande des Ohres befinden, gesteckt werden.

Auf der Brust werden halbmondförmige Platten, aus der grossen Perlmuschel geschnitten, getragen, die meistens mit schönen, eingeritzten

*) Wenn in dem vorliegendem Werke der Ausdruck Rasse öfters angewandt ist, so ist damit natürlich meistens Lokalrasse gemeint.

Verzierungen versehen sind. Die Muster zeigen als Mittelstück einen Vogel, der von Fischen umgeben ist, ähnliche fand ich in Wella-La-Wella und Rubiana. Halsbänder aus Fruchtschalen, die beim Bewegen ein klapperndes Geräusch von sich geben, werden vorzüglich bei den Tänzen getragen.

Zum Schaben und Essen der Kokosnüsse werden die uns schon von Alu und Rubiana bekannten Perlmutterlöffel benutzt. Zum Polieren von Bogen und Lanzen, von Rudern und Keulen werden Schweinezähne verwendet. Atap, welches aus den Sagopalmenblättern gefertigt wird, wird mit einem Instrumente aus Schildpatt (Fig. 80a-d) ganz so wie in Alu genäht (Fig. 81).

Cuscuszähne werden mit Vorliebe zu allen möglichen Schmucksachen verwendet; es gelang mir, einen Teil solcher Sachen zu erwerben. Wertvoller sind jedoch Schmucksachen, die aus Delphin- oder Hundezähnen gefertigt sind. Zum Herausreissen der Haare benutzt man, wie wohl überall in den Salomonen, kleine Klappmuscheln, wie ich sie auch in Alu, Rubiana, Wella-La-Wella, Choiseul und Bougainville erwarb.

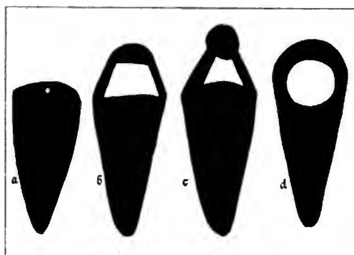



Fig. 80. Instrumente zum Palmenblattnähen von Isabell.

Muschelgeld wird hier in 2 verschiedenen Farben in den Handel gebracht; man hat das rote Mimisi und ein weisses, welches wohl auch meistens unter demselben Namen von den Händlern und Schwarzen gekauft und gehandelt wird. Man fertigt das letztere in Wulegar an. Über das weisse Muschelgeld erhielt ich sehr leicht Aufklärung, über das rote waren die Aussagen jedoch sehr verschieden, der eine gab an, dass man es aus Muscheln, der andere, dass man es aus Steinen herstelle. In der Manning-Strasse soll sich, wie ich ja schon früher erwähnte, ein Ort befinden, wo dieser rote Stein massenhaft auftritt. Es sei jedoch nur bestimmten Leuten erlaubt, auf einmal nur eine bestimmte Quantität zur Anfertigung von Muschelgeld davon zu nehmen. Man ist in dieser Angelegenheit sehr geheimnisvoll, und es gelang mir nicht, etwas Positives von den Leuten zu erfahren. Erst hier in Europa konnte ich feststellen, dass das Material, aus welchem die roten Plättchen gemacht werden, ganz bestimmt eine Muschel und nicht ein

Stein ist. Die Anfertigungsweise beider Arten von Muschelgeld ist dieselbe, wie ich sie auf den Shortlands-Inseln kennen lernte.

Zum Schutze der leicht zerbrechlichen Tonpfeifen, die von den Koprahändlern eingetauscht werden, hat man auch hier aus Bambus gefertigte Schützer, die mit Schnitzereien und Brandmalerei versehen sind. Ebenso sorgfältig verziert sind die aus Bambus gefertigten Kalkdosen. Auch hier wird, wie in Alu, Wella-La-Wella, Rubiana, Betelnuss gekaut. Alte Leute, die keine Zähne haben, fertigen sich aus hartem Holz Betelnuss-Stampfer, als Stempel dient ein alter Nagel oder ein altes Stück Eisen.

Die Kleidung der Leute ist die denkbar einfachste, sie besteht in dem bekannten Tjedako aus selbstgefertigter Tapa. Die Frauen sollen nach Aussagen der Händler die Rubiana-Tracht haben, ich selbst sah hier keine Frau, wohl aber sah ich in Rubiana verschiedene als Kinder gestohlene Isabell-Frauen und kann wohl sagen, dass dieselben bei weitem angenehmere Gesichtszüge und Körperformen als ihre Herrinnen aufwiesen.

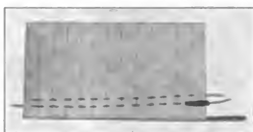


Fig. 81. Anwendung der Atapnadeln.

Flechtwerke werden aus Liane und aus Bast, wie ich sie von Alu beschrieb und nach Europa brachte, angefertigt; man hat grosse, oft viele Meter lange, starke Netze, die zum Schildkrötenfang benutzt werden, und kleinere Schöpfnetze, wie sie von den Shortlands-Inseln abgebildet sind, man hat weiter aus gespaltenen Kokosblättern geflochtene Körbchen, in welchen ein Mann oder eine Frau ihr gesamtes Vermögen bei sich herumschleppt, oder man hat anstatt dieser Körbe aus Netzwerk hergestellte Säcke.

Tabuschnüre werden aus Bast geflochten, mit roter Erde gefärbt und um den Hals oder auch, wenn es nur gedrehte Schnüre sind, über der Brust getragen.

Matten werden weniger kunstvoll als auf den Shortlands-Inseln aus Pandanusblättern zusammengeflochten oder besser -genäht; die Zurichtung der Blätter ist dieselbe wie in Alu.

Von Waffen sah ich nur wenig, die europäischen haben die althergebrachten fast ganz verdrängt. Die Lanzen sind recht roh gearbeitet, wenigstens sah ich nur solche, die aus einem zugespitzten Stück Holz oder Betelpalmenrinde bestanden. Bogen und Pfeile sind gut gearbeitet, scheinen jedoch von Choiseul und Bougainville eingeführt zu werden. Als Schutzwaffe hat man aus Rohr geflochtene, schmale Schilde, gleich wie in Rubiana und Choiseul. Eine Trompete aus einer Seeschnecke dient auch hier als Signalinstrument; mit dieser scheint ein ganz bestimmter Aberglaube verbunden zu sein, wahrscheinlich kommt hier der

Tod etwas in Frage, denn wenn ich die Leute aufforderte, auf solch einer Muscheltrompete zu blasen, weigerten sie sich oder taten es doch nur ungern.

Wahre Kunstwerke sind die Kanus der Leute. Die Form der Kanus ist eine andere als in Choiseul und Rubiana und in den Shortlands-Inseln; ich vermisste die langen Kopfenden, doch sollen die Kriegskanus solche haben.

Sehr beliebt scheint es zu sein, das eine Ende des Kanus in einen Krokodilkopf auslaufen zu lassen. Ich sah 6 Kanus, die so gebaut waren,

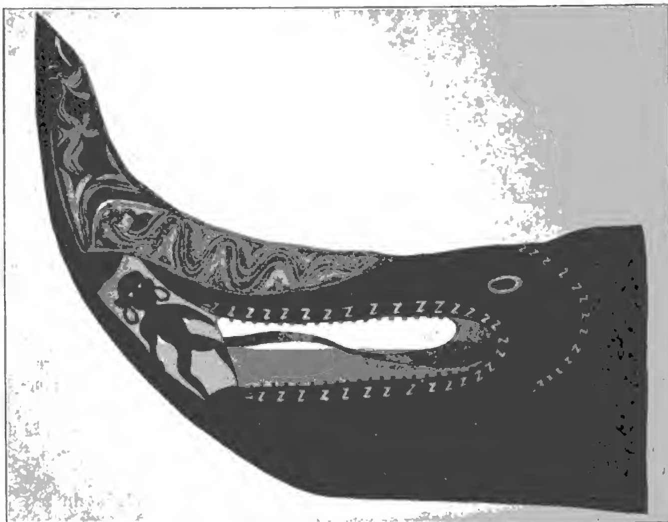


Fig. 82. Kanuschnabel von Wulegar auf Isabell.

ferner erhöht man, um die Kanus seetüchtig zu machen, das eine Ende, ähnlich wie in Buka, um eine Planke. Die Schnäbel sind natürlich reich mit Verzierungen versehen, die teils aus bunten Holzschnitzereien, teils aus Perlmuttereinlagen bestehen. Sterne, Z- oder N-artige Verzierungen sind vorherrschend. Reich ausgeschmückt war ein grosses Kanu (Fig. 82), welches für 16 Personen bestimmt und schon seit langen Jahren im Besitz der Wulegar-Leute war. Der obere Teil des Schnabels war sehr geschickt mit Schnitzmustern, welche rot, blau und gelb gehalten waren,

versehen, während das Kanu weiter unten einen Krokodilkopf mit aufgesperrtem Rachen bildete. Die Zähne des Reptils waren durch Z-förmige, die Augen durch runde Perlmuttereinlagen gekennzeichnet. Es war ganz auffallend, dass der Rachen wirklich offen war und so ein durch die Seitenwände des Kanus gehendes Loch, das natürlich nach dem Innern des Kanus zu mit Brettern abgedichtet war, bildete, selbst die Zunge war in Form eines dünnen, gebogenen Brettes vorhanden. Mit den Lippen und den ersten Zähnen hielt das Krokodil einen Menschen gepackt. Das Kanu war natürlich auf beiden Seitenwänden mit gleichen Verzierungen versehen. Ich halte diese Isabell-Kanus ebenso wie die in Buka für seetüchtiger als diejenigen, die ich in den übrigen Salomonen sah, denn die sonst überall gebräuchlichen, langen Schnäbel können dem Kanu in hoher See und starker Brise leicht zum Verderben gereichen.

Auch die Ruder, welche dieselbe herzförmige Form wie in Alu haben, werden mit schönen Schnitzereien und Perlmuttereinlagen versehen, vornehmlich werden die Handgriffe reich ausgestattet; ich konnte mehrere erwerben.



Fig. 83.
Opferholzstück von Isabell.

In den Tabuhäusern — leider konnte ich keines derselben besichtigen — werden aus Holz geschnitzte Figuren aufgestellt, oder man versieht quadratische Stücke Hartholz mit den verschiedensten Kerbmustern und legt sie als Opfer für verstorbene Verwandte nieder (Fig. 83). Die Religion scheint, wie überall in den Salomonen, ihren Ausdruck im Ahnen- und Schädelkultus zu finden, denn die Schädel der Verstorbenen werden in den Tabuhäusern aufbewahrt. Abergläubisch sind die Leute natürlich in hohem Masse, sie bevölkern den Wald und die Berge mit bösen Geistern, die nur darauf ausgehen, den Menschen zu schaden.

In den Wohnhäusern, die aus Lattenwerk mit Atapbekleidung, mit weiten Veranden und, wie schon erwähnt, auf Pfählen gebaut werden, bewahrt man Hauszauber und Familienzauber auf. Es sind dieses Figuren, die Menschen oder Tiere darstellen. Auch die Kanuschnäbel werden mit solchem Zauber versehen, um sie gegen Wetter und Unbill zu schützen.

Natürlich sind die Einwohner Kannibalen und Kopfjäger; man frisst gefallene Feinde und schlachtet Kriegsgefangene ab. Doch muss ich hier erwähnen, dass die Wulegar-Leute mehr der leidende Teil sind, da sie meistens von anderen als jagdbares Wild betrachtet werden. Auch kann zu ihrem Vorteile erwähnt werden, dass sie bei weitem nicht so verräterisch als die anderen Salomonier sind, sodass man sich ohne grössere Gefahr an das Land begeben kann, um ihr Dorf zu besuchen. Ich hatte

z. B. meine beiden Diener während der kurzen Zeit, welche ich dort verweilte, in den Busch zum Insektenfange geschickt, ohne die sonst üblichen Vorsichtsmassregeln anzuwenden.

Die Tierwelt ist eine sehr arme zu nennen, denn von grösseren Tieren kommen nur wilde Schweine und Cuscus vor. Reicher ist die Vogelwelt. Karminrote Papageien und weisse Kakadus sind recht häufig, und auffallenderweise ein rabenartiger Vogel, dessen Geschrei weit über die See hinausschallt.

Die Insektenwelt ist gleich der auf den anderen Salomonen keine sehr reichhaltige, wennschon die farbenprächtigen Arten wie Ornithoptera urvilliana und victoriae angetroffen werden.

Einige Worte über die gesamte Insel Isabell lasse ich hier folgen. Es ist nicht uninteressant, wenn man die Tagebücher der Entdecker liest, zu finden, dass sich die Verhältnisse in den zwischenliegenden Jahrhunderten kaum geändert haben. Es würde zu weit führen, hier auf alle Punkte näher einzugehen; ich greife deshalb nur einige besonders auffallende aus dem Tagebuche von Ortega heraus. — Jedes Dorf, jede Ansiedlung, war eine Gemeinschaft für sich, die mit ihren Nachbarn in steter Feindschaft lebte, natürlich hatte auch jeder Ort seinen eigenen Dialekt. Die Eingeborenen waren wie heute diebisch, denn sie versuchten, als sie auf das Schiff von Mendaña kamen, alles mögliche über Bord zu werfen, damit es ihre Genossen in den Kanus als wohlfeile Beute auffischen könnten. Die Kanus hatten damals schon hohe Schnäbel (mondsichelartig nannten sie die Spanier) und waren reich verziert. Die Arm- und Brustringe, wie sie heute hauptsächlich in Rubiana gefertigt werden, waren ebenfalls schon im Gebrauche. Als Haarschmuck waren bunte Federn beliebt. Von Musikinstrumenten kannte man Pansflöten aus Bambus und Muscheltrompeten aus Triton, welch letzere ganz wie heute den Namen Koffli führten. —

Isabell war zu Mendañas Zeiten gut bevölkert, vor allem sassen an der Estrella-Bai zahlreiche Insulaner, auch befanden sich die Ansiedlungen damals am Strande. Heutigen Tages jedoch sind durch die mit Gewehren bewaffneten Kopfjäger von Neu-Georgien die Küsten verödet, die Eingeborenen haben sich in die Berge zurückgezogen. Von der Manning-Strasse bis zum Ortega-Kanal, der in die Tausend-Schiff-Bai führt, sind keine Dörfer am Strande zu finden. Erst in diesem Kanale und in der Tausend-Schiff-Bai findet man wieder Eingeborenen-Ansiedlungen am Meeresstrande.

In der Tausend-Schiff-Bai und entlang der Küste nach Nordwest zu sind Missionsstationen vorhanden, und dieses ist wohl auch der Grund, dass sich die Dörfer am Strande befinden, dass man Ansiedlungen bis beinahe nach der Estrella-Bai findet. Von der Estrella-Bai bis nach

Praslin-Hafen resp. nach Wulegar sind wieder keine Eingeborenendörfer am Strande, auch hier haben die Leute in den Bergen Schutz gesucht.

Isabell scheint goldreich zu sein, ich sah mehrere Steinstücke, die recht gut mit Gold durchsetzt waren, sie stammten aus der Tausend-Schiff-Bai.

Der mittlere und südliche Teil von Isabell würde sich sehr gut zu Plantagenzwecken eignen. Das Klima ist scheinbar gesund, obgleich feucht. Scharf abgegrenzte Jahreszeiten hat man nicht, der Boden ist sehr fruchtbar, und die Insel hat, als Hauptvorzug, eine ganze Anzahl vorzüglicher Häfen.

---

Von Isabell gingen wir nochmals nach Wella-La-Wella und zwar nach Java und Dobeli zurück. Von Dobeli aus konnten wir sehr gut die Berge von Choiseul sehen, und es nahm auch nur eine Nacht in Anspruch, hinüber zu gelangen. Gegen Morgen befanden wir uns vor dem sich hier längs der Küste, 3—6 englische Meilen von dieser entfernt, erstreckenden Riffe und warfen gegen Mittag, nachdem wir mit gutem Winde nach Nordwest zu gesteuert hatten, eine halbe Meile vom Strande entfernt, Anker.

Choiseul ist sehr gebirgig, zwar sind die Berge nicht sehr hoch, doch sehr zerrissen und wildromantisch. Wenige schmale Täler führen nach dem Strande, munter fliessenden und oft als Wasserfall in die See fallenden Bächen als Bett dienend. Häfen sind an dieser Seite von Choiseul nicht vorhanden, erst in der Bougainville-Strasse befindet sich die Choiseul-Bai, wo vielfach gute Ankerplätze zu finden sind. Die Küste von der Manning-Strasse bis Bombatana ist unbewohnt, d. h. es sind am Strande keine Dörfer zu finden. Das Gleiche gilt von der Küste von Bombatana bis zur Choiseul-Bai. In Bombatana, ungefähr an der breitesten Stelle von Choiseul, leben in den Bergen volkreiche Stämme, die nach dem Strande hinabkommen, um zu fischen und mit den Händlern von Rubiana und Alu zu handeln.

Die Nordküste von Kap Alexander bis ungefähr 15 Seemeilen südöstlich von Kap Giraud ist gut bevölkert, dort befinden sich verschiedene volkreiche Dörfer, wie Kangopassa, Warisi, Tavatavai, Tambu-Tambu. Weiterhin bis zur Manning-Strasse ist die Küste wahrscheinlich unbewohnt.

Die Bombatana-Leute stehen mit der Nordküste von Choiseul in sehr regem Verkehr. Fusspfade führen über die Berge, im Innern sollen sich grössere Ansiedlungen befinden, was an Wahrscheinlichkeit gewinnt, wenn man die dort befindliche Ebene, die sehr wasserreich sein muss, in Betracht zieht. Häufig aufsteigender Rauch bestärkt diese Annahme.

Das auf allen Karten verzeichnete, nach Westen und Nordwesten von Bombatana gelegene Riff ist nicht vorhanden, nicht einmal stellenweise Untiefen sind zu finden, im Gegenteil ist die See offen, und wir segelten

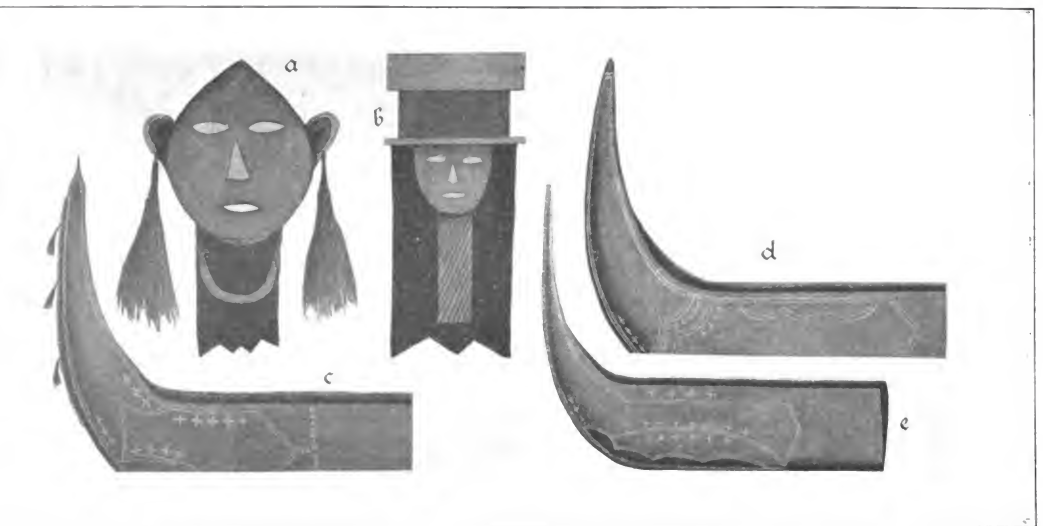
gerade über dieses Riff, welches angeblich durch heftige Brecher und Brandung gekennzeichnet sein soll, hinweg.

Die drei Orte, welche zusammen den Namen Bombatana führen, sind Rumasi, Kuwue und Kilangata. Natürlich ist die ganze Insel bis zu den höchsten Spitzen mit tropischem Wald bedeckt, nur hin und wieder wird dieser längs der Bombatana-Seite durch Lichtungen in den Bergen unterbrochen, auf welchen die Eingeborenen ihre Yams- und Tarro-Plantagen angelegt haben.

Bald nachdem wir vor Anker gegangen waren, kamen mehrere Kanus nach dem Schiffe, auch sahen wir am Strande viele Eingeborene beim Fischfange beschäftigt. Der Strand ist flach, doch fällt der Seeboden steil ab, sodass 20—30 m vom Ufer schon eine Tiefe von 50—100 m zu finden ist. Längs der Küste dehnen sich schmale Kokospalmenplantagen aus, die den Seefahrer darauf aufmerksam machen, dass hier Menschen leben. Die Kanus, in welchen die Leute an Bord gerudert kamen, waren 1—3sitzig und beinahe alle mit den prächtigsten Verzierungen aus Perlmutter und Holz versehen (Tafel 14). Ich konnte ein zweisitziges mit sehr schönen Verzierungen erwerben und zwar für einen recht niedrigen Preis. Leider musste ich dasselbe in der Mitte zerschneiden, um es verpacken zu können. Ebenso wie in Rubiana, Wella-La-Wella und Renongo haben die Kanus den merkwürdigen Kopf am Vorderbuge als Tabuzeichen angebracht, doch sind die Köpfe von den auf den letztgenannten Inseln gebräuchlichen verschieden; sie sind in Bombatana nicht so gut und sorgfältig geschnitzt, haben auch nicht die vielen Perlmutterverzierungen um den Mund und um die Wangen.

Die in hohe Spitzen, besser Schnäbel, auslaufenden Enden der Kanus werden mit Vögeln und menschlichen Köpfen, alles in Holz geschnitten und bemalt, verziert. Natürlich werden diese Kanus ebenso wie in Alu, Rubiana, Wella-La-Wella, Renongo und Isabell aus schmalen, dünnen Planken zusammengenäht und mit der bekannten Zitanuss dicht gemacht.

Als Bekleidung fand ich auch hier den Tjedako (Pogab), der aus selbst angefertigter Tapa, die aus der Rinde des Brotfruchtbaumes gewonnen wird, besteht. Nur hin und wieder sieht man europäisches Zeug im Gebrauche. Beim Fischen und Kanufahren werden, ähnlich wie in anderen Teilen der Salomonen, aus gespaltenen Blättern der Kokospalme geflochtene Sonnenschützer (Tarapei) getragen. Zum Fischen werden Angelschnüre, die aus einer dünnen, jedoch sehr haltbaren Liane gefertigt sind, benutzt. Netze (Walau) zum Schöpfen, genau so wie sie in Alu gebräuchlich sind, werden auch hier angewendet und bilden einen Ausfuhrartikel von Bombatana nach den umliegenden Inseln. Doch auch andere Flechtwerke werden von Bombatana ausgeführt. So sind die starken Schüsseln und




Tafel 14. a, b Kanuschnabelornamente, 1/5 Grösse, c, d, e Kanus mit Perlmutterverzierungen von Choiseul.

Körbe (vergl. Fig. 11a, b), die man sowohl in Alu, als auch in Rubiana antrifft, hier von den Weibern aus Rohr angefertigt und oft so gut geflochten, dass man sie als Wasserbehälter benutzen kann. Man verwendet diese Körbe zum Aufbewahren der gestampften Fakalolo, des Leib- und Magengerichtes der Salomonier. Kleinere Körbe dienen zum Aufbewahren von allen möglichen Dingen in der primitiven, inländischen Haushaltung. Weiter verstehen die Leute, aus einem bestimmten Bast Schnüre anzufertigen und aus diesem Säcke und Säckchen (Kusa) zum Tragen der Betelnuss und der dazu gehörigen Dinge herzustellen, welche ebenfalls als Exportartikel zu nennen sind. Gutes, starkes Tauwerk wird ebenfalls vielfach für den Export angefertigt, und es sind vor allem die Rubiana-Händler, die dieses erwerben und an Bord ihrer Schiffe verwenden.

Zum Leuchten bedient man sich, wie auf den Shortlands, der aus Harz gemachten, wurstartigen, 30—60 cm langen, mit Blättern umwickelten Fackeln.

Wie alle Salomonier, lieben auch die Bombatana-Leute den Schmuck sehr. Die Haare werden mit Kämmen (Suri-Suri), die aus Bambus gearbeitet sind, verziert, doch sind diese Kämme einfacher gearbeitet als die, welche ich auf den Shortlands fand. In die Ohren werden entweder Ohrringe oder, ist das Ohrloch genügend erweitert, verzierte Holzplatten (Wowaga) geklemmt. Beim Tanzen werden aus Federn gefertigte Büschel in die Haare gesteckt.

Um den Hals hat man den verschiedensten Schmuck. Die von den Händlern eingetauschten Perlketten bilden den Hauptschmuck. Nächstdem sind Muschelgeldschnüre beliebt; auch geflochtene Tabuschnüre, aus Cuscuszähnen gefertigte Halsbänder etc. sieht man häufig um die Hälse der Leute gebunden.

Der Oberarm wird mit Armbändern aus Rotang, Gras und mit den von Rubiana bekannten Muschelringen aus Tridacna geschmückt. Man liebt es, in diese Armringe wohlriechende Zweige, Blätter und schöne Gräser zu stecken. An den Fingern trägt man Ringe aus Holz und Schildpatt, verwendet jedoch nicht die von den Händlern importierten Kupferringe mit Glassteinen, sondern nur selbstgefertigte. Auf der Brust werden die in einem Geflecht festgehaltenen, dicken Muschelringe (in Rubiana Bakia, Uwata) getragen, hierzu treten kleinere Amulette aus Conusscheiben und die von Rubiana, Wella-La-Wella und Isabell bekannten, halbmondförmigen Perlmutterscheiben mit den verschiedensten Einritzungen. Die Frauen tragen Leibgurte (Salu), welche aus Bast hergestellt sind.

Den Bart reisst man sich, ganz wie auf den anderen Inseln, mit einer kleinen Muschel (Pawa) aus. Es ist falsch zu glauben, dass die Salomonier nur Haare auf dem Kopfe und Kinne dulden, die Leute sind meistens über den ganzen Körper stark behaart; an den Stellen, wo auch der

weisse Mann eine grössere Üppigkeit des Haarwuchses aufzuweisen hat, ist dieses natürlich auch bei dem schwarzen Salomonier der Fall.

Für die zerbrechlichen Tonpfeifen hat man reich verzierte Schützer aus Bambus; Kalkdosen aus dem verschiedensten Material sind ebenfalls gebräuchlich. An Waffen führen die Bombatana-Leute Lanzen, die teils von Bougainville eingeführt, teils recht roh angefertigt werden, weiter Bogen, Pfeile und Keulen aus Hartholz. In neuerer Zeit jedoch haben die Wilden von den Händlern Gewehre eingetauscht, welche als bessere Waffen die alten natürlich mehr und mehr verdrängten.

Als Schutzwaffe wird der schmale Schild (Bako), wie er in Rubiana, Wella-La-Wella und Isabell gebräuchlich ist, angewendet. Ob die Leute diese Schilde, die aus Rohr geflochten sind, selbst anfertigen oder von den Leuten von Kap Grace in Rubiana eintauschen, konnte ich nicht mit Sicherheit erfahren, glaube jedoch das erstere, denn in Wella-La-Wella und Rubiana verlangte man 20 Mark in Tauschwaren für einen Schild, während ich denselben von den Bombatana-Leuten für 1—2 Faden Zeug (= 1—2 Mark) kaufen konnte.

Die Leute scheinen sich ihre Haare nicht mit Kalk rot oder weiss zu färben, wie z. B. in Isabell und in den übrigen englischen Salomonen; sie haben vielmehr die Haartracht der Bougainville- und Alu-Leute. Durch langen Verkehr haben natürlich die Bombatana- und Alu-Leute sehr viel Ähnlichkeiten, beinahe jeder zweite Mann kann die Sprache der Shortlands-Inseln sprechen, und viele verwandtschaftliche Verhältnisse bestehen zwischen den Bewohnern dieser beiden Gebiete in und an der Bougainville-Strasse.

Natürlich sind die Bombatana-Leute ebenfalls Kopfjäger und Kannibalen. Sie unternehmen grosse Kriegszüge nach der Küste von Bougainville und gehen dort bis über die Kaiserin-Augusta-Bai hinaus. Wehe dem nicht genügend kräftigen Stamme, den sie überraschen können; Männer und Weiber, letztere, wenn sie alt sind, und Kinder, wenn kein Raum mehr in den Kanus vorhanden ist, werden ohne Erbarmen abgeschlachtet und ihrer Schädel beraubt; letztere werden später bei der Rückkehr der braven Krieger in den Tambuhäusern aufgehängt. Diese Kriegszüge und, wie ich schon an anderer Stelle erwähnte, die der Alu-Leute waren die Ursache, dass an der Küste von Bougainville von der Bougainville-Strasse bis zur Kaiserin-Augusta-Bai die Niederlassungen nicht am Strande, sondern 5—10 km im Innern liegen.

Der Choiseul-Eingeborene ist wegen seiner Hinterlist und Zerstörungswut bekannt, er ist nicht minder grausam als seine Stammesgenossen in den übrigen Salomonen. Ganz besonders zeichnet er sich aber durch seine Vorliebe für das Stehlen aus. Ich selbst sah bei meinem Aufenthalte in Bombatana ein Beispiel hiervon. Wir hatten australische Kartoffeln auf Deck; obwohl wir nun 3 Weisse und 5 eingeborene Diener

an Bord waren, wagte es ein Mann, seinen Betelnussbeutel mit Kartoffeln zu füllen. Er hatte jedoch die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn er wurde bei seinem Geschäfte von zwei Seiten beobachtet. Gross war darum auch sein Erstaunen, als wir die gestohlenen Kartoffeln aus dem Behälter herausnahmen und ihm eine gute Tracht Prügel verabreichten.

Zu verschiedenen Malen haben die Eingeborenen von Choiseul versucht, Handelsschiffe zu überrumpeln, die Bemannung zu erschlagen, die Handelsgüter zu stehlen und das Schiff zu verbrennen. Mehrere Male blieb es nicht bei dem Versuche, sondern durch die Unachtsamkeit der Weissen, durch ihre Unklugheit, gelang es den Schwarzen, Herren des Schiffes zu werden. Freilich geschah dieses vor Jahren, doch ich glaube, die Wilden werden sich auch heutigen Tages keinen Moment besinnen, von einer günstigen Gelegenheit Gebrauch zu machen.

Die Leute von Choiseul stehen meiner Ansicht nach, was Gesichts- und Körperformen anbelangt, zwischen den Bougainville- und Rubiana- resp. Wella-La-Wella-Insulanern; sie sind dunkler als die Rubiana-Leute, von kräftigem Wuchse, jedoch durchschnittlich nicht so gross als die Alu-Leute, doch in dieser Beziehung mit den Bougainville-Leuten übereinstimmend.

Von Tätowierungen konnte ich bei den an Bord gekommenen Leuten nichts finden, wohl sah man aber hin und wieder Narben von Brandwunden als Arm-, Brust- und Rückenverzierung, auch hatte ich früher Gelegenheit, bei Choiseul-Insulanern, die nach Alu gekommen waren, einzelne Tätowierungen zu beobachten.

Die einzelnen Dörfer und Bezirke stehen unter verschiedenen Häuptlingen, deren Würde scheinbar erblich ist, sodass z. B. der älteste Sohn der Nachfolger seines Vaters wird. Das Ansehen der Häuptlinge ist jedoch sehr gering und beschränkt sich nur auf die Führerschaft bei den verschiedenen Kriegszügen. Ist der Inhaber der Würde ein starker Mann, welcher Mut und Furchtlosigkeit, soweit man von diesen beiden Eigenschaften bei einem Salomonier überhaupt sprechen kann, zeigt, so beruht sein grösseres Ansehen hauptsächlich in der Furcht vor ihm. Das Vorhandensein von Kasten, Totems, konnte ich auch auf Choiseul feststellen, leider gelang es mir nicht, etwas Näheres darüber zu erfahren.

Choiseul scheint noch mehr als Isabell zur Anlage von Plantagen einzuladen, denn obschon keine breiten, ausgedehnten Uferebenen wie in Bougainville vorhanden sind, scheinen sich doch im Innern breite Talebenen auszudehnen, die sehr fruchtbar sein müssen, weil sie gut bewässert sind. Ob jedoch das Klima ein solches ist, dass ein Europäer dort leben kann, konnte ich nicht feststellen, glaube jedoch annehmen zu können, dass Choiseul mit Fieber und anderen Krankheiten nicht mehr als die übrigen Salomonen behaftet ist. Leider sind jedoch nur wenige gute Häfen vor-

handen, ein grosses Hindernis für kommerzielle Unternehmungen. Auf der West- und Südseite z. B. ist der einzige für Schiffe wirklich gut geschützte Ort die Choiseul-Bai. Wie es auf der Nordseite beschaffen ist, kann ich nicht aus eigener Anschauung beurteilen, doch nach der englischen Admiralitätskarte und der von Perthes in Gotha herausgegebenen zu schliessen, scheinen dort mehr und bessere Ankergelegenheiten vorhanden zu sein.

Sowohl Choiseul als auch Isabell bietet für einen Naturforscher und Ethnographen noch ein grosses Arbeitsfeld, wo sich alle Mühen und Gefahren reich belohnen, denn unsere Kenntnisse über das Innere der Inseln sind gleich Null, auch die der Küstengegenden müssen noch als recht lückenhafte bezeichnet werden, sodass es wohl noch Jahrzehnte dauern dürfte, bis wir über diesen Teil der Süd-See aufgeklärt werden. Expeditionen mit geringen Mitteln würden hier zum Ziele führen, weil ja die Entfernungen keine grossen sind. Freilich müssten die in Frage kommenden Regierungen alle derartigen Bestrebungen tatkräftig unterstützen.

---

Nach Faisi zurückgekehrt, konnte ich auf den Shortlands-Inseln noch 4 Monate meinen Forschungen nachgehen. Dann kehrte ich, da meine Gesundheit durch die beständigen, infolge der Unsicherheit dieser Gebiete bedingten Anstrengungen untergraben war, nach Neu-Pommern zurück. Mein Wunsch, nochmals für längere Zeit nach den Salomo-Inseln zu gehen, liess sich leider nicht ausführen, denn Ende 1896 wurde ich, nachdem ich noch in Kinigunang, Neu-Lauenburg und Nord-Neu-Mecklenburg sammelnd tätig gewesen war, nach Europa zurückgerufen.

# ANHANG:

## KÖRPERMESSUNGEN VON EINGEBORENEN DER SALOMO-INSELN.

Nachstehend gebe ich von 16 Eingeborenen, die von den Shortlands-Inseln, Bougainville und Choiseul stammen, Körpermessungen an. Ich will hierzu nochmals bemerken, dass es oft recht schwer hält, die Leute soweit zu bringen, dass sie sich messen lassen, desgleichen hält es schwer, Haarproben zu bekommen. Ganz unmöglich war es mir, die Eingeborenen zu bewegen, sich zum Abnehmen von Gipsmasken herbeizulassen. Ich hätte vielleicht bei den Arbeitern der Station Faisi meine Absicht durchsetzen können, da jedoch die Verhältnisse wie immer auf den Salomonen, so auch in Faisi, recht unsichere waren, sah ich davon ab, von den sonst willigen Leuten etwas durch Gewalt zu erzielen.



Fig. 84. Halbblut, Vater Süd-Franzose, Mutter Rubiana-Insulanerin.

Bei meinen Messungen habe ich mich an die Anleitung zum wissenschaftlichen Reisen von Dr. Neumayer gehalten. Ich darf nicht unerwähnt lassen, dass ich im Messen der Leute nicht vorher in Europa angelernt worden war, sondern mir meine Fertigkeit aus Büchern habe aneignen müssen. Meine Messinstrumente waren ebenfalls nicht die besten, und es kann leicht möglich sein, dass mir verschiedene Fehler untergelaufen sind. Ich möchte darum den Fachmann bitten, mich aus den oben angeführten Gründen zu entschuldigen. Zuerst wollte ich die Messungen überhaupt nicht veröffentlichen, kam aber zuletzt doch zu dem Entschlusse, sie meinem Werke beizugeben. Zum Vergleiche gebe ich auch ein Bild (Fig. 84) eines Halbblutes, dessen Vater ein Süd-Franzose, dessen Mutter eine Rubiana-Frau ist.

Einige nähere Bemerkungen zu den Individuen, die ich gemessen habe, schicke ich voraus.



Fig. 85. Buka, Atuasira.

No. 1. Tarass war seit drei Monaten auf der Station Faisi als Arbeiter, ganz intelligent, wenn auch scheu, und rechnet unter seinen Landsleuten zu den mittelgrossen. Hat auf den Schultern leichten Ansatz zu Kaskado. (Vergl. Beilage VI.)

No. 2. Kai-Kai war seit 3 Monaten als Arbeiter auf unserer Station, er musste seine Heimat verlassen, da er als Giftmischer verrufen war. Er war einer der längsten Salomonier, die ich zu Gesicht bekam. (Vergl. Beilage VII.)

No. 3, 4, 5. Soarini (vergl. Beilage IV), Atuasira (Fig. 85 und Beilage V), Saija (Fig. 86 und Beilage III) stammen aus den Bergen von Nord-Bougainville*) und waren als Kriegssklaven nach dem Strande gebracht worden. Ihr ganzes Aussehen und ihre geringe Körperhöhe weist auf einen anderen Typus, als wie der am Strande ist, hin. Alle drei waren sehr stark mit Kaskado behaftet. No. 4 war im Gesicht sehr stark tätowiert und hatte bei der Anwerbung (er war bei der Messung schon seit 6 Monaten in Faisi) seine Haare in einen grossen Ballon gepackt. No. 3 war sehr lebhaft, No. 4 weniger, und No. 5 rechnet zu den stupidesten Schwarzen, die ich kennen lernte.

No. 6. Jonny Gorei ist ein Sohn des Königs Goreis; er ist Häuptling in Paramatta und von sehr gutem Charakter, doch leicht durch äussere Umstände in Zorn gebracht. Auf dem Bilde (Tafel 2, Fig. a) sind die beiden rechts und links von ihm stehenden Kinder (Tafel 2, Fig. c) seine Söhne.



Fig. 86. Buka, Saija.

*) Im Schutzgebiete nennt man alle Nord-Salomonier Buka, eine Bezeichnung, welche auch ich öfters beibehalten habe.

No. 7. Barakosa, ein schöner Mann, der lange Zeit in Rubiana als Arbeiter war und sehr geweckt ist. (Vergl. Beilage VIII.)

No. 8—14 sind Männer und Kinder von Alu und zwar freie Leute.

No. 15. Ey-Ey ist ein Kriegssklave von Bougainville, der jedoch schon in seiner frühesten Jugend geraubt und nach den Shortlands-Inseln gebracht wurde.

No. 16. Jimy stammt von Cerama auf Choiseul, war als kleiner Knabe nach Sydney gebracht worden und hatte ganz und gar europäische Sitten angenommen, seine Muttersprache hatte er vergessen, dafür aber leidlich englisch und gut die Shortlands-Sprache gelernt.

Wenn man die Messungen mit den beigegebenen Umrissen von Händen und Füssen und mit den Gesichts-Schattenrissen vergleicht, wird man finden, dass die Masse nicht alle stimmen. Dieses hat seinen Grund in der Umrandungsmethode mit Bleistift. Leicht hätte ich die Fehler verbessern können, sah jedoch davon ab, da ich glaube, die Originale mit ihren Fehlern besitzen grösseren Wert.

| | Nationalität | Geschlecht | Alter*) | Ernährungszustand des Körpers |
|---|---|---|---|---|
| 1. Tarass | Kaiserin-Augusta-Bai, Bougainville | ♂ | 15 | gut, volle Formen |
| 2. Kai-Kai | „ „ „ „ | ♂ | 35 | „ „ „ |
| 3. Soarini | Berge Bougainville | ♂ | 16 | „ „ „ |
| 4. Atuasira | „ „ | ♂ | 15 | „ „ „ |
| 5. Saija | „ „ | ♂ | 17 | „ „ „ |
| 6. Jonny Gorei | Alu, Shortlands-Inseln | ♂ | 25 | „ „ „ |
| 7. Barakosa | „ „ | ♂ | 15 | „ „ „ |
| 8. Melo | „ „ | ♂ | 22 | „ „ „ |
| 9. Jack | „ „ | ♂ | 20 | „ „ „ |
| 10. Kupana | „ „ | ♂ | 12 | „ „ „ |
| 11. Meiring | „ „ | ♂ | 13 | schwächlich, schlecht |
| 12. Matiker | „ „ | ♂ | 30 | gut, volle Formen |
| 13. Vineger | „ „ | ♂ | 30 | schwächlich, schlecht |
| 14. Capunatei | „ „ | ♂ | 25 | gut |
| 15. Ey-Ey | Takerei, Bougainville | ♂ | 25 | schwächlich |
| 16. Jimy | Cerama, Choiseul | ♂ | 25 | gut, volle Formen, klein |

| | Schädelform ob länglich, ob schmal, hoch oder niedrig | Kieferstellung orthognath oder prognath | Temperatur des Körpers Celsius | Farbe der Haut |
|---|---|---|---|---|
| 1. Tarass | rund, hoch | orthognath | 36,8 | schwarzbraun |
| 2. Kai-Kai | hoch | „ | 37,9 | „ |
| 3. Soarini | länglich, rund | „ | 37,9 | beinahe schwarz |
| 4. Atuasira | länglich | „ | 37,6 | „ |
| 5. Saija | normal | „ | 37,7 | „ |
| 6. Jonny Gorei | rundlich | „ | 37,8 | „ |
| 7. Barakosa | „ | „ | 36,9 | braunschwarz |
| 8. Melo | „ | „ | 37,2 | „ |
| 9. Jack | desgl., etwas breit | „ | 36,7 | beinahe schwarz |
| 10. Kupana | gut rundlich | „ | 37,8 | braunschwarz |
| 11. Meiring | länglich | „ | 37,2 | „ |
| 12. Matiker | rundlich | „ | 37,8 | beinahe schwarz |
| 13. Vineger | „ | „ | 36,8 | „ |
| 14. Capunatei | „ | „ | 37,7 | „ |
| 15. Ey-Ey | länglich | „ | 37,1 | „ |
| 16. Jimy | rundlich | „ | 36,9 | „ |

*) Das Alter konnte natürlich nur schätzungsweise festgestellt werden, da, wie ich an anderer Stelle schon sagte, die Leute keine bestimmte Einheiten haben, nach denen die Zeit berechnet wird.

| | Farbe der Lippen | Farbe der Nägel | Farbe des Bartes |
|---|---|---|---|
| 1. Tarass | rötlich | fleischfarben | nur Schnurrbart, schwarz |
| 2. Kai-Kai | „ | hell fleischfarben | Vollbart, grauweiss |
| 3. Soarini | braun | dunkel fleischfarb. | Schnurrbart, schwarz |
| 4. Atuasira | „ | „ „ | Vollbart, Schnurrbart, schwarz |
| 5. Saija | „ | „ „ | „ „ „ |
| 6. Jonny Gorei | „ | heller „ | „ „ „ |
| 7. Barakosa | „ | dunkel „ | — — — |
| 8. Melo | „ | „ „ | wenig Haare an den Backen |
| 9. Jack | „ | „ „ | „ „ „ der Oberlippe |
| 10. Kupana | „ | „ „ | — — — |
| 11. Meiring | „ | heller „ | — — — |
| 12. Matiker | „ | dunkel „ | wenig schwarze Haare a. d. Backen |
| 13. Vineger | „ | „ „ | guter, schwarzer Bart |
| 14. Capunatei | „ | „ „ | wenig schw. Haare a. d. Oberlippe |
| 15. Ey-Ey | „ | „ „ | Schnurrbart schwarz |
| 16. Jimy | rötlich | „ „ | guter, schwarzer Bart |

| | Farbe des Kopfhaares | Behaarung des übrigen Körpers |
|---|---|---|
| 1. Tarass | schwarz, kraus | spärlich, am Anus u. Geschlechtsteil reichl. |
| 2. Kai-Kai | grauweiss, „ | über den ganzen Körper sehr reichlich |
| 3. Soarini | schwarz, „ | schwach, Geschlechtsteil wenig |
| 4. Atuasira | „ „ | „ „ „ |
| 5. Saija | „ „ | „ „ „ |
| 6. Jonny Gorei | „ „ | „ „ „ |
| 7. Barakosa | „ „ | „ „ „ |
| 8. Melo | „ „ | stark vorhanden, Geschlechtsteil sehr stark |
| 9. Jack | „ „ | „ „ „ wenig |
| 10. Kupana | „ „ | wenig „ „ „ |
| 11. Meiring | „ „ | „ „ „ „ |
| 12. Matiker | „ „ | stark „ „ „ |
| 13. Vineger | „ „ | wenig „ „ stark |
| 14. Capunatei | „ „ | stark „ „ wenig |
| 15. Ey-Ey | „ „ | „ „ „ „ |
| 16. Jimy | „ „ | stark „ „ stark |

| | Farbe der Regenbogenhaut des Auges | Form des Auges | Stellung der Augen | Form des Gesichtes |
|---|---|---|---|---|
| 1. Tarass | bräunlich | rundlich | normal | spitz nach unten |
| 2. Kai-Kai | " | " | " | oval |
| 3. Soarini | " | länglich | " | " |
| 4. Atuasira | " | rundlich | " | länglich |
| 5. Saija | " | " | " | oval |
| 6. Jonny Gorei | " | " | " | rund |
| 7. Barakosa | " | " | " | " |
| 8. Melo | " | " | " | oval |
| 9. Jack | " | " | " | " |
| 10. Kupana | " | " | " | rund |
| 11. Meiring | " | " | " | länglich |
| 12. Matiker | " | " | " | rund |
| 13. Vineger | " | länglich | " | länglich |
| 14. Capunatei | " | rundlich | " | rund |
| 15. Ey-Ey | " | " | " | länglich, schmal |
| 16. Jimy | " | " | " | rund |

| | Form | | |
|---|---|---|---|
| | der Nase | des Mundes | der Lippen |
| 1. Tarass | eingedrückt, breite Flügel | mittelgross | schmal |
| 2. Kai-Kai | " " " | klein, länglich | breit |
| 3. Soarini | " länglich | klein | schmal |
| 4. Atuasira | breit aufgeworfene Flügel | gross | wulstig |
| 5. Saija | " " " | " | " |
| 6. Jonny Gorei | eingedrückt | klein | " |
| 7. Barakosa | eingedrückt, breit | " | " |
| 8. Melo | " " | gross | schmal |
| 9. Jack | " " | " | wulstig |
| 10. Kupana | " länglich | " | " |
| 11. Meiring | " breit | " | " |
| 12. Matiker | " " | " | " |
| 13. Vineger | " schmal | " | " |
| 14. Capunatei | " gross | sehr gross | " |
| 15. Ey-Ey | " schmal | gross | schmal |
| 16. Jimy | " breit | sehr gross | wulstig |

| | Form | | |
|---|---|---|---|
| | der Ohrmuschel | des Halses, Nacken | der Brust |
| 1. Tarass | sehr klein | voll, rundlich | normal, gut gewölbt |
| 2. Kai-Kai | „ gross | „ „ | „ „ „ |
| 3. Soarini | klein, länglich | „ „ | schmal |
| 4. Atuasira | gross, „ | lang „ | schmal, eingefallen |
| 5. Saija | klein, „ | kurz „ | voll |
| 6. Jonny Gorei | gross, breit | kurz | eingefallen |
| 7. Barakosa | länglich | kurz,rund (Stiernack.) | voll |
| 8. Melo | „ | kurz, rund | „ |
| 9. Jack | gross, breit | „ „ | „ |
| 10. Kupana | „ „ | lang | „ |
| 11. Meiring | längl., abstehend | „ | eingefallen |
| 12. Matiker | gross, rund | kurz, gedrungen | voll, breit |
| 13. Vineger | gross, abstehend | kurz | eingefallen |
| 14. Capunatei | gross, rund | rund | voll, breit |
| 15. Ey-Ey | „ „ | länglich | eingefallen |
| 16. Jimy | klein, rund | kurz, gedrungen | sehr breit |

| | Form | | |
|---|---|---|---|
| | des Bauches | der Waden | der Beine |
| 1. Tarass | normal | schlecht entwickelt | stark und voll |
| 2. Kai-Kai | „ | „ „ | „ „ „ |
| 3. Soarini | „ | „ „ | „ „ „ |
| 4. Atuasira | aufgetrieben | „ „ | „ „ „ |
| 5. Saija | sehr aufgetrieben | „ „ | „ „ „ |
| 6. Jonny Gorei | normal | „ „ | schwächlich |
| 7. Barakosa | „ | gut „ | stark und voll |
| 8. Melo | „ | „ „ | „ „ „ |
| 9. Jack | „ | „ sehr stark „ | „ „ „ |
| 10. Kupana | „ | „ „ | „ „ „ |
| 11. Meiring | „ | schwach „ | dünn |
| 12. Matiker | „ | sehr stark „ | sehr starke Schenkel |
| 13. Vineger | eingefallen | schwach „ | sehr schwach u. dünn |
| 14. Capunatei | normal | sehr stark „ | stark und voll |
| 15. Ey-Ey | „ | schwach „ | dünn |
| 16. Jimy | „ | gut „ | stark und kräftig |

| | Form des Gesässes | Form der Geschlechtsteile |
|---|---|---|
| 1. Tarass | voll und stark | grosser Penis, kleine Hoden |
| 2. Kai-Kai | etwas hottentottenartig | „ „ nur 1 Hode (1 wurde v. Schwein abgebissen) |
| 3. Soarini | voll, abstehend | gross |
| 4. Atuasira | hottentottenartig | sehr grosser P., kleine Hoden |
| 5. Saija | „ | kleiner P., grosse Hoden |
| 6. Jonny Gorei | „ | grosser P., mittelgrosse Hoden |
| 7. Barakosa | „ | „ „ grosse „ |
| 8. Melo | „ | „ „ „ „ |
| 9. Jack | „ | „ „ „ „ |
| 10. Kupana | „ | „ „ „ „ |
| 11. Meiring | „ | „ „ „ „ |
| 12. Matiker | schwach | „ „ kleine „ |
| 13. Vineger | voll und stark | „ „ grosse „ |
| 14. Capunatei | schwach | „ „ „ „ |
| 15. Ey-Ey | hottentottenartig | „ „ kleine „ |
| 16. Jimy | „ | „ „ grosse „ |

| | Messungen in Zentimetern. Scheitel Sohle | Wagerechter Durchmesser des Schädels von Nasenwurz. bis Hinterkopf | Wagerechte Breite des Schädels von Ohr zu Ohr | Höhe des Gesichtes von Nasenwurzel | Breite des Gesichtes Wangenbein zu Wangenbein |
|---|---|---|---|---|---|
| 1. Tarass | 160 | 17,8 | 13,7 | 10,2 | 12,6 |
| 2. Kai-Kai | 183 | 19 | 14,9 | 12,5 | 13 |
| 3. Soarini | 150 | 15,6 | 14 | 10 | 9,5 |
| 4. Atuasira | 151,5 | 18 | 14 | 11 | 12 |
| 5. Saija | 151 | 18,5 | 14,5 | 10,2 | 10 |
| 6. Jonny Gorei | 167 | 18,2 | 14,1 | 10,3 | 12,4 |
| 7. Barakosa | 161 | 17,9 | 13,7 | 10,3 | 12,5 |
| 8. Melo | 163 | 18,3 | 13,9 | 10,4 | 12,6 |
| 9. Jack | 153 | 15,5 | 14 | 10,2 | 9,6 |
| 10. Kupana | 152 | 18,2 | 14 | 11 | 12 |
| 11. Meiring | 154,5 | 18,3 | 13,7 | 11,2 | 10 |
| 12. Matiker | 166 | 18,3 | 14,1 | 10,3 | 12,4 |
| 13. Vineger | 162 | 17,7 | 13,6 | 10,2 | 12,7 |
| 14. Capunatei | 166 | 18,7 | 14 | 12,3 | 10,5 |
| 15. Ey-Ey | 164 | 18,2 | 14,2 | 10,3 | 12,3 |
| 16. Jimy | — | — | — | — | — |

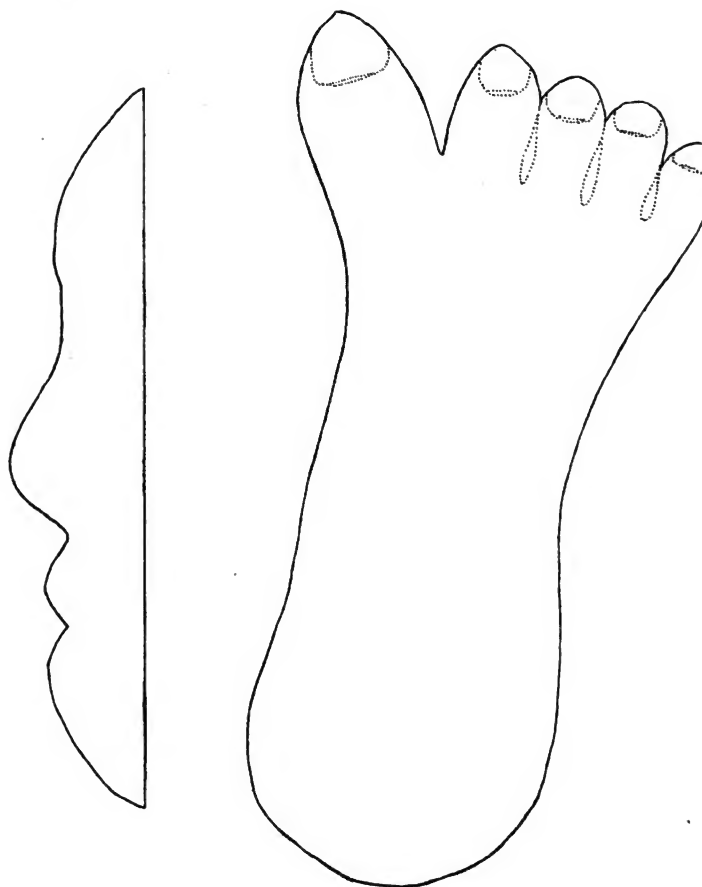
| | Messungen in Zentimetern. | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| | Nasenhöhe | Senkrechte Höhe des Kopfes | Länge des Halses | Länge des Rumpfes | Höhe des Nabels über Fusshöhe |
| 1. Tarass | 4,5 | 20,5 | 7 | 58,5 | 92 |
| 2. Kai-Kai | 5 | 23 | 7,3 | 61 | 107,5 |
| 3. Soarini | 4,5 | 20,8 | 7,1 | 51 | 84 |
| 4. Atuasira | 5,5 | 19 | 7,2 | 50 | 91 |
| 5. Saija | 4 | 21 | 7,3 | 52 | 86 |
| 6. Jonny Gorei | 4,3 | 20,9 | 7,1 | 60,5 | 99 |
| 7. Barakosa | 4,5 | 20 | 7,2 | 58,6 | 91 |
| 8. Melo | 5,3 | 21,2 | 6,9 | 59,9 | 92,3 |
| 9. Jack | 4,5 | 20,9 | 7,1 | 52 | 84 |
| 10. Kupana | 5,6 | 20 | 7,2 | 52,3 | 90 |
| 11. Meiring | 4,8 | 20,5 | 7,3 | 53 | 87,5 |
| 12. Matiker | 4,2 | 21,2 | 7,3 | 61,5 | 95,3 |
| 13. Vineger | 4,5 | 20,8 | 7,1 | 60,5 | 93,5 |
| 14. Capunatei | 5,3 | 21,2 | 6,9 | 61,5 | 92,9 |
| 15. Ey-Ey | 5,1 | 20,8 | 7,1 | 60,5 | 99,2 |
| 16. Jimy | — | — | — | — | — |

| | Messungen in Zentimetern. | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| | Entfernung der Schamfuge von der Sohle | Obere Nasenweite Augenwinkel zu Augenwinkel | Untere Nasenweite | Länge des Nasenrückens | Horizontaler Kopfumfang |
| 1. Tarass | 75 | 2,9 | 3,4 | 3,8 | 53 |
| 2. Kai-Kai | 92 | 2,4 | 4 | 5 | 53 |
| 3. Soarini | 71,2 | — | — | — | 49 |
| 4. Atuasira | 75,5 | — | — | — | 54 |
| 5. Saija | 72 | — | — | — | 53 |
| 6. Jonny Gorei | 79,2 | 2,8 | 3,6 | 4,1 | 53,5 |
| 7. Barakosa | 76 | 2,6 | 3,4 | 4 | 53,6 |
| 8. Melo | 75 | 2,3 | 4 | 4 | 52,1 |
| 9. Jack | 72,5 | 2,5 | 3,9 | 3,9 | 52,2 |
| 10. Kupana | 72,6 | 2,8 | 4,1 | 5 | 51,9 |
| 11. Meiring | 74,5 | 2,6 | 3,6 | 4,8 | 53,2 |
| 12. Matiker | 76,3 | 2 | 3,7 | 4,6 | 54,2 |
| 13. Vineger | 75,1 | 2,3 | 4 | 3,9 | 54,3 |
| 14. Capunatei | 77 | 2,1 | 4,2 | 5 | 52,3 |
| 15. Ey-Ey | 76,2 | 2,4 | 3,6 | 4,1 | 53,1 |
| 16. Jimy | — | — | — | — | — |

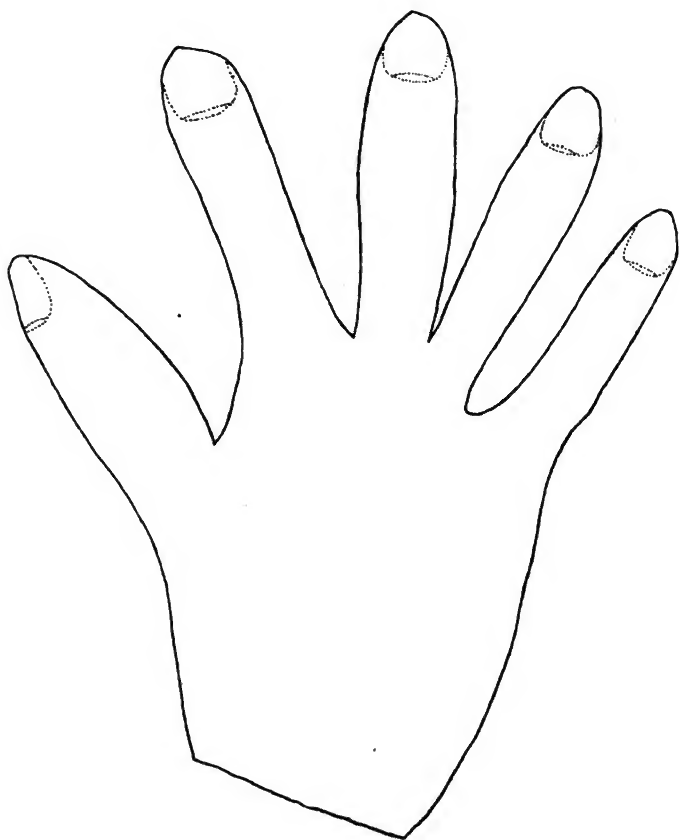
| | Messungen in Zentimetern. | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Querkopfbogen, hintere Partie, Ohröffnung zu Ohröffnung | Brustumfang über Brustwarzen gemessen | Abstand der Brustwarzen | Schulterbreite | Bauchmess. über den Nabel | Beckenbreite |
| 1. Tarass | 36,5 | 78 | 18 | 36 | 76 | 26 |
| 2. Kai-Kai | 38 | 89 | 20 | 39 | 84 | 32 |
| 3. Soarini | 35 | 75 | 18 | 35,8 | 67 | 19,5 |
| 4. Atuasira | 36 | 72 | 19 | 36 | 74 | 22 |
| 5. Saija | 35 | 71 | 16,5 | 36 | 74 | 23 |
| 6. Jonny Gorei | 35,6 | 73 | 17,9 | 35,5 | 76 | 25 |
| 7. Barakosa | 36,5 | 79,5 | 18 | 36,5 | 76,6 | 26,2 |
| 8. Melo | 36 | 77 | 19 | 35,9 | 74 | 22 |
| 9. Jack | 37,2 | 78 | 20 | 35,9 | 76 | 25 |
| 10. Kupana | 38 | 80 | 20,5 | 36,2 | 75,5 | 25,7 |
| 11. Meiring | 35,9 | 79 | 17,5 | 36 | 73,2 | 22,5 |
| 12. Matiker | 36,9 | 81 | 18 | 36,4 | 75,5 | 25,8 |
| 13. Vineger | 36,7 | 79,5 | 19 | 36,1 | 76,8 | 22,6 |
| 14. Capunatei | 35,9 | 80 | 20 | 36,3 | 75,1 | 26,1 |
| 15. Ey-Ey | 36,8 | 77,9 | 19,5 | 35,7 | 74 | 23 |
| 16. Jimy | — | — | — | — | — | — |

| | Messungen in Zentimetern. | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Länge des Vorderarmes ohne Hand | Länge der Hand | Länge des rechten Beines bis zur Sohle | Länge des Oberschenkels | Länge des Unterschenkels | Länge des Fusses |
| 1. Tarass | 25,5 | 18 | 83,5 | 43 | 40,5 | 23 |
| 2. Kai-Kai | 29 | 19 | 102 | 53 | 49 | 24 |
| 3. Soarini | 22,5 | 18 | 75 | 34 | 41 | 22 |
| 4. Atuasira | 23,5 | 18 | 80 | 35 | 45 | 23,5 |
| 5. Saija | 24 | 18 | 75 | 35 | 40 | 23,5 |
| 6. Jonny Gorei | 25,4 | 19 | 91 | 44,5 | 46,6 | 24 |
| 7. Barakosa | 25,3 | 17 | 82 | 37 | 45 | 23 |
| 8. Melo | 25,6 | — | 83 | 39,6 | 44,5 | 24 |
| 9. Jack | 24,3 | — | 75 | 34 | 41 | — |
| 10. Kupana | 25,8 | — | 75 | 35 | 40 | — |
| 11. Meiring | 24,3 | — | 80 | 38 | 42 | — |
| 12. Matiker | 25 | — | 83 | 39 | 44,5 | — |
| 13. Vineger | 24,4 | — | 84 | 41 | 43 | — |
| 14. Capunatei | 25,1 | — | 86 | 40 | 46,2 | — |
| 15. Ey-Ey | 23,3 | — | 80 | 38 | 42 | — |
| 16. Jimy | — | — | — | — | — | — |

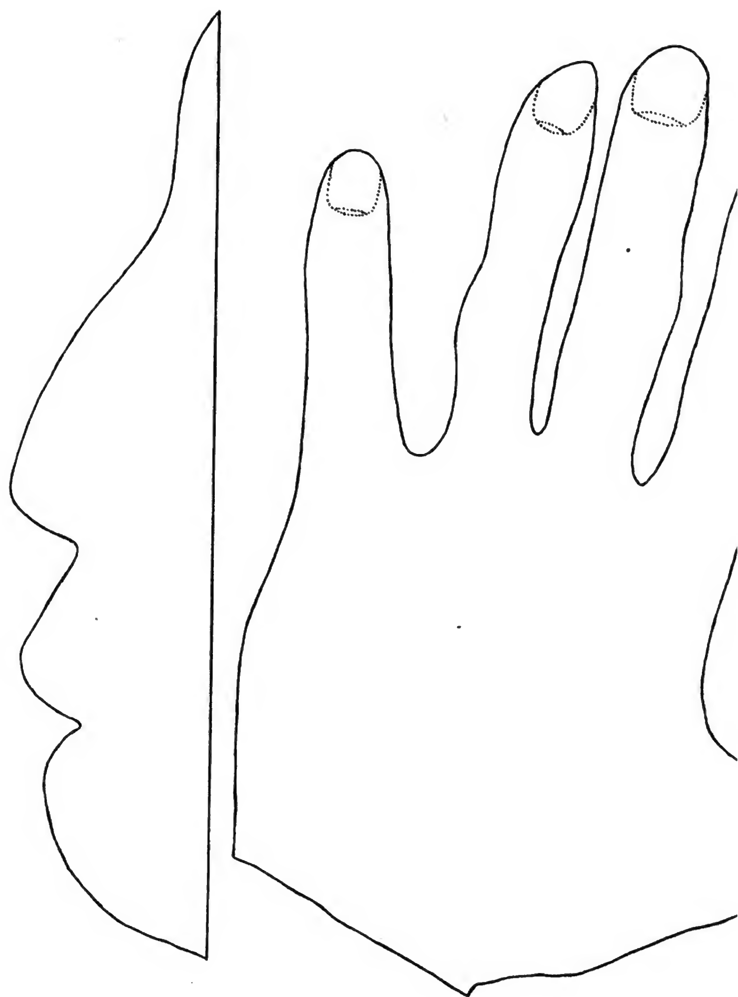
# INHALTS-VERZEICHNIS.



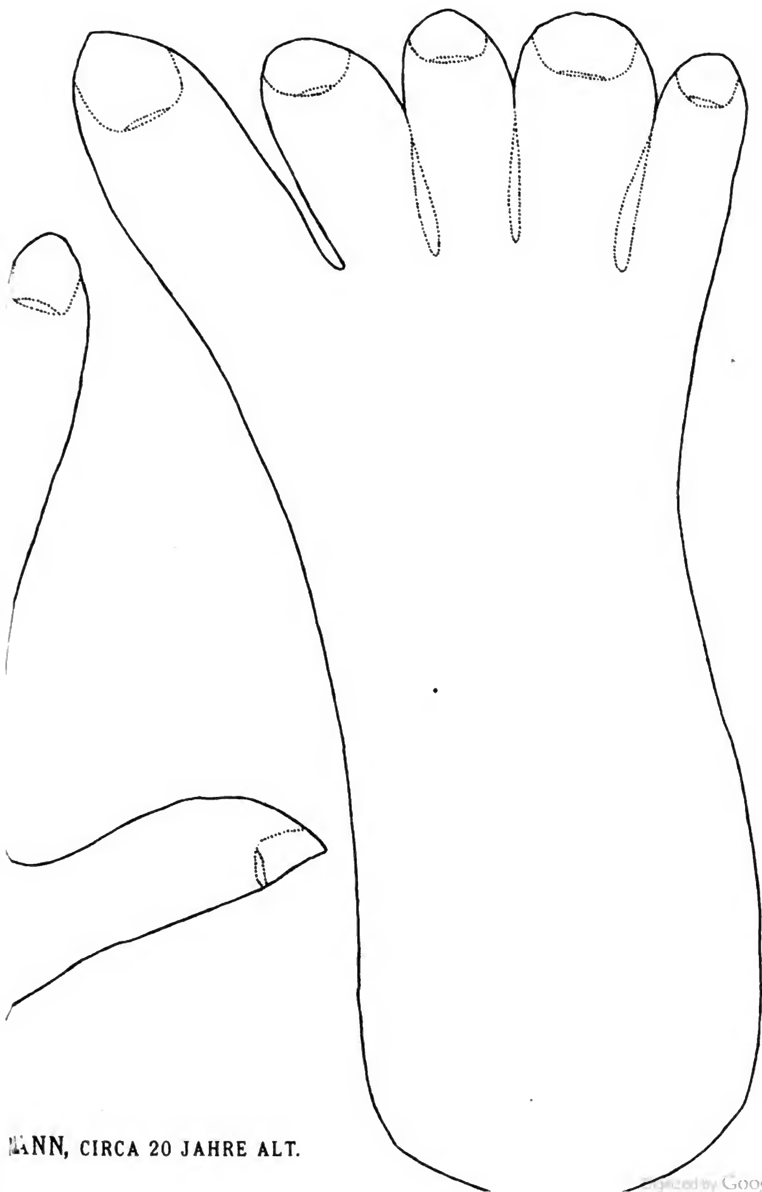
I. ALU. KIND,



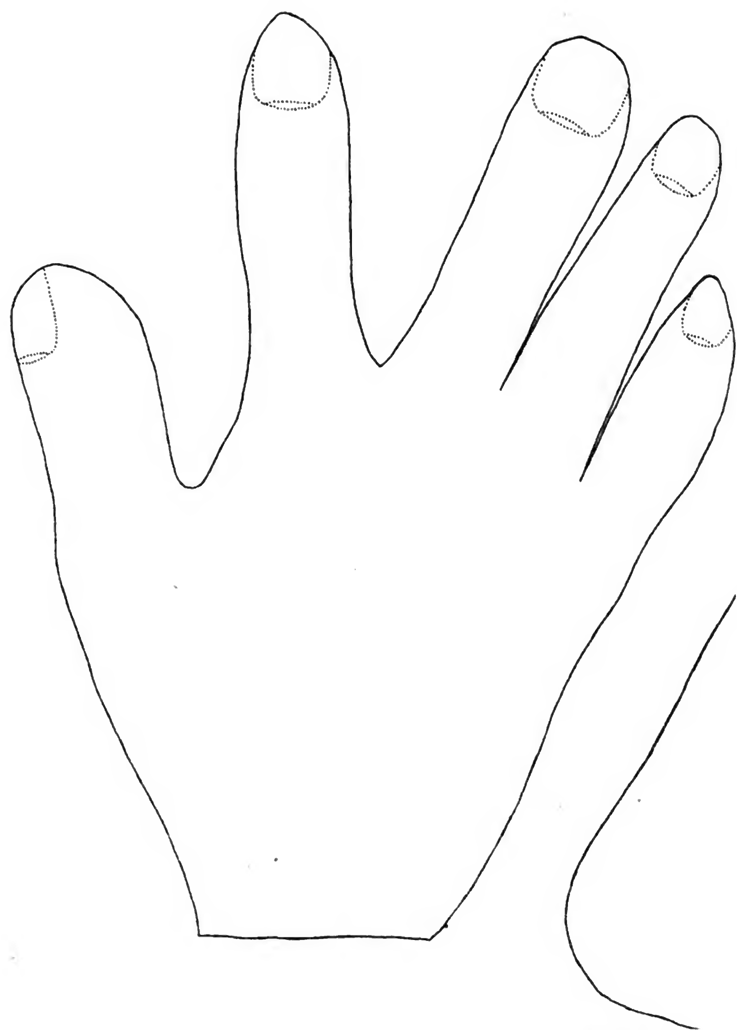
IRCA 8 JAHRE ALT.



II. ALU. I



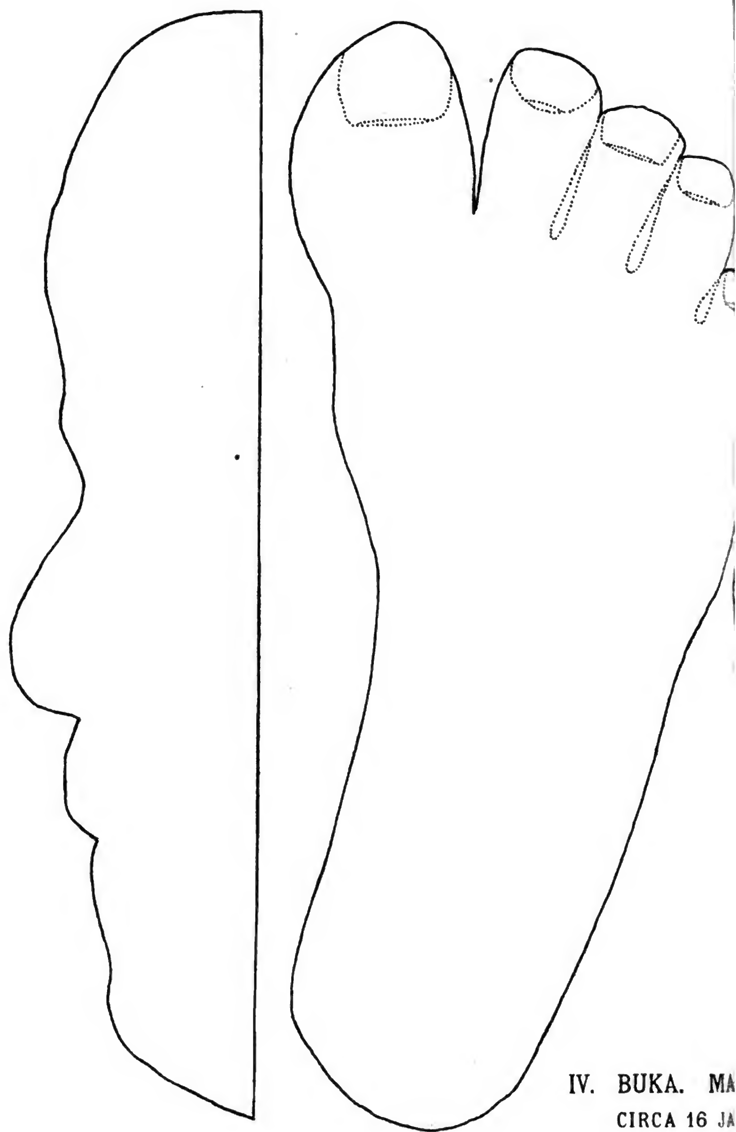
MANN, CIRCA 20 JAHRE ALT.



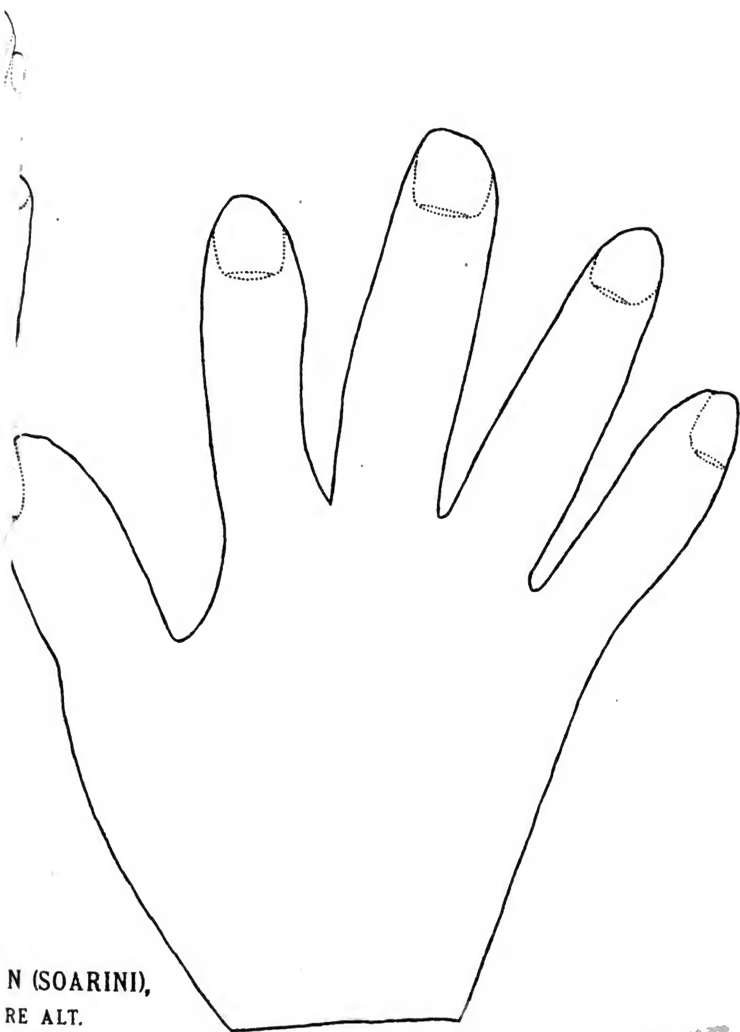


III. BUKA. MANN (SAIJA),

CIRCA 17 JAHRE ALT.



IV. BUKA. MA
CIRCA 16 JA

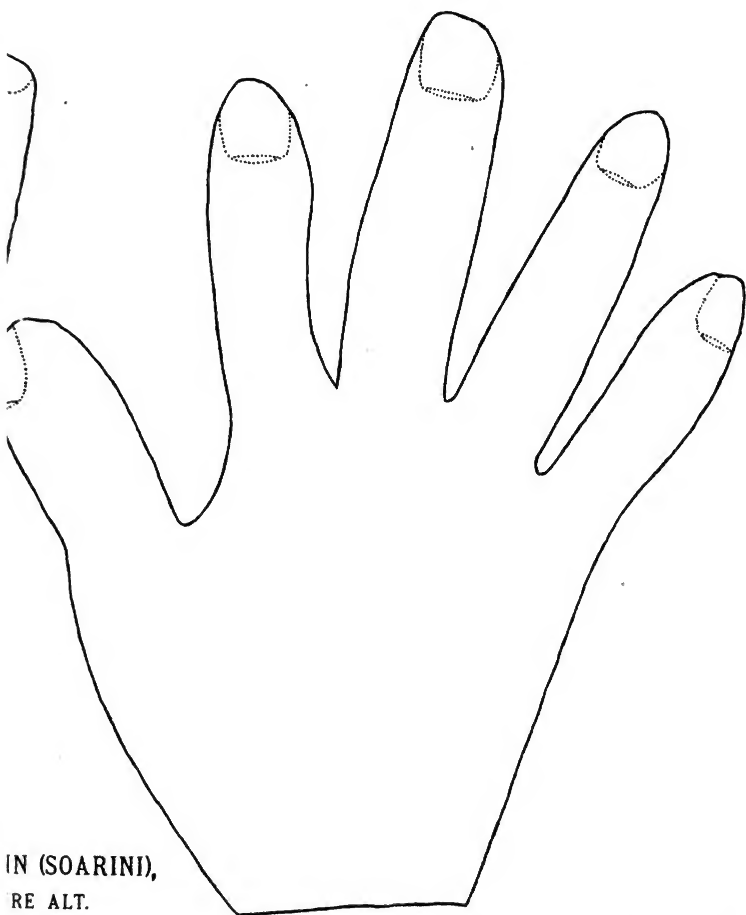


N (SOARINI),
RE ALT.



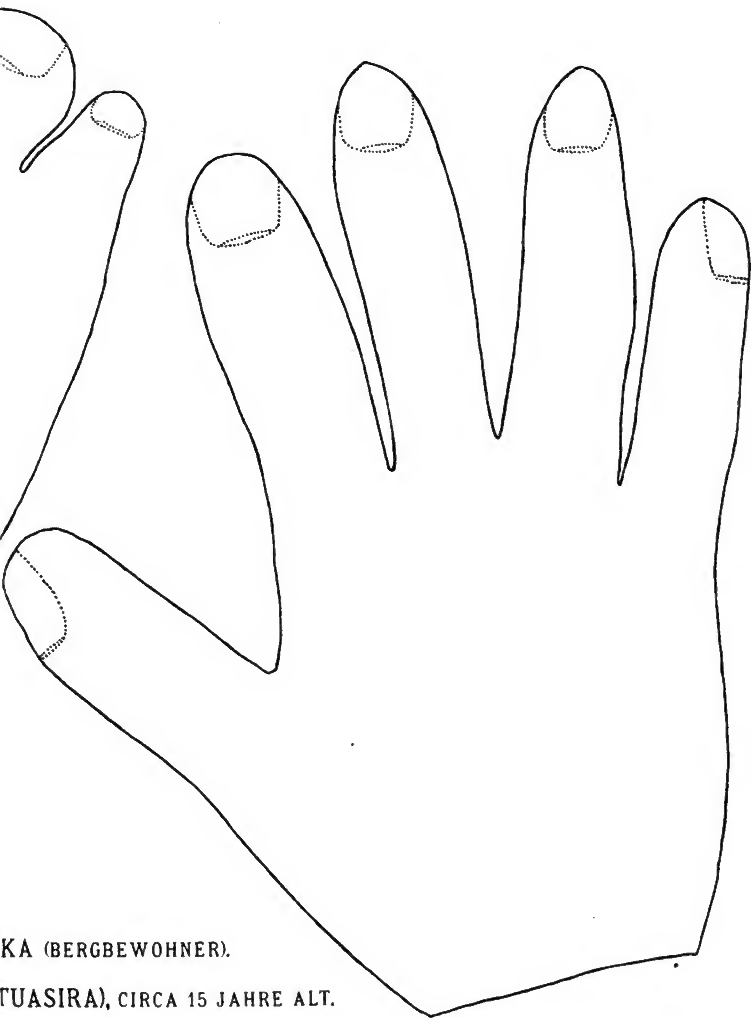
IV. BUKA. MA

CIRCA 16 JA



IN (SOARINI),
RE ALT.

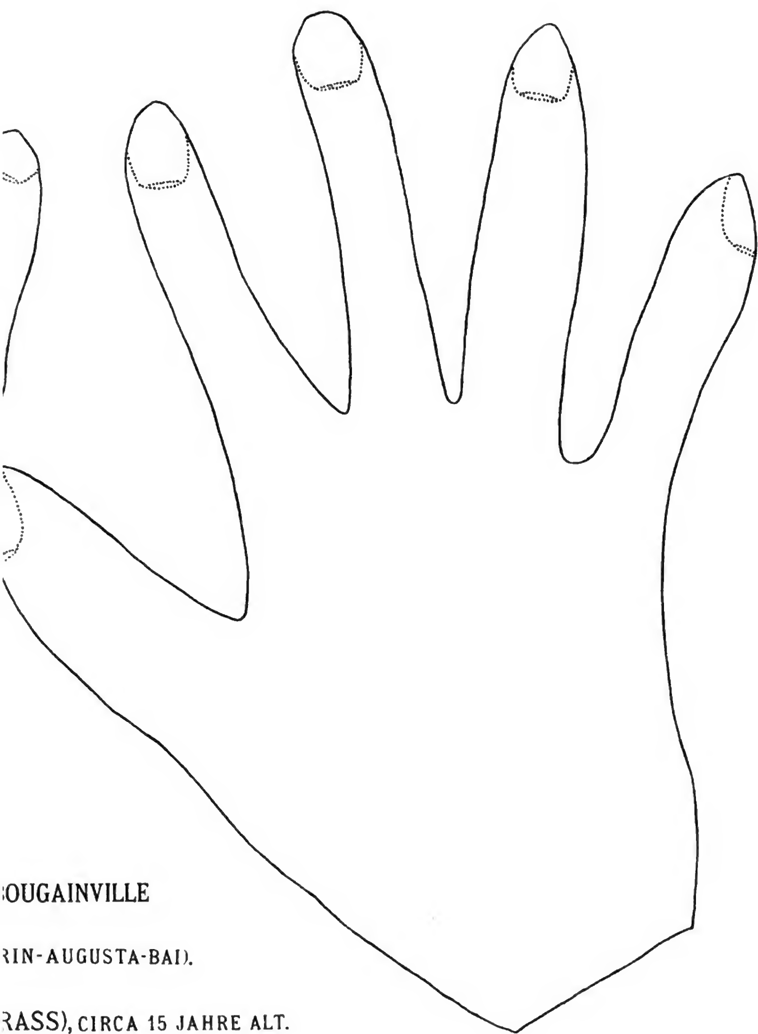

V. BU
MANN (AT



KA (BERGBEWOHNER).

TUASIRA), CIRCA 15 JAHRE ALT.

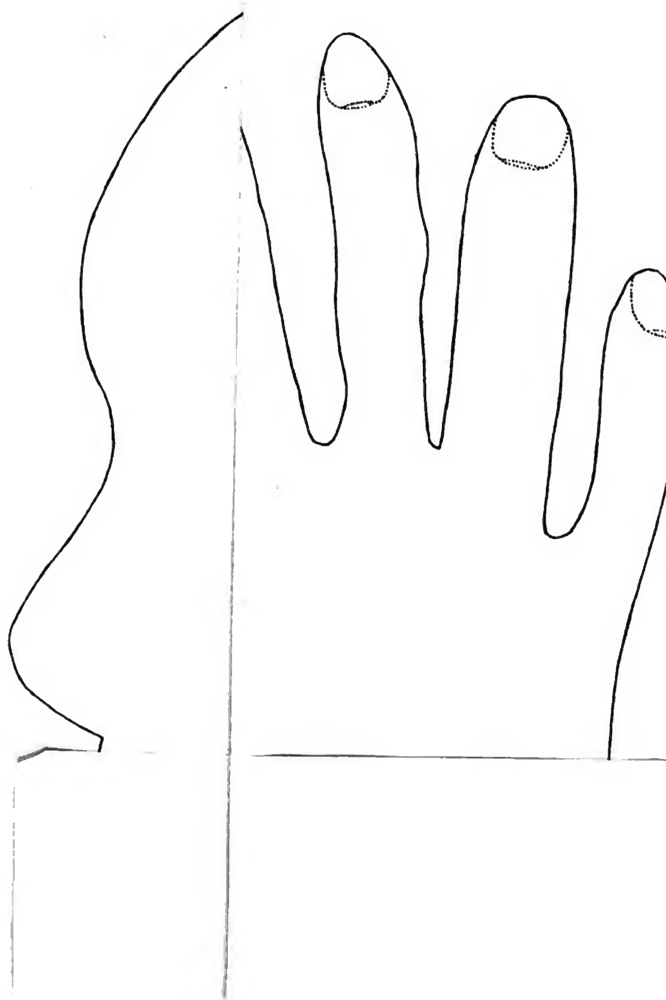

VI. B
(KAISE
MANN (TA

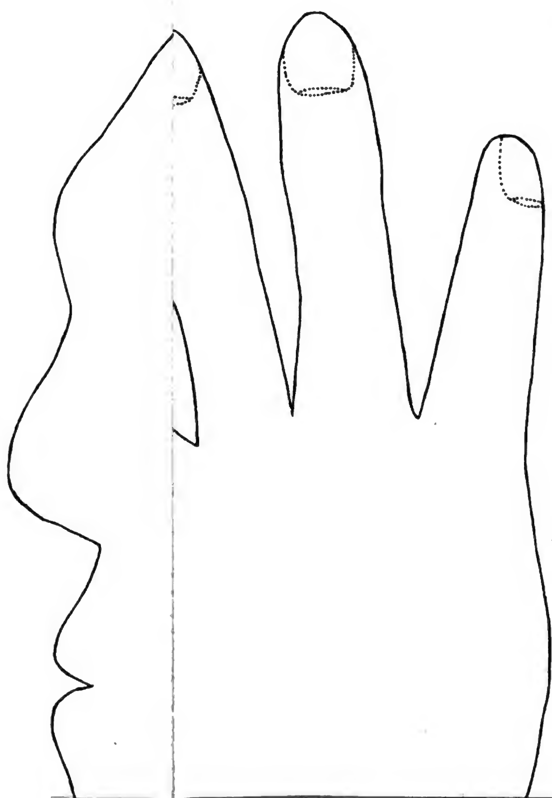


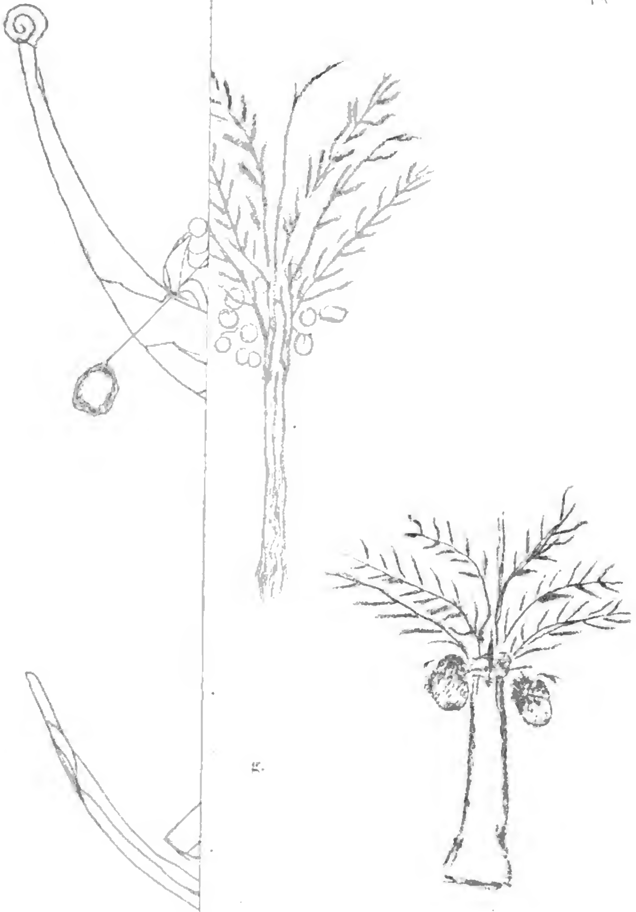
:OUGAINVILLE

}IN-AUGUSTA-BAI).

}ASS), CIRCA 15 JAHRE ALT.

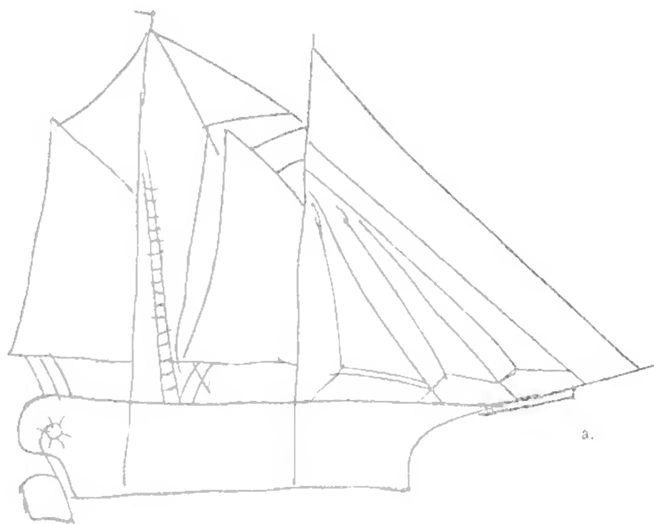


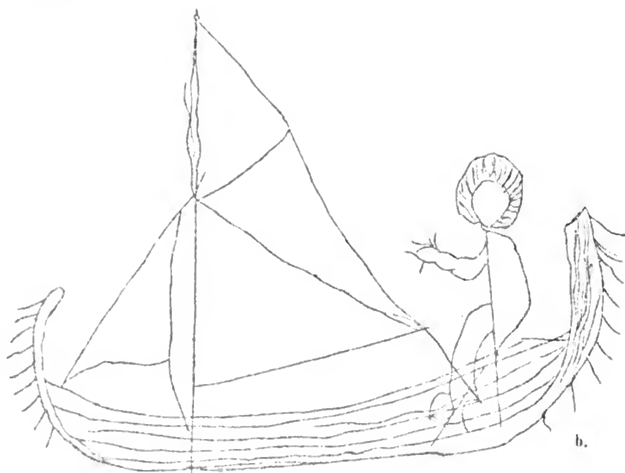





ZEICHNUNGE NGEBORENEN DER SHORTLANDS-INSELN.

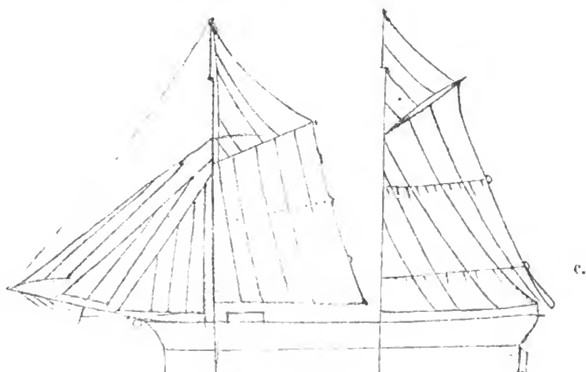
e. VON EINEM 15JÄHRIGEN MANNE ANGEFERTIGT.



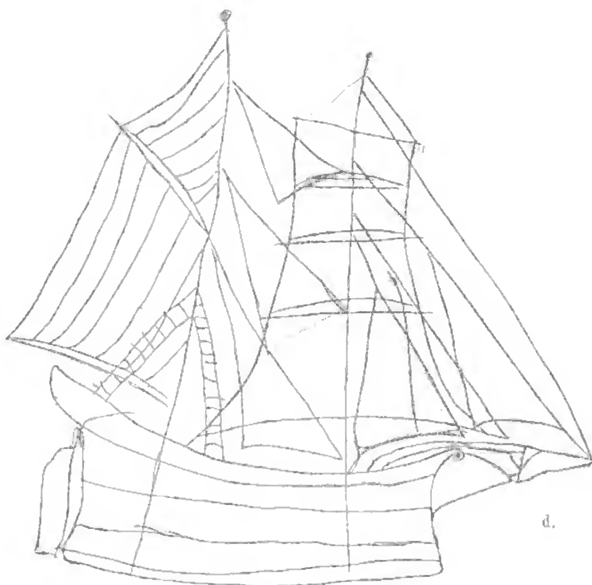




ZEICHNUNGEN VON EINGEBORENEN DER SHORTLANDS-INSELN.

a. VON EINEM 18JÄHRIGEN MANNE, b. VON EINEM 18JÄHRIGEN MANNE.



c.



d.

ZEICHNUNGEN VON EINGEBORENEN DER SHORTLANDS-INSELN.

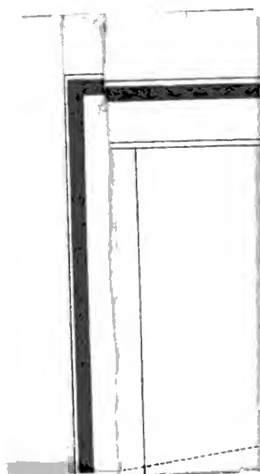
c. VON EINEM 20JÄHRIGEN MANNE, (HÄUPTLING FERGUSON).

d. VON EINEM 18 " " "

2

15'

val





3





